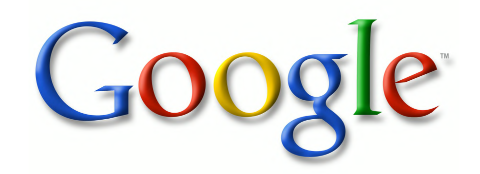






Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



Vierter Theil.

Zweyte Auflage.

Berlin und Stettin, 1779.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe
des vierten Theils

Acht und funfzigster Brief. Von der Menge der Nachahmer unter den deutschen Schriftstellern. S. 207.

Neun und funfzigster Brief. Beurtheilung der Prosaischen Gedichte. S. 210.

Sechzigster Brief. Grifflose Köpfe taugen in der Republik nicht einmal zu blosen Taglöhnern. Ankündigung des Handbuchs der schönen Wissenschaften vom Hrn. Pr. Gottsched. S. 221

Ein und sechzigster Brief. Beurtheilung des kurzen Begriffs aller Wissenschaften vom Herrn Pr. Sulzer. Anzeige einiger von seinen Aufgaben für die Gelehrten.

Zwey und sechzigster Brief. Fernere Anmerkungen über Sulzers Werk; über den Vorschlag zu einer philosophischen Grammatik; über die allgemeine Sprache; von der Mahlerkunst; von der practischen Philosophie. S. 230

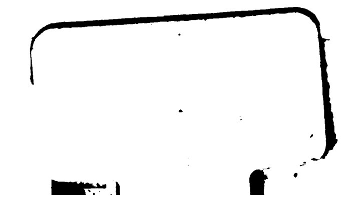
Drey und vier und sechzigster Brief. Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das beste diesem Trauerspiele aus Rowe's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray. S. 242

Fünf und sechzigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. Pr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Anschnarchen sey. S. 269

Sechs und sechzigster Brief. Anmerkungen über die Idealschönheit in den schönen Wissenschaften. S. 285

Sieben und sechzigster Brief. Des Herrn Iselins Versuch über die Gesetzgebung wird angezeigt. S. 292.

Acht







Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.



Vierter Theil.

Zweyte Auflage.

Berlin und Stettin, 1779.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe
des vierten Theils

Acht und funfzigster Brief. Von der Menge der Nachahmer unter den deutschen Schriftstellern. S. 207.
Neun und funfzigster Brief. Beurtheilung der Prosaischen Gedichte. S. 210.
Sechzigster Brief. Geistlose Köpfe taugen in der Republik nicht einmal zu blosen Taglöhnern. Ankündigung des Handbuchs der schönen Wissenschaften vom Hrn. Pr. Gottsched. S. 221
Ein und sechzigster Brief. Beurtheilung des kurzen Begriffs aller Wissenschaften vom Herrn Pr. Sulzer. Anzeige einiger von seinen Aufgaben für die Gelehrten.
Zwey und sechzigster Brief. Fernere Anmerkungen über Sulzers Werk; über den Verschlag zu einer philosophischen Grammatik; über die allgemeine Sprache; von der Maßlerkunst; von der practischen Philosophie. S. 230
Drey und vier und sechzigster Brief. Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das beste diesem Trauerspiele aus Rowe's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray. S. 242
Fünf und sechzigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. Pr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Anschnarchen sey. S. 269
Sechs und sechzigster Brief. Anmerkungen über die Idealschönheit in den schönen Wissenschaften. S. 285
Sieben und sechzigster Brief. Des Herrn Iselins Versuch über die Gesetzgebung wird angezeigt. S. 292.

Acht

Acht und neun und sechzigster Brief. Anzeige der Staatsbriefe des Herrn von Fabricius. Vergleichung derselben mit einigen Stellen aus Voltairens Geschichte Carls XII. woraus erhellet, daß sich Voltaire kein Gewissen macht, Begebenheiten anders zu erzählen, als sie vorgegangen sind. S. 307.

Siebenzigster Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn Leßing. Kurzer Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel. S. 327.

Ein und siebenzigster Brief. Anzeige des Herrn Pr. Uhls Sylloge noua epistolarum. S. 349.

Zwey und siebenzigster Brief. Von dem von der Berlinischen Akademie aufgesetzten Preise, auf die Lehre von dem Einfluße der Meinungen in die Sprachen. Herr Pr. Michaelis hat in seiner Preisschrift einen Punkt in der Aufgabe nicht berührt auch nicht berühren können. S. 365.

Drey und siebenzigster Brief. Einige fernere Anmerkungen bey Gelegenheit der Preisschrift. Vertheidigung des Cicero wegen des Worts Voluptas und des Summum bonum der Epicuräer.

Vier und siebenzigster Brief. Noch einige Anmerkungen über die Ausdrücke Summum bonum und Jus naturae; über einen paradoxen Satz des sel. Herrn Hofrath Schmauß. S. 381.

Fünf und siebenzigster Brief. Ueber die Abhandlung so in der Sammlung der Preisschriften nach der Abhandlung des Herrn Pr. Michaelis folgt, und den Ursprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten sucht. S. 389.

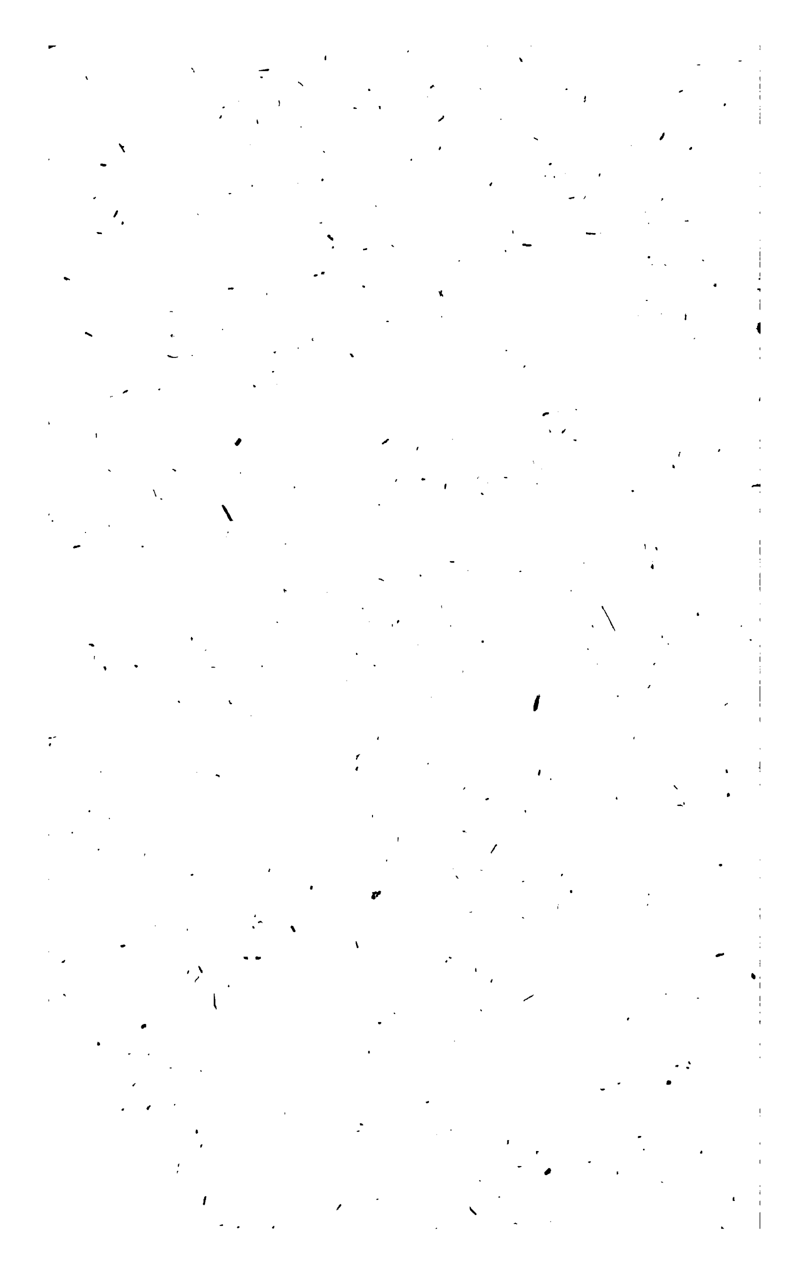
Sechs und siebenzigster Brief. Grammatici certant et adhuc sub iudice lis est. S. 397.

Briefe,

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Vierter Theil.



Briefe,
die neuste Litteratur betreffend.

I. Den 4. October, 1759.

Acht und funfzigster Brief.

Die Nachahmer sind in Deutschland zu Hause! dis ist weltbekannt. Unfähig selbst ein Original zu seyn, ahmte vor nicht gar langer Zeit, noch die ganze Nation ein fremdes Volk nach, Originals genug, wenn sie wieder von einigen kleinen Staaten copiret wurde. Copien von Copien vervielfältigten sich und dünkten sich wieder Originale. ——— Sollte es wohl jetzo in den deutschen schönen Wissenschaften nicht besser gehen. Sind etwa die wenigen Köpfe unter uns, die wir Originale nennen, selbst Copien, und die gewaltige Menge unserer mittelmäßigen Schriftsteller, die so gern in dem Tone berühmter Männer singen, wieder

Copien. Ja warlich die letzten sind es, und zwar meistens höchstschlechte. Gewis nicht wie die berühmte Copie des Andreas del Sarto die Julius Romanus, der selbst die Draperie an Raphaels Originale gemahlet hatte, nicht von dem Originale zu unterscheiden wußte. O nein, so wie ein schlechter Mahler zu einem Gemälde alle berühmte Meister in Contribution setzet, einen Guido auf ein paar Kopfstellungungen, einen Raphael auf eine Figur, einen Rubens auf eine zusammengestellte Gruppe, und einen Rosa auf eine Aussicht schätzet; so machet es ohngefehr z. B. der Verfasser der Schilderungen: Von dem englischen Homer eine Beschreibung; von dem Französischen Plato eine Betrachtung, vom Thomson eine Schilderung, vom Hume einen Einfall, vom Derham ein bisgen Physik, vom Trublet eine Tirade, und wohl gar ein Gedankchen, ein paar Versgen von Dusch. Siehe da auf einmahl eine ganze olla patrida.

Doch

Doch Deutschland hat wirklich Original-köpfe: Aber es sind derselben so wenige, daß man bey der allgemeinen Wuth, nachzuahmen, die unsere Nation beweiset, unsern mittelmäßigen Köpfen wirklich wünschen möchte, daß sie besser nachahmen lernten. Wann ich ein neues deutsches sogenanntes witziges Buch in die Hand nehme, so bereite ich mich schon zum voraus die Gedanken der bekanntesten Engländischen oder deutschen Schriftsteller (dann bis zur Nachahmung der Alten wagen sich unsere junge Leute nicht leicht) zu finden. Ich finde sie aber wie? jeder Gedanke liegt da — zerrissen, entstellt, unkenntlich. So lag Hektor, als ihm Aiax einen Stein an den Hals geschleudert hatte. * Hin sank er in den Staub, der starke Hektor, der Spieß fiel aus seinen Händen, auch der Schild und der Helm entfiel ihm. —

* S. die vierzehnte Ilias.

Re.

Neun und funfzigster Brief.

Ein ganz neuer Schriftsteller * den ich eben in die Hände genommen habe, ist auch ein Nachahmer. Er ist ein angehender Schriftsteller, wie ich fast aus der weitläufigen Vertheidigung, die er in der Vorrede macht, schliessen möchte, aber es fehlet ihm nicht an Genie. Er ahmt den wirklich in seiner Art unnachahmlichen Geßner nach, nicht in dem Gegenstande, sondern bloß in der Schreibart. Wie glücklich, mögen Sie aus folgender Stelle beurtheilen:

„Trage mich auf deinen kühlenden Flü„geln schneller Boreas, nach Cypern hin, „wo Bachus neue nektarische Reben pflanzt, „und die Liebesgötter am Traubengeländer „trinken lehret. Hervor, hervor, schneller „Boreas aus dem äolischen Kerker! denn o „Lenäus! mich durstet nach deinem Wein „in Cypern gepflanzt, wo die Liebe herrscht. „Zu lange schon säuselt mir in dem bekränz„ten

* Prosaische Gedichte, Altona bei David Iversen, 1759. in klein Octav.

„ten Haare der träge West: Ein Wunder
„wann er ein leichtes Band über die Scheitel
„empor haucht! hervor, hervor, schneller
„Boreas aus dem äolischen Kerker: Meine
„tobende Brust schmilzt von flatternden Flam-
„men, nur Cyperwein kan diese Brunst löschen.
„Treibe mich hin über die fetten Fluren, daß
„mein hurtiger Fuß nicht auf den Spitzen des
„Grases oder den bunten Köpfchen der Viole
„verweile und Rosenduft vor mir her durch
„den weichenden Aether wandle. Trage mich
„weg über die furchtbaren Wogen, daß der
„aufkochende Schaum meine Zehen nicht
„netze! vor der staunenden Scylla vorüber,
„wann ihr sechsfacher Rachen dem nahen
„Raube sich öfnet, und fürchterlich hinter mir
„brüllt, daß er vergebens sich öfnet."

Dis ist der Anfang eines artigen kleinen Gedichts, das Cypern betittelt ist. Wollen Sie mehr davon wissen? Der Verfasser eilet nach Cypern; nicht der Boreas, sondern Bachus selbsten führt ihn auf seinem Wagen von Tygern gezogen. Er trinkt Cyperwein. —

Hier kommt eine Bachanalie, und ein Aufzug die der Reißfeder eines la Fage würdig wären.

„Wie ein fröhlicher Gems auf spitzigen Gipfeln hoch im Nebel daherhüpft, so hüpf ich durch die tanzenden Wiesen, und über das wankende Gestade, und unter die spielenden vervielfältigten Bäume des idalischen Hayns. Die Eichen lauffen hinter mir her, aus ihren Wurzeln gerissen, und die Dryaden hinter den Eichen, voll Bestürzung, daß ihre Wohnung entfliehen. Taumelnd flattern die trunknen Nachtigallen im Laube auf beseelten Aesten, und singen Trinklieder."

„Wohin, diese schreyende Nymphe, die dort durchs Gebüsche flieht, und den Gürtel hält, das er sich nicht in den Rosenhecken verwickle? Ein berauschter Faun läuft stolpernd mit dem vollen Kruge hinter ihr her, daß der verschüttete Most an dem Riedgrase herabtröpft, und er ruft: Verzieh, schöne Nymphe, verzieh! ich will aus diesem Kruge die Liebe dich lehren. Trink, schöne Nymphe, trink! denn da ich trank, empfand ich, daß ich dich liebte. Sieh her, ich will trinken! —

Der

Der Faun setzte den Krug an den durstenden Mund: aber der Most lag im Riedgrase. Als er wieder aufsah, war die Nymphe verschwunden. Und nun schalt der Betrogne zornig die Nymph' und den leeren Krug, und warf ihn an einen Baum, daß die Scherben umherflogen."

„Allein ich habe die Nimphe gesehen, da sie floh. Ich will sie verfolgen; die Lose, bis ich sie bey ihrem Gürtel ergreife, und sie freundlich zurück sieht: und denn will ich plötzlich sie küssen. Da stehet sie am Gestade, und spiegelt sich stolz in der Fluth, wie eine Tethys: denn sie sieht mich nicht, wie ich leise zu ihr schleiche, und itzt hinter ihr stehe, und itzt zufahre, und itzt ihren Gürtel —— ach Boshafte! — nichts als den Gürtel in der Hand halte, ein luftiges Kleid, das wie Blumenduft unter meinen Fingern verfliegt. Wie bin ich beschämt! Die Arglistige! sie sprang in die Fluthen, und ehrerbietige Wogen trugen sie weit von mir hinweg, von Delphinen verfolgt."

„Der Abgrund des Meeres eröfnet sich. In erheiterter Majestät erhebt Neptun den hohen Dreyzack, und spaltet die schwarzen getürmten Wogen. Nereus, der Tethys blühender Sohn, steigt aus den Wogen: hinter ihm folgen Tritonen im lauten Triumphe krummer Trompeten, und Aeol, und die Schönen des Meers; denn die Göttin dieser Insel hält ihren glänzenden Einzug. Auf ihrem vielfarbigtem Muschelwagen fährt sie lächelnd daher, wie da, als der gebährende Schaum sie ans Gestade trug, und der holdselige Embryo, königlich schon in seiner Geburt, an das Ufer sprang. Gehorsam schwieg das brausende Meer, und warf sanfte musikalische Wellen an den Strand, der jungen Göttin ein feyerlicher Lobgesang. Von nahen Zweigen grüßten die Vögel sie, und Flora schuf fühlende Blumen unter ihren Tritten, die sich gefällig hinschmiegten, von ihr betreten zu seyn. Die Löwen des Waldes, und die keichenden Tyger, und die gefleckten Parder krochen ehrfurchtsvoll zu ihren Füssen hin, und leckten den heiligen Staub, auf dem sie gieng.“

Sie

„Sie fährt daher, die Göttin und um sie herum die Grazien, die Freuden, die Bulereyen, die so gerne in den Grübchen schalkhaften Mädchenwangen wohnen, und die gefälligen Scherze. Amor beschließt den feyerlichen Trupp, und wirft Meerblumen unter das holdselige Gefolge der Venus, und schießt sie mit seinen leichtesten Pfeilen. Aber die Nymphen sehen sich spöttisch um, und rufen: hat Amor keine grössere Pfeil im Köcher?"

„Wo soll ich zuerst, wo zuletzt, hinsehen, die frohen Gegenstände zu betrachten, die von *allen Seiten her* meine begeisterte Seel' erfüllen? Hinter mir rauscht das hohe Saitenspiel der seligen Bewohner dieser Insel, und ihr harmonischer Gesang, und der laute Jubel, der den heraufgestiegnen Pomp und die Königin der Liebe begrüßt. Schamhafte Mädchen in Blumenkleidern tanzen am Gestade neben der majestätischen Cypris, in mäandrischen Wechseltänzen stampfen sie auf den duftenden Boden. Venus nähert sich ihnen, und wählt die schönsten zu Nymphen ihres Gefolgs."

Welche

Welche glühende Asche rollt dort auf dem donnernden Boden? Bachus ists, der Gott des cyprischen Weins. Entzückte Mänaden eilen mit aufgelöstem Haar vor ihm her, flammende Fackeln in der Hand, und peitschen den Rücken der schäumenden Tieger, die den Wagen ziehen. In lächerlichem Aufzuge laufen bockfüßige Satyrn dem zu schnellen Wagen von ferne nach, und keichen vom ermüdenden Rausche, und stoßen sich lärmend durch das Gebüsch; indeß Bachus die Göttin liebreich bewillkommt, sie mit blühenden Rebenkränzen umhängt, und langsam mit ihr über die bunten Hügel zu jenem Tempel fährt, dem Heiligthume des Cypris. Tanzend eilt das Gefolg in feyerndem Pomp ihr nach. Mit glättern Rücken tragen die Hügel die himmlische Last. Die Oreaden und die belaubten Napäen des idalischen Hayns, und die schlanken Najaden hüpfen ihr singend entgegen, und Jupiter schwebt hoch im Gewölk auf seinem stolzen Adler über der prächtigen Sonne. Schon fliegen die Pforten des Tempels aus ihren Angeln

zurück,

zurück und schon dampft der Opferrauch über die goldne Decke hinaus. Anbetend knien die geweihten Diener der Göttin vor ihr hin, und bespritzen das Pflaster aus den heiligen Opferschalen: Tibull, und Flaccus, und der tejische Greis, unsterbliche Sänger der Vorwelt, in verklärter Gestalt."

Was sagen Sie zu dieser Stelle? Ohnfehlbar hat sie Ihnen gefallen, ohnfehlbar sind Sie neugierig, die übrigen Arbeiten des Verfasser zu lesen. Wenn Sie dieses thun, so werden Sie finden, daß er sich in seinem ersten Stücke ziemlich erschöpft hat; Dem zweiten das der Abend betitelt ist, fehlet es zwar nicht an Imagination, die von einem Gegenstand auf den andern schweift, aber nicht mit der schönen Unordnung, die einen geheimen Plan verräth, den sie doch nicht gänzlich entdeckt; auch die Schreibart ist nicht so wohlklingend, so angemessen, so Geßnerisch. Das dritte Stück verräth den Studenten noch allzusehr. Es ist der Tabak betitelt. Der Verfasser zwingt sich über seinen Gegenstand sinnreich zu seyn, aber er erweckt Widerwillen. Es giebt gewisse Dinge, wel-

che

che sich durchaus nicht von einer reizenden Seite zeigen lassen; alle Einrichtungen, alle Verschwendungen des Witzes, werden gezwungen und stumpf dabey. Hören Sie nur den Anfang:

„Hinweg, ihr Unheiligen! aus der geweiheten Atmosphäre, die diese Tabakswolke um mich her macht. *) Ich hasse den Anblick der Frevler, welche die balsamische Pfeife schmähen, und treibe sie weit von mir weg. **) Wohin, Gott des Tabaks, wohin entrückst du mich, der ich voll von dir bin? In welche Himmel, zu welchen Sonnen treibst du meine neuerschaffene Seele schleunig hinauf, daß mein Haupt unter Wolken ruht, und der Fuß die zu niedrige Erde verächtlich hinunterstößt, die mein stolzes Auge vergebens weiter sucht, bis es endlich einen Atomus in der dunklen Ferne findet!„

„Wie allmächtig, o Tabak, sind deine Kräfte! allmächtig, wie die Herrschaft des Weins! Von deinen Düften umflossen; dünk ich mich ein

*) Odi profanum vulgus et arceo. *Horat.*

**) Quo me, Bacche, rapis tui
Plenum! quae nemora aut quos agor inspecus
Velox Mente noua! *Horat.*

ein Herr der Erde zu seyn, und sehe Könige zu meinen Füssen, klein, als wenn sie Insekten wären. Dann erscheint mir die Muse mit allen ihren strahlenden Reitzungen, und küßt mich anmuthiger, wenn ich rauche, und hauche den aromatischen Dampf schöpferisch in meine Nase bis in die Zirbeldrüse hinauf, die zu hohen Begeisterungen ihn ausbrütet, und das klingende Silbenmaas mit dem neuen Wesen beseelt.„ —

„Schnell weckt mich das schmerzhafte Rütteln meines Mädgens aus der tiefen Betrachtung das erschrocken dabey steht, und mich auf die Achseln schläget — — — erschrocken von meinen convulsivischen Freuden.„

Die Hochzeit des Venus und des Bacchus hat gute Stellen, aber es ist öfters matt und ungleich. Der Lobgesang den Apollo an der Tafel der Götter singet, ist ein Cento aus dem Horaz. Schade daß sich die zusammengesetzten Stellen nicht an einander passen.

Das letzte, Naide, ist das schlechteste. Der Verfasser will zärtlich thun, und das kan er nicht. Er fällt ins Spitzfindige und Kindische

dische. Er hat seine Naide durch die Wellen verlohren. Ein Gott hat sie ihm entführet.

„O du scheuslichster unter den Göttern, ruft er aus, warum hast du mir mein Herz aus dem Leibe gerissen und es in die Wogen geworfen, wo es zappelt und in dem erstorbenen Blute sich krümmet! Es war mein Herz, dieser leere, dieser geängstigte Busen, vermißt den unwiederbringlichen Schutz.„ —

—„Ich fluch euch Ihr Götter, wenn Frevelthaten die Unsterblichkeit bringen. Ich veracht' euere Himmel und euere Blitze und spotte des rächerischen Donners des Jupiters. Da mir alle meine Freunde geraubt sind, warum verziehn seine Donner mich in diese Fluth zu begraben, wo meine Seele starb.“

Der Herr Verfasser verlanget in der That zu viel von dem Donner, wann er will, daß er ihn ins Wasser werfen soll. Es wäre wohl genug wann er ihn rührte! Aber er will dahin begraben seyn wo seine Seele starb. — — —

O wann doch kein Dichter Empfindungen ausdrücken wollte die ihm fremde sind.

Re.

Briefe,
die neuste Litteratur betreffend.

II. Den 11. October, 1759.

Sechzigster Brief.

Gesetzt ein Dichter hat Empfindungen auszudrücken, die ihm fremde sind, die er niemals selbst gefühlt hat, wenn es ihm nur nicht an Genie mangelt; so wird er wenigstens *denken statt zu empfinden*. Seine Empfindungen werden das entzündete Feuer die Begeisterung nicht haben, die bey dem Leser ein sympathisches Gefühl erregen: er wird aber doch allzeit Gedanken hervorbringen, die gelesen zu werden, verdienen. Der denkende Kopf kann spitzfündig und frostig aber niemals abgeschmackt werden.

Der Herr Professor Sulzer sagt irgendwo: „Wenn in der Republik der Gelehrten „Gesetze könnten gegeben werden, so sollte „dieses eines der ersten seyn; daß sich nie-

„mand unterstehen sollte ein Schriftsteller zu
„werden, der nicht die vornehmsten griechi-
„sche und lateinische Schriften der Alten,
„mit Fleiß, und zu wiederholten malen
„durchgelesen." Mich wunderts, daß dieser
wahrhaftig denkende Kopf, gegen die sich
selbst bildende Genies hat so unbillig seyn
können. Sein Gesetz hätte uns ja um alle
Werke des Schakespears bringen können?
Wenn es möglich wäre, so sollte man lie-
ber den Leuten, die nicht selbst denken, das
Schriftstellerhandwerk legen, und wenn sie
auch die Alten mit noch so viel Fleiß durch-
gelesen hätten! Das Genie kann den Man-
gel der Exempel ersetzen, aber der Mangel
des Genies ist unersetzlich.

In der gelehrten Republik taugen die geist-
losen Köpfe auch nicht einmal zu blossen
Taglöhnern. Sie können die Materialien
nicht einmal auf eine nützliche Weise zusam-
mentragen, die zur Einrichtung eines Ge-
bäudes nothwendig sind. Was siehet z. B.
dem ersten Anblicke nach, einer Tagelöhner-
arbeit ähnlicher, als das Wörterbuchschrei-
ben?

ben? Welcher seichte Kopf, der noch so sehr von seiner Unfähigkeit überzeugt ist, wird sich nicht für tüchtig halten, ein Wörterbuch in einer Sprache zu schreiben, die er nur so halbigt verstehet? Allein was für grosse Gaben setzt diese Arbeit nicht von Seiten des Verfassers voraus, wenn sie den Nutzen haben soll, den man von ihr fordern kann! Hören Sie, was vorhin erwehnter Sulzer davon sagt: „Man kann „den Werth eines vollkommenen Wörterbuchs „nicht genug schätzen. Ein solches Werk ist ein „Schatz, *an welchem einer ganzen Nation sehr „viel gelegen ist.* Es erfordert die vereinigte „Kraft verschiedener grosser Männer, denen es „weder an philosophischer Scharfsinnigkeit und „Wissenschaft, noch an groser Belesenheit, noch „an Einsicht in alle Arten der Wissenschaften „und Künste fehlet. Man würde vielleicht nicht „zu viel sagen, wenn man behauptete, daß die „Verfertigung eines vollkommenen Wörterbuchs die schwerste und fürtreflichste Arbeit des „menschlichen Verstandes sey."

Zum Unglücke pflegen dergleichen Arbeiten mehrentheils ein Raub der schlechtesten Köpfe zu werden. Entweder wollen sich die Genies keiner so undankbaren Arbeit unterziehen, da sie ihre Fähigkeit nur gleichsam unter der Hand zeigen können, oder sie sehen die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, allzudeutlich ein, und verzweifeln, sie mit Ruhm übersteigen zu können. Der schlechte Kopf ist glücklicher. Da er die Hindernisse nicht siehet, die aus dem Wege zu räumen sind; so stolpert er über alles hinweg, und glaubt sich endlich am Ziele, da er vielleicht noch am weitesten davon entfernt ist.

Diesen Leuten ist keine Unternehmung in der Welt zu schwer. Ich kann Ihnen diese Bemerkung durch ein sehr gelegentliches Beyspiel bestätigen. Sie wissen doch, daß der Herr Pr. Sulzer vor einigen Jahren, ein Werk angekündiget, darinnen er die Grundsätze und Regeln der schönen Künste, nebst dem richtigsten aus der Geschichte derselben, hat in alphabetischer Ordnung vortragen wollen. Sie werden auch gehöret haben, daß

er

er seit vielen Jahren mit ungemeinen Fleisse an diesem Werke arbeitet, und sich noch nicht im Stande glaubt, die ungeduldigen Liebhaber so bald zu befriedigen zu können? — Der gewissenhafte! Professor Gottsched hat seit der Zeit ein Dictionaire der schönen Künste und Wissenschaften schon gesammelt, schon in Ordnung gebracht, und schon drucken lassen! Sein Werk ist schwarz auf weiß in Leipzig zu haben, indessen daß Sulzer noch Künstler zu Rathe ziehet, noch überlegt, ändert und verbessert. Ich wette das, Gottscheds Wörterbuch wird verkauft und vergessen seyn, ehe Sulzers Werk noch zum Vorschein kommen wird!

D.

Ein und sechszigster Brief.

Die Stellen, die ich in meinem vorigen Schreiben von Sulzern angeführt, sind aus einem Werkgen, das den Titel führt: „Kurzer Begrif aller Wissenschaften und andrer Theile der Gelehrsamkeit, worinnen jeder nach seinem Inhalt, Nutzen

„und Vollkommenheit kürzlich beschrie„ben wird, davon neulich die zweyte ganz veränderte und sehr vermehrte Auflage herausgekommen. Der Verfasser hat es völlig umgearbeitet, und so wie es jetzt ist, verdienet es die Aufmerksamkeit aller Liebhaber der Wissenschaften. Sie haben hier das Land der Gelehrsamkeit, wie auf einer Landcharte vor Augen, und können die Namen, die Lage und allgemeine Beschaffenheit der verschiedenen Provinzen und Städte derselben fast mit einem Blicke übersehen. Da er mit dem Canzler Baco verschiedene Absichten hatte, so müßte er auch einen ganz verschiedenen Weg einschlagen. Jener hielt sich am meisten bey solchen Theilen der Gelehrsamkeit auf, die zu seiner Zeit entweder noch zu erfinden, oder zu verbessern waren; dieser aber will in einem kurzen Abrisse zeigen, wie weit man gekommen, was die Gelehrten mit ihren Bemühungen ausgerichtet haben. Die unbekannten Gegenden bemerkt er, wie die Erdschreiber zu thun pflegen, nur in so weit die Grenzen des

zu

zu beschreibenden Landes sich in dieselbe zu verlieren scheinen.

Hr. S. zeiget sich in allen Theilen der Gelehrsamkeit als einen denkenden Kopf, der sich mit philosophischer Scharfsinnigkeit umgesehen, und das weitläufige Feld der menschlichen Erkenntnis unter einem Gesichtspunkte zu vereinigen weis. Schade! daß es ihm nicht auch gefallen, die Werke anzuzeigen, die zur Erlernung einer jeden Wissenschaft am unentbehrlichsten sind. Bey so verschiedenen Vorschlägen zur Anlegung einer *nützlichen Bibliothek*, die man schon gethan hat, scheinet eine solche Arbeit von einem gründlichen Manne noch gar nicht überflüßig zu seyn.

Ueber die Philosophie ist Hr. S. am weitläuftigsten. Wolf ist fast in allen Theilen derselben sein Held, und er hat die Verdienste dieses unsterblichen Mannes in wenigen Blättern ganz anders anzuzeigen gewußt, als der vielschreibende G. in seinem Quartanten. — Die Anmerkungen, die er hier und da über noch auszufüllende Lücken in

der Weltweisheit angebracht, sind wichtig. Urtheilen Sie aus folgenden Proben! Bey Gelegenheit der empyrischen Psychologie erinnert er die Weltweisen (§. 206) „die ge„naueste Aufmerksamkeit auf die dunkeln Ge„genden der Seele (wenn man so reden kann) „zu richten; wo sie durch sehr undeutliche „und dunkele Begriffe handelt. Wolf hat „die Würkungen des Verstandes beym deut„lichen Denken und Urtheilen fürtreflich be„schrieben. Wenn man auf eben diese „Weise das Betragen der Seele bey der „undeutlichen Erkenntnis und bey den schnel„len Urtheilen, welche aus der anschauen„den Erkenntnis folgen, bey allerley Ar„ten der Fälle genau aus einander setzte; „so würde dieser Theil der Philosophie noch „sehr erweitert werden.„ — In der erklärenden Psychologie hat Hr. S. einige Aufgaben, die der Bemühungen der Weltweisen würdig sind. „Es hat noch niemand „erkläret, heißt es (§. 210.) wie die Seele „ohne merkliches Nachdenken oder Ueberle„gen gewisse Dinge sehr richtig erkennt, die „durch

„durch das längste Nachdenken und sehr
„deutliche Begriffe nicht könnten erkannt wer-
„den. So könnte z. E. kein Mensch durch
„Nachdenken herausbringen, mit was für
„einer Geschwindigkeit, und mit welcher
„Richtung der Arm zu bewegen sey, um
„mit einem Stein ein entferntes Ziel zu
„treffen. Durch die Uebung aber kann man
„zu einer Fertigkeit darin gelangen. Muß
„nicht die Seele dabey das alles dunkel ein-
„sehen, was sie nicht deutlich erkennen und
„berechnen kann? Wie kömmt es, daß die
„Seele *zweyerley verschiedene Verrichtungen*
„zugleich, eine durch deutliche, die andere
„durch dunkele Erkenntnis, sehr gut verrichten
„kann? Man kann z. E. im Gehen, oder unter
„einer Handarbeit, wozu eine genaue Beobach-
„tung vieler Regeln gehört, sehr deutliche und
„richtige Untersuchungen über andere Sachen
„anstellen, ohne daß eine Verrichtung die an-
„dere hindert.„ Verdienen solche Fragen nicht
von der einzigen Academie, die eine metaphysi-
sche Classe hat, zum Preise aufgegeben werden?

D.

„so wie alle Europäische Nationen die Zahlen „und Rechnungen lesen, und wie die Chineser „und Japaner, ihre sehr vor einander ver„schiedene Sprachen, durch einerley Zeichen „ausdeuten, und also in Schriften einander „verständlich sind. Der grosse Leibnitz hielt „diese Erfindung nicht für unmöglich, und er „hat sehr stark daran gearbeit und sich mit „der, einem so durchdringenden Kopfe schwehr„lich eiteln Hofnung geschmeichelt, damit eini„germassen zu Stande zu kommen. Es ist „sehr zu wünschen, daß die grosse Schwierig„keiten, die Sache nicht gänzlich unterdrückten.„ Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so verlangt Hr. S. eine allgemeine Schrift, deren Zeichen unmittelbar die Begriffe, nicht aber erst die Laute, und vermittelst dieser die Begriffe ausdrücken soll. Ich sehe aber nicht ein, worin die grosse Schwierigkeit liegen soll, eine solche Schrift zu erfinden? So wie man die Begriffe durch fünf und zwanzigerley Laute ausdruckt; eben so wohl kann es durch so viel geschriebene Zeichen geschehen. Ja mich dünkt, es sey in allen üblichen Sprachen nicht

noth-

nothwendig, sich die geschriebenen Zeichen erst mit den Lauten vorzustellen; sondern man könnte, der Natur der Sache gemäß, sogleich die Begriffe damit verbinden. Bey dem geschriebenen Worte Tugend, kann ich mir so wohl die Erklärung dieser Fertigkeit der Seele, als die Laute vorstellen, mit welchen ich das Wort ausspreche. Daß aber insgemein vielmehr das letztere zu geschehen pflegt, rührt von einer ganz andern Ursache her. Wir haben nämlich von den Lauten einen stärkern Begrif als von der Erklärung der allgemeinen Worte; *daher fallen uns jene, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft, leichter und geschwinder bey Erblickung der geschriebenen Zeichen ein, als diese.* Bey einfachen Begriffen, da wir von der Sache selbst eine fast eben so lebhafte Vorstellung haben, als von den Lauten, als z. B. Linie, dreyeck, roth, süß u. s. w. fällt es schon etwas leichter sich mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sache selbst zu gedenken.

Man nehme aber einen Taubgebohrnen und lasse ihn z. E. die deutsche Sprache in Schrif-

ten

ten lernen. Dieser wird mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sachen und Begriffe selbst verbinden, so lange er sich von der Aussprache noch keine Vorstellung machen kan. Man führe ihn hernach in die Ammonsche Schule, und lehre ihn in verschiedenen andern Sprachen, ausser der deutschen sich mit Worten ausdrücken, dergestalt, daß er nunmehr z. E. deutsch schreiben und nicht sprechen, französisch, englisch, italiänisch u. s. w. im Gegentheil sprechen, aber nicht schreiben können mag. Diesem wird es einerley seyn, eine ihm vorgelegte deutsche Schrift, französisch, englisch oder italiänisch auszudeuten. Hätte also Leibnitz weiter nichts gesucht, als eine Schrift, die sich in verschiedenen Sprachen auslegen läßt; so hätte er vielleicht so grosse Schwierigkeiten nicht gefunden.

So viel ich mich aber erinnere gelesen zu haben, dachte Leibnitz auf eine Erfindung, die nichts weniger als zur Philologie gehört. Er hatte nehmlich vor, eine allgemeine Algebra zu erfinden, die sich nicht bloß auf die Grösse und ihre Verhältnisse einschränken, sondern auf alle

möge

mögliche Vernunftschlüsse erstrecken sollte. Herr Sulzer bemerkt an einem andern Orte (§. 104.) einen Vortheil der Algebra, daß „in dieser Wissenschaft worin als durch „die allergenaueste Vernunftschlüsse heraus„gebracht wird, diese Schlüsse auf eine ganz „mechanische Art können gemacht werden, „so daß durch blose Versetzung gewisser Zei„chen, oder durch eine Art Rechnung in „einer Minute eine Reihe von Schlüsse aus „einander hergeleitet werden, wozu durch „die ordentliche Sprache die Zeit eines gan„zen Tages nicht würde hinreichend seyn." Diesen Vortheil nun dachte Leibniz allen Wissenschaften überhaupt zu stiften. Er hielt es nicht für unmöglich die ersten Merkmale die wir an den Dingen erkennen, und die Arten wie wir sie verbinden, durch Zeichen anzudeuten, und aus diesen Zeichen eine Art von algebraischen Gleichungen heraus zu bringen. — Es ist hier der Ort nicht dieses weitläufiger auszuführen, und wozu wäre es auch nöthig? Wolf hat in seiner lateinischen Ontologie * einige hieher gehö-

* §. 964. u. f.

rige Sätze die der Sache ein vortrefliches Licht geben, und ich würde mit vielen Worten doch nicht mehr als den Wolf ausschreiben. — So viel ist gewiß! Eine allgemeine Sprache hätte es seyn sollen, aber nur für Gelehrten, so wie die Analysten unter sich eine Art von allgemeiner Sprache haben. Die Philologen würden sich mit dieser Sprache gewiß nichts zu thun machen.

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neuste Litteratur betreffend.

III. Den 18. October, 1759.

Beschluß des zwey und sechzigsten Briefes.

Ich weiß wohl, daß sich verschiedene Gelehrte bemühet haben, eine allgemeine Schrift zu erfinden, die eine jede Nation in ihrer Sprache sollte *lesen und aussprechen können.* Becher that, so *viel ich weiß,* den *ersten* Versuch. Seine Schrift führet den Titel: Joh. J. Becheri Spirensis Character pro notitia linguarum universali &c. Francof. 661. 8. Andere haben es, nach ihm, auch an ihren Bemühungen nicht fehlen lassen. Allein ich begreife nicht, was eine solche Erfindung für Nutzen haben soll? Entweder man muß so viel einfache Zeichen erfinden, als Sachen sich gedenken lassen, und in diesem

Falle ist die Verwirrung unbeschreiblich; oder man setzt eine gewisse Anzahl einfacher Zeichen fest, und bedienet sich vielfältiger Zusammensetzungen derselben. Diese Zusammensetzungen so wohl, als die Ordnung in ihrer Folge auf einander, muß, wie in den üblichen Sprachen, ihre gewisse Regeln haben, und man hat erstlich keine von den Schwierigkeiten, vermieden, die man findet, eine neue Sprache zu erlernen. Die Gedanken müssen sich überdem aus dieser allgemeinen Schrift in eine jede gemeine Sprache, eben so schwer als aus einer Sprache in die andere übersetzen lassen; und zur Erfindung und deutlichen Entwickelung der Begriffe hat jene nicht die geringste Bequemlichkeit vor jeder gemeinen Sprache voraus.

Das aber Leibnitz wirklich mit einer Entdeckung wesentlicher Zeichen, wie man sie zu nennen pflegt, die in der Erfindungskunst grosse Vortheile bringen sollte, umgegangen, erhellet unter andern daraus, daß dieser grose Mann sich mehr als einmal erklärt, man müsse erst auf andere Erfin-

dun-

dungen, und unter andern auf eine Algebram Situs denken, um sie zu dieser grössern Erfindung den Weg zu bahnen. Alle diese Vorbereitungen wären unnöthig gewesen, wenn es ihm nur um eine gemeine Zeichensprache zu thun gewesen wäre.

„Die Theorie der Malerkunst, sagt Herr S. (§. 79.) „lehret, wie das Schöne in „sichtbaren Gegenständen durch die Zeich„nung und Farben auf einen flachen Grund „vorzustellen sey." Diese Beschreibung ist unvollständig. Warum nur das Schöne in den sichtbaren Gegenständen? Sollte man nicht *hieraus schliessen, daß die Malerey* die Dinge, *die in der Natur nicht schön* sind, gar nicht vorstellen müsse? Und dieses kann Herr S. unmöglich gemeinet haben. Die Malerey weiß nicht nur die häßlichen Gegenstände auf eine angenehme Art zu bearbeiten; sondern sie ist vielleicht die einzige schöne Kunst, die sich so gar mit den eckelhaften Gegenständen abgiebt. Ich möchte also lieber sagen: „Die Theorie der „Malerkunst lehret, wie die sichtbaren Ge-

„genstände u. s. w. schön vorzustellen sind."
Doch auch dieser Beschreibung mangelt ein wesentliches Stück, die Rührung. Sie ist in vielen Theilen der Mahlerkunst von allzugrosser Wichtigkeit, als daß sie aus der Beschreibung ganz sollte wegbleiben können. — Ich finde, daß Herr S. bey der Tanzkunst (§. 83.) derselben gedenkt; und die Malerey sollte sich bloß mit dem Schönen begnügen?

Noch eine kleine, vielleicht nichts bedeutende Anmerkung über die allgemeine praktische Weltweisheit! Hr. S. sagt von ihr (§. 216.) „Man könnte ihr den Namen der moralischen „Theorie des Menschen geben." *Wolf*, der Erfinder dieser Wissenschaft, hat dem *Rechte der Natur* den Namen den moralischen Theorie gegeben. Die allgemeine praktische Philosophie aber nennet er generalem theoriam et *praxin* philosophiae practicae, (*) denn sie enthält die allgemeinen Grundsätze des Rechts der Natur, der Ethik, Politik und Oeconomik, und also nicht bloß den lehrenden, sondern auch den ausübenden Theile der praktischen Weltweisheit.

(*) S. dessen Disc. prael. §. 68, 70.

heit. Das Recht der Natur aber enthält, nach Wolfens Sinne, die besondere Theorie der Ethik, Politik und Oekonomik; denn sie lehret, welche Handlungen des Menschen, in den verschiedenen Verfassungen, in welchen er stehen kan, güt, und welche böse sind. — Jedoch ich finde, daß Hr. S. auch in Ansehung des Rechts der Natur von der Wolfischen Erklärung abgegangen, und sie, mit einigen andern Lehrern der praktischen Weltweisheit, bloß auf die Theorie der vollkommenen Pflichten (encratica biastica) eingeschränkt hat. Das was Wolf aber Recht der Natur nennt, betitelt Hr. S. *Theorie der menschlichen Pflichten*, und also mag er *unter den Worten moralische Theorie des Menschen*, womit er die allgemeine praktische Weltweisheit benennet, so wohl die Kenntniß der Pflichten als ihre Ausübung verstehen, denn beyde gehören zur moralischen Wissenschaft des Menschen. In diesem Falle habe ich nichts als eine kleine Dunkelheit an dieser Erklährung auszusetzen.

W.

Drey und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die aetherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie vors erste sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden; in der Schweitz nehmlich, und wie man sagt, mit grossem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragö„die, sagt er, ist dem edeln Endzweck gewid„met, das Grosse, Schöne und Heroische „der Tugend auf die rührendste Art vorzu„stellen, — sie in Handlungen nach dem „Leben zu mahlen, und den Menschen Be„wunderung und Liebe für sie abzunöthigen.„ Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen.

Die

Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen: die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter: der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den *ätherischen Gegenden gebracht hat*. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht,

aus Furcht sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland, und mit seinem Bischoff Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange gnug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden, * μητε τι φαυλον ἀρετη προσειναι, μητε, κακια χρηστον; er wird finden, daß ἐν τοις πραγμασι, και τῳ βιῳ των πολλων, der Aussprache seines Euripedes wahr sey:

Ουκ ἂν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,

Αλλ᾽ ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird

* Plutarch

erkannt

erkannt, wird studiret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortrefliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Grose und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Chritik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben; (*) und es so gethan haben, daß die *Chritik selbst damit zufrieden* seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmasses, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn **Wielands** in ihr Licht setzen sollen.

(*) Bibliothek der schönen Wissenschaften vierten Bandes, zweytes Stück. S. 785.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgeruffen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna ward Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen gennommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bey dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nehmlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht, wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammen rücken, als er

will.

will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewust hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet,

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hofnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nun prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire! Man höre nur:

— Was

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,
Was erst den Menschen, denn den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weyhten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht nicht Ruhm, nicht
Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöde Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darinn: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Duldley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet,

tet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihm nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit, reimet sich zu dem edlen Character, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werden. Denn nunmehr, wie die Verfassung der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschicht genommen hat, und der, so wahr er immer ist, den Interesse

resse seines Stücks, schnurstracks zuwieder läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortrefliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nehmlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereitzt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Heighwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphiret über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern gegründetern Beyspiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortrefliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

= = = Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? = = Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

= = = Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn!

Diese

Diese vortrefliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer sein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i cau be a Queen?

Duchess of Suffolk

That, and that only
They Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beschluß künftig.

Druckfehler.

Im ersten Stücke S. 218. Z. 2. für Einrichtungen. lies Errichtungen.

In dem vorhergehenden Stücke S. 225. Zeile 5, muß es heisen: Der gewissenhafte! Professor rc.

Briefe,
die neuste Litteratur betreffend.

IV. Den 25. October, 1759.

Beschluß des drey und sechzigsten Briefes.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr Wielanden, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

Wieland.

———— ———— Ach, Kerkerbande
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! —

Der Engländer.

— — — Prefecuntion,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where fhe comes in *Mary's* prieftly Train!
Still wo't thou doubt, till thou behold her ftalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wafting
O'er *Englands* Bofom? All the mourning Year
Our Towns fhall golw with unextinguifh'd Fires;
Our Youth on Racks fhall ftretch their crackling Bones,
Our Babes fhal fprawl on confecrated fpears &c.

Wieland.

Heil dir, Prinzeſſin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lancaſters vereintem Stamme;
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter
Geſetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der

Der Engländer.

Hail, facred Princefs! fpring from ancient Kings,
Our England's deareft Hope, undoubted Offspring
Of York and Lancafter's united Line;
By whofe bright Zeal, by whofe victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which fhines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourifh long;
Beneath whofe awful Rule, and righteous fceptre,
The plenteous Years fhall roll in long Succeffion;
Law fhall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty fhall lift her chearful Head,
Fearlefs of Tyranny and proud Oppreffion;
No fad Complaining in our ftreets fhall cry,
But Juftice fhall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Verwünscht sey mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counfels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and perfuaded
Thy guiltlefs Feet to tread the Paths of Greatnefs!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

G.

Vier und Sechzigster Brief.

So? Vermuthen Sie, das hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter Lauder, die englische Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer existiret; und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bey Seite! Es sey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillschweigen,

welc

welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch blosse einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebst einen gewissen Johann Gates eröfnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beschleinigen; so wie kurz zuvor

Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einer Monologue weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrok kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen sucht. Pembrok stutzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembroks im geheimen Rathe erwarte. Pembrok bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus blossem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan

gethan sey. Er hält den Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembrok kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht

 zurück.

zurückgegangen ist. Die Person des Pembroks aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschliessen für gut befunden; als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrok kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröfnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äussersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, ——— ———
——— ——— nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weissest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das grosse Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, sondern deiner
Gescheh! ꝛc. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe *nichts zu danken; sie ist ganz sein!* Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein sterbender König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

——— Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols.
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschliessen, den Tod des Königs geheim zu halten, trö-

scheint die Wache, und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrok soll abgeführt werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihm, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembrok ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrok auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrok fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) herein tritt.

Die

Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, in Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufsatze erblicken wir den geschäftigten Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembrok. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müssig gelassen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem

Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne, er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrok begiebt sich zu seinem Guilford. Itzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrok kömmt und ihnen seine fröhliche Bothschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hoffnung. Gardiner erscheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber blos unter der Bedingung, daß sie beyde zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröfnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembrok verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesen grosen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembroks herausgerissen, und die letzten drey Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung besonders des fünften Aufzuges in seine beyden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt dem Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heiligen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrok, ach! mein Freund,
Mein Pembrok selbst, vom Gardiner betrogen
Fiel zu Marien ab.

Man weis gar nicht, was das für ein Pemprok hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes nahmentlich ge-

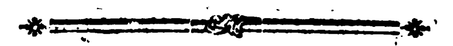
denket, der, in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrok des Rowe, dem er in seinem Stücke keinem Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen.

G.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 2. November. 1759.



Fünf und sechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charladans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer Claßischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreymal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des

Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Dutzend Exemplar die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein grosser Mann, wie er seyn will, — denn alle grosse Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabey verhalten? Sehr leidend; doch scheinet es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind.

Und

Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectiret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß *jenes zum Theil wirklich* geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor kurzen ans Licht gestellt hat.* „Da das Werk, hebt er seine „Vorrede an, welches diese Anmerkungen ver„anlaßt hat, den Schulen gewidmet und zuge„schrieben war: so hat deucht mir, der be-

* Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage 1759.

„rühmte Verfasser, wenn er uns anders so viel „zutrauet, schon längst eine Critik darüber „vermuthen müssen: und da unter so vielen „Schullehrern sich doch, meines Wissen, keiner „dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl „ohne Eitelkeit den Vorzug anmaassen, daß ich „die Aufmerksamkeit desselben auf die Schulen, „unter allen mit der größten Achtung erwie= „dert habe„ — In diesem schleichenden Tone eines trockenen naiven Mannes, fährt Herr Heinz fort, und gestehet endlich, daß freylich seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange, sagt er, auch „nichts unmögliches: beruffe mich aber schlech= „terdings darauf, daß sie nicht anders gerathen „können, und daß sie gerecht sey."

Ich möchte meinen Brief am aller ungern= sten mit grammatikalischen Streitigkeiten an= füllen; und Sie wollen überhaupt, nicht so wohl diese Streitigkeiten selbst, als vielmehr bloß das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Critik

schließt.

schließt. * „Wollen wir, sagt er, noch kürz„lich zusammenrechnen, ehe ich meinen Scri„benten verlasse? so ist, deucht mir, durch die „bisherige Prüfung folgendes wohl ganz aus„gemacht: daß beyde Sprachlehren des Herrn „Prof. wohl schwerlich mit Einsicht und reiffer „Gelehrsamkeit geschriebene Werke heissen kön„nen: daß sie ohne Critik beynahe unbrauch„bar sind, wegen der gar zu vielen Fehler, „welche doch theils durch die ausnehmende „Zuversicht, womit Her G. seine Meynun„gen vorträgt, theils durch den ihm gewöhn„lichen *Dunst von Worten*, theils durch das „Gepränge *einer eiteln und magern Philoso„phie*, vor unwissenden und treuherzigen Lesern „ziemlich versteckt werden. Ein Gelehrter „wird nirgends etwas finden, daß die gewöhn„liche Erkänntniß der deutschen Sprache über„stiege, und woraus ein grammatikalischer „Geist, oder ein Naturell, das zur Philologie „gebohren, oder erzogen wäre, hervorleuchtete. „An dessen statt offenbarete sich durch das ganz „Werk eine enthusiastische Liebe und eigen-

* S. 205.

„sinnige Partenlichkeit des V. für die deut-
„sche Sprache, oder vielmehr für seine Mey-
„nungen und Vorurtheile von derselben, nebst
„einem allzugrossen Vertrauen auf seine Ein-
„sicht, welche oft in unbedächtige Urtheile
„und schnöde Verachtung gegen angesehene
„Schriftsteller, oder gar gegen unschuldige
„Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn
„andere Sprachlehrer mit ihm einerley Fra-
„ge abhandeln, so wiegt er immer am leich-
„testen: und der Mangel des Scharfsinnes,
„der Ueberlegung, und einer gungsamen
„Uebung in diesem Felde, ist allen seinen Ur-
„theilen anzusehen. Die grosse Grammatik
„hat vor der andern sonst nichts voraus,
„als die Weitläuftigkeit, mit welcher die Sa-
„chen nicht gründlicher, vollständiger, gelehr-
„ter, sondern gedehnter, langweiliger, und
„in einem gewissen schlechten Verstande) phi-
„losophischer gesagt sind. Zur Probe kann
„das Capitel von Nebenwörtern dienen;
„aber auch jedes andere Stück. Sie macht
„durchgängig viel Aufhebens von Kleinigkei-
„ten, und thut, als ob vor ihr nicht nur

„keine Deutsche, sondern überall noch keine
„Sprachlehre geschrieben wäre; und als ob
„sie alle grammatikalische Begriffe und Ein-
„theilungen zuerst aus dem tiefen Brunnen,
„worinn die Wahrheit verborgen liegt, her-
„ausgeholete, welches in der That weder Ge-
„lehrsamkeit noch Bescheidenheit beweiset.
„Freylich hätte man denken sollen, daß Hr.
„G. viel weiter sehen würde, als alle seine
„Vorgänger: da er sich nicht weniger als
„vier und zwanzig Jahr zur Ausarbeitung
„seiner Grammatick genommen, wie das Pri-
„vilegium und die Vorrede bezeugen. Aber
„der Leser wird angemerkt haben, daß ich
„unsern V. oft aus Bödikern und Frischen
„verbessern können: hingegen zur Verbesse-
„rung dieser Männer aus Gottscheden wüß-
„te ich auch nicht eine Stelle anzugeben.
„Ist das aber recht, seiner Vorgänger Ver-
„dienste zu unterdrücken, und ihre Bücher
„der Jugend aus den Händen zu spielen,
„wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut?
„Wenn uns Deutschen nicht so gar leicht
„Genüge geschähe, so würde der Herr Prof.

 „mit

„mit seiner lange erwarteten neuen Sprach-
„lehre schwerlich eine andere Aufnahme er-
„fahren haben, als ehemals ein gewisser Poet
„in Frankreich mit seinem Heldengedichte.
„Weil aber Herr G. alles mit der Erwar-
„tung seiner Grammatik angefüllt hatte, so
„wurden unsere alten wohlverdienten Sprach-
„lehrer wenig gelesen, sondern die meisten
„sparten ihren Appetit nach grammatikalischer
„Erkenntniß auf das grosse Mahl, so er ih-
„nen bereitete, und das ist wohl die Ursache
„des grossen Beyfalles, womit die neue
„Sprachlehre aufgenommen worden. Was
„mag er aber in so lieber langer Zeit daran
„gebauet und ausgefeilet haben! da doch
„noch itzo, nach so vielen gelehrten Er-
„innerungen so vieler Gönner und Freun-
„de, wie in der andern Vorrede stehet und
„nun nach so viel wiederhohlten Aufla-
„gen, gleichwohl noch so viel, ich mag wohl
„sagen kindische Fehler darinn sind? — Herr
„Gottsched, schliesset er endlich, hätte daher
„viel besser gethan, wenn er doch ein Sprach-
„lehrer werden wollte, daß er die Bödike-

„rischen

„rischen und kritischen Grundsätze bloß
„in bequemer Ordnung gebracht hätte. Ich
„will damit nicht sagen, daß ers hätte thun
„sollen, denn meiner Meynung nach, mußte
„er gar keine Sprachlehre schreiben: weil die
„grammatische Muse, noch so vielen feindse-
„ligen Angriffen, welche er in dem Baylis
„schen Wörterbuche, und sonst überall, auf
„sie selbst, und auf ihre größten Günstlinge
„gethan hatte, ihm von je her, nicht anders,
„als gehäßig seyn konnten. „

Was sagen Sie hierzu; vorausgesetzt, daß Herr *Heinz* ein ehrlicher Mann ist, der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich seyn, daß Einer, ob er schon ein magrer Philosoph, und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben können? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sey! Sie glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem Neuesten* gegen ihn gebehrdet! ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann; und begegnet dem Rector mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rector zum Professor, wie der Schüler zum Rector; da doch das Verhältniß in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier steht abermal, ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht „abermal ein Grammaticker auf, der an „Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum „Ritter werden will. Herr Rector Heinz „zu Lüneburg ist von einem innern Berufe „genagt worden, sich durch einen Angriff „eines berühmten Mannes auch berühmt zu „machen. Und was war leichter als dieß? „Man kann ja bald etliche Bogen über ein „Buch zusammen schreiben, dessen gute Auf„nahme

* In seinem Heumonde dieses Jahrs S. 546.

„nahme in Deutschland ihm ein Dorn im
„Auge war. Besondre Ursachen zur Feind-
„schaft gegen denselben hatte er nicht: das
„gesteht er selbst. Die Pflichten der Mit-
„glieder einer Gesellschaft, dergleichen die
„Deutsche zu Göttingen ist, werdens ihm ver-
„muthlich auch nicht auferlegt haben, einen
„seiner ältern Gesellschafter so stürmend an-
„zugreifen. Um desto mehr wundern wir
„uns, daß er dennoch kein Bedenken getra-
„gen, einen solchen Anfall auf einen Mann
„zu thun, der ihm nicht den geringsten An-
„laß dazu gegeben. — Wenn werden die
schlechten Scribenten einmal aufhören zu glau-
ben, daß nothwendig persönliche Feindschaft
zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer
von ihren betrogenen Lesern vor den Richt-
stuhl der Critik fordert? — „Doch wie?
fährt das Neueste fort: „hat nicht Herr
„Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämt-
„lichen berühmten Schullehrern in Deutsch-
„land zugeschrieben? Es ist wahr, und der
„Augenschein zeigt es, daß solches mit viel
„Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen und in
„dem

„dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen
„ist. War nun das etwa ein zureichender
„Grund, denjenigen so grämisch anzuschnar-
„chen, der ihm zugleich mit andern eine
„solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete
kann das begreifen? — Derjenige Wohlge-
sittete, würde ich hierauf antworten, bey
dem die Höflichkeit nicht alles in allen ist.
Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen
verleugnet, und überzeugt ist, daß die nach-
drücklichen Warnung vor einem schlechten
Buche ein Dienst ist, dem man dem gemei-
nen Wesen leistet, und der daher einem ehr-
lichen Manne weit besser ansteht, als die
knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob ein-
zuhandeln. Zudem weis ich auch gar nicht,
was das Neueste mit dem grämischen An-
schnarchen will; zwey altfränkische Wörter,
die schwerlich aus einer andern, als des
Herrn Professors eigener Feder können ge-
flossen seyn. Man kann nicht mit käl-
term Blute kritisiren, als es Herr Heinz
thut; und die Stelle, die Sie oben gelesen
haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche.

Was

Was finden Sie darin grämisches und angeschnarchtes? Grämisch anschnarchen kann niemand als Herr Gottsched selbst; und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satirisch seyn will. Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle? „Doch Herr Heinz besorget, es werde bey „seinem Stillschweigen, die Gottschedi„sche Grammatik ein klaßisches Ansehen „gewinnen! da ers zumal nicht ohne Galle „bemerket, daß bisher alle seine Herrn Col„legen stille dazu geschwiegen: weswegen er „*glaubet; es sey besser, daß einer, als daß „keiner das Maul aufthue*, und diesen gros„sem Unheile steure und wehre. Allein mit „seiner gütigen Erlaubniß, fragen wir hier, „ob er denn wohl glaube, daß ein Buch dar„um gleich zu Boden geschlagen sey, weil Er, „Herr Heinz von Lüneburg, sich demsel„ben wiedersetzt? Wir glauben es gewißlich „noch nicht! Die Gottschedische Sprachkunst „hat schon mehr solche grimmige Anfälle über„standen, und steht doch noch. Sie wird „gewiß den seinigen auch überstehen.„ —

Wel-

Welche Schreibart! Und wie witzig ist das Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem Heumonde des Herrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der göttingischen gelehrten Zeitungen in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deutschen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun lange genug stille geschwiegen; und wenn sie ihn weiter „böse machten, „so werde er einmal aufwachen, und ihnen „durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curta supellex

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir „wissen auch nicht, fährt hierauf der Heu„mond fort, was ihn bisher zu solcher Ge„dult und Gelassenheit bewogen: zumal da

„die göttingischen Zeitungen für ein Werk von
„einer ganzen Societät der Wissenschaften
„gelten sollen, unter deren Aufsicht und mit
„vermuthlicher Genehmhaltung sie heraus=
„kommen. Gewiß in solchen Zeitungen ver=
„dammt zu werden, ist kein solcher Spaß,
„als wenn einen ein jeder unbekannter und
„ungenannter Kritikaster herunter macht.
„Wer also auf seinen guten Namen hält,
„der ist in seinem Gewissen verbunden, von
„einem so unbesuchten und gewaltsamen Rich=
„ter sich auf einen höhern zu berufen, und
„den Ungrund seiner Urtheile zu zeigen.
„Nichts, als die Verbindung mit der göt=
„tingischen deutschen Gesellschaft kann ihn,
„unsers Erachtens, bisher abgehalten ha=
„ben, hier so lange stille zu sitzen. Al=
„lein wer weis, wie lange es dauert, so
„schicket er ihr sein Diplom (nach Hrn. Rath
„Königs in Haag Beyspiele) zurück; und se=
„tzet sich wieder in die natürliche Freyheit,
„seine Ehre zu retten. Bis dahin kann er
„ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zu=
„ruffen:

Dank!

Dankt es dem Bade bloß, das meinen Zorn
noch hemmt,
Sonst hätte er schon mein Herz gewaltsam über-
schwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deut-
sche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück be-
gegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber
zu einer wendischen. Denn wie kann eine
deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden be-
stehen?

O.

Briefe, die neuste Litteratur betreffend.

VI. Den 8. November, 1759.



Sechs und sechzigster Brief.

Wie kömmt es, fragen Sie, daß es in der Malerey und Bildhauerkunst eine Idealschönheit, und überhaupt in allen schönen Künsten, aliquid immensum infinitumque giebt, das sich die Künstler in der Einbildung zum Muster vorstellen; und bloß die Dichter sollten, nach dem Ausspruche Plutarchs * genöthiget seyn, Gutes mit Bösem, und also Schönes mit Häßlichem zu vermischen? — Ich gestehe es, dieser Einwurf hat einigen Schein. Es scheinet seltsam, daß die vollkommenste Tugend, diese unendliche Schönheit der Seele, den Malern des Geistes nicht eben das Urbild seyn sollte, was die vollkommenste Schönheit der Figuren für die

* S. den 36sten Brief.

Maler der Körper ist. Warum hat dieser seinen Endzweck erreicht, wenn er seine hohen Begrif von der vollkommensten Schönheit, nach der Verschiedenheit des Alters, Geschlechts und der übrigen Mannigfaltigkeiten schattirt, und warum wird von dem Dichter ausdrücklich eine Vermischung von moralischem Bösen gefordert?

Bemerken Sie hier noch einen Umstand, der uns vielleicht näher zum Ziele bringen wird. In allen schönen Künsten ist das Idealschöne am allerschwersten zu erreichen, und die größten Meister sind glücklich, wenn sie ihm nur nahe gekommen sind. Die vollkommen tugendhaften Charaktere aber machen dem Dichter die wenigsten Schwierigkeiten. Ich weiß, daß Richardson mit seinem vollkommenen Garndison leichter fertig geworden, als mit seiner Clementina; und vielleicht auch mit der Clarissa leichter, als mit dem Lavelace. Ein deutsches Exempel anzuführen, wer wird läugnen, daß der Charakter des Canuts ungleich leichter durchzusetzen gewesen, als der Charakter des

Ulfo?

Also? Ich schliesse hieraus, daß die Dicht=kunst, als schöne Kunst betrachtet, eine ganz andere Idealschönheit habe, als die sittliche Vollkommenheit der Charaktere.

Wir müssen die philosophische Sittenlehre nicht mit der Epopee verwechseln. In jener ist eine vollkommene Tugend, oder die grös=seste Fertigkeit in allen Vorfällen seine Handlungen nach den Vorschriften der Ver=nunft einzurichten, der erhabendste Gegen=stand menschlicher Betrachtung, das Ideal=schöne, das den Sittenlehrern zwar leicht zu schildern, dem Menschen aber unendlich schwer nachzueifern, und unmöglich zu errei=chen ist. Diese Tugend in leiblicher Gestalt würde uns der allerliebenswürdigste Gegen=stand seyn, allein unter die erdichteten Per=sonen eines Dramatischen Stücks muß sie sich selten mischen. Die Absicht des Dra=ma ist, die Handlungen und Gemüthsnei=gungen der Menschen nach dem Leben vor=zustellen, und gesellige Leidenschaften zu erre=gen. Seine Idealschönheiten sind also solche Charaktere die zur Erreichung dieser Absich=

ten die allerglücklichsten sind, und siehe! die vollkommen tugendhaften Caractere sind es am wenigsten. Wenn ich die Wahl hätte; so wollte freylich lieber der fromme Aeneas, der strenge Cato des Addisons, als der jachzornige Achilles, oder der eifersüchtige Othello seyn; — aber erdichtet haben? Auf diese Frage würde ich mich zum Besten der letztern erklären. Sie geben mehr Gelegenheit zu Handlungen, sie erregen heftigere Leidenschaften, ihre Erdichtung hat dem Dichter eine grössere Anstrengung des Geistes gekostet. Kurz; sie kommen der poetischen Idealschönheit näher, sie sind in ihrer Art vollkommen.

So erhaben, so göttlich der Caracter des Cato in der Natur ist, so wenig nimmt er sich in der Nachahmung aus. In der Natur entzückt er; die Standhaftigkeit in den größten Gefahren, und Trotz aller verführerischen Leidenschaften nach den Gesetzen der Natur zu handeln, die herrliche Uebereinstimmung der sinnlichen und vernünftigen

Be-

Begierden, erregt Liebe, Bewunderung, und den stillen Wunsch, über unsere eigene Begierden eben so viel Gewalt zu haben. Allein in der Nachahmung? Was kann hier für Bewunderung Statt finden? Der Dichter hat keine Leidenschaften zu besiegen, und also kann er seinen erdichteten Personen so viel philosophische Gleichmüthigkeit geben, als er immer will. Es ist keine Kunst die Schule des Socrates zu plündern, und sich einen rechtschaffenen Mann darnach zu dichten, so schwer es auch seyn mag, sein eigenes Leben darnach einzurichten. Womit soll uns also der Nachahmer interessiren? Ich weiß ein einziges Mittel. — Er muß die Illusion so weit treiben, daß wir die Sache selbst, und nicht die Nachahmung zu sehen glauben. Nur alsdenn kann der Künstler seiner Nachahmung einen Theil von der Bewunderung versprechen, die der Sache selbst in der Natur zukömmt. Allein wodurch ist dieser glückliche Betrug zu erhalten? Bloß durch die künstliche Erregung der Leidenschaften. Nur diese sind mächtiger als die

Sinne, und verführen die Seele, die täuschenden Vorstellungen für wirklich zu halten; daher interessiret die vollkommene Tugend in der Nachahmung nur alsdenn, wenn sie zur Action Gelegenheit giebt, wenn sie Leidenschaften erregt, und vermittelst derselben, den Leser oder Zuschauer täuscht, daß er eine Wirklichkeit vor sich zu haben glaubt; das heißt, wenn sie mit der poetischen Idealschönheit verbunden werden kann, und wie selten ist dieser Fall!

Plutarch hat also recht, wenn er die vermischten Charaktere den vollkommnen tugendhaften vorziehet, aber der Grund ist falsch, den er davon angiebt. Nicht weil in der Natur Böses mit Gutem vermischt ist. Der Künstler hat ja die Freyeit die Natur zu verschönern. Warum kann er dieses in Ansehung der Schönheit? Warum in Ansehung der Leibesstärke, der Tapferkeit, und der übrigen Naturgaben? Homers Helena ist schöner als die Natur, sein Achilles tapferer, und vielleicht sein Nestor weiser.

Nur die Tugend hat er in der Epopee nicht bis auf den höchsten Gipfel treiben wollen, weil sie in den mehresten Fällen den Absichten des Dichters zuwieder ist, und sich nicht mit seiner Idealschönheit verbinden läßt.

Die Alten scheinen dieses überaupt vortreflich eingesehen zu haben. In ihren prosaischen Erzehlungen, die mehr die Absicht haben, den Verstand zu erleichten, als das Gemüth zu bewegen, trugen sie kein Bedenken, die vollkommensten Charaktere den Sterblichen zur Nachahmung vorzubilden. Aber sie hätten mehr als stoisch gesinnt seyn müssen, wenn sie ihren vollkommenen Weisen für alles in allen, und so gar für die geschickteste dramatische Person gehalten hätten. Ich weiß kein einziges dramatisches Stück von den Alten, in welchem vollkommen tugendhafte Personen vorkommen sollten. Ich nehme weder die Oedip noch die Alceste aus, so sehr Sie auch geneigt scheinen, diese beyde Charaktere für moralische Idealschönheiten zu halten. Oedip hat zwar nicht

solche Fehler, daß man sein Unglück eine verdiente Strafe nennen könnte. Er zeiget doch aber seine menschliche Seite allzusehr, und ist von der vollkommenen Tugend eines Socrates, eines Cato weit entfernt. Es ist eine Vermischung von Tugenden und Schwachheiten, die einen individuellen Charakter ausmacht. Der Charakter der Alceste ist mehr übermäßige Zärtlichkeit als Tugend, und die Haupthandlung derselben, die Aufopferung für ihren Gemahl ist vielleicht nach den strengsten Regeln der Vernunft eine zuweitgetriebene Zärtlichkeit, eine Schwachheit; aber zu welchen fürtreflichen Situationen hat diese Schwachheit Gelegenheit gegeben!

D.

Sieben und sechszigster Brief.

Die Staatskunst hat sich in den neuern Zeiten so weit von der einfältigen Bahn der Weltweisheit verirret, daß man sie kaum für ein philosophisches Studium mehr erkennen sollte. Jene ungekünstelte Plane der alten

Staats-

Staatskunst scheinen sich so wenig als das arcadische Schäferleben mit unsern ietzigen Umständen zu vertragen. Und dieses ist vielmehr eine nothwendige Folge der Zeiten, als ein Fehler der Gesetze, oder der Gesetzgeber. Lassen Sie einen neuaufkommenden Staat nach den einfältigsten Gesetzen regiret werden, so werden sich in kurzem seine Verhältnisse mit den benachbarten, und vermittelst dieser mit den übrigen Völkern der Erde vermehren, und seine Bedürfnisse sich vervielfältigen; daraus werden denn neue Gesetze entstehen, und so oft diese mit den Alten collidiren, werden Ausnahmen und Einschränkungen hinzugethan werden müssen. Zuletzt wird das Regierungssystem dieses Volks so verwickelt und in einanderlaufend seyn, als immer eines von den Systemen, nach welchen die jetzigen Staaten regiert werden. Die Weltweisen werden unzufrieden seyn, und sich die erste Einfalt zurück wünschen, allein so vergebens, als man sich zuweilen die unschuldigen Jahre der Kindheit zurück wünscht.

Indessen gehören so wohl die Klagen der Weltweisen, als die Verwirrung der Staatskunst mit zum Laufe der besten Welt, und sie sind auch nicht ganz ohne Nutzen. Indem sie die Einbildungskraft mit den angenehmen Bildern einer einfältigen Staatsverfassung beschäftigen; so prägen sie den Gemüthern ihrer Mitbürger eine heilsame Liebe zur unschuldigen Natur ein, dadurch sie abgehalten werden, dem hinreissenden Strome allzuleicht nachzugeben.

Diese Gedanken hatte ich, als ich die Schriften eines J. Jousseau, die philosophischen Träume eines Iselin und verschiedene andere Tractate dieser Art gelesen, und sie wurden letzthin bey mir erneuert, als mir erwehnten Herrn Iselins Versuch über die Gesezgebung *) zu Gesichte kam. Man siehe mit Vergnügen die inbrünstigen Wün-

*) Versuch über die Gesezgebung, von dem Verfasser der philosophischen Träume. Zürch bey Orell und Comp. 1760.

Wünsche eines Menschenfreundes, der unzufrieden, daß er sie nicht erfüllet siehet, in seiner Einsamkeit, die öden Strassen der ge„sunden Politik, wie er sich in der Vorrede „ausdrückt, durchwandert, auf denen man „die Glückseligkeit der Menschen, und nicht „die Grösse und der Glanz ihrer Beherrscher „sieht.„

Ich werde Ihnen von dieser kleinen Schrift wenig zu sagen haben, denn sie enthält wenig neues. Ungefähr die allgemeine Züge *eines vollkommenen Gesetzgebers*, so wie man sie nach den Grundsätzen der Weltweisheit entwerfen würde. Forderungen eines mit den Welthändeln unbekannten Weltweisen, deren Beurtheilung man dem Mann in Geschäften überlassen muß. Herr Iselin hat weder durch Beyspiele aus der Geschichte noch durch neue Vorschläge die Möglichkeit seiner Forderungen dargethan, und die meisten tragen offenbar das Zeichen der Unausführlichkeit an der Stirne. Er sagt z. B.

(S. 37.)

(S. 37.) „Insonderheit aber müssen sie (die „Gesetze) den Reichthümern den Rang bestim„men, der ihnen gebührt, und denselben nicht „erlauben zu den Vortheilen, die sie ohne „diß gewähren, noch die Ehre, welche die „Belohnung der Tugend und der Verdienste „ist, sich zu zueigen. Die Gesetze wären „ungerecht und unvernüftig, wenn sie den „Reichthümern die Bequemlichkeit, das Wol„leben und eine grosse Pracht versagen woll„ten. Sie sind aber zernichtet, wenn der Rei„che, nur weil er reich ist, die Achtung und „die Ehre auf sich ziehet. — Alsdenn ist es um „den Staat geschehen! — Die Warnung ist vortreflich! aber was müssen die Gesetze thun, diesem Misbrauche vorzubeugen? Können sie den Reichthümern die Bequemlichkeit, das Wolleben und eine gewisse Pracht nicht versagen; so können sie auch nicht verhindern, daß der Reiche diejenige Mitbürger an seiner Bequemlichkeit und Pracht Theil nehmen läßt, die ihm zu gefallen leben, daß diese hinwiederum dem Reichen zur Vergel-

tung

tung diejenige Achtung und Ehre bezeigen, welche die Belohnung der Tugend und der Verdienste seyn sollte; und alsdenn ist es ja um den Staat geschehen! — Es ist leicht zu sagen, was die Gesetze thun sollten, aber wie? ist eine Frage, die sich der Weltweise allezeit erst selber thun muß, ehe er eine Forderung an den Tag legt.

„Den Frieden mit den Benachbarten, heißt es ferner, „(S. 42.) so viel es immer „möglich zu unterhalten, die kriegerischen Tu„genden *in den Herzen der Bürger zu pflanzen* „und zu ernähren, sind die zwey Hauptgrund„sätze nach denen ein Gesetzgeber sich zu rich„ten hat.„ Wer wird dieses läugnen? Wenn aber diese beyden Hauptgrundsätze, wie es öfters kommen kann, mit einander streiten, was soll der Gesetzgeber thun? Hr. Iselin hat ihm an einem andern Orte untersagt, seine Völker einer andern Macht zu leihen. Soll er nun einen Krieg anfangen, um die kriegerische Tugenden in den Herzen der Bürger

ger zu pflanzen und zu ernähren. Baco und fast alle erfahrne Politiker sagen ja, die Menschlichkeit aber seufzt nein; was sagt nun der Weltweise dazu? — — Diese schwierige Aufgabe ist der Untersuchung eines Menschenfreundes würdig, so wie überhaupt nicht die allgemeinen Gesetze sondern die nöthigen Ausnahmen in besondern Fällen die größten Schwierigkeiten machen. Wenn die Politiker mit den Weltweisen irgend in einen Streit gerathen, so ist es mehrentheils über die Ausnahmen; in dem allgemeinen der Gesetze stimmen sie vollkommen überein. Warum beobachtet also Hr. J. von jenen ein tiefes Stillschweigen? — —

In der darauf folgenden Stelle ist er etwas weniger allgemein. Ohne einen Blick auf die jetzigen Zeitläufte würde der Weltweise schwehrlich auf diese Betrachtungen gekommen seyn. „Unglückseelig ist das Volk, „heißt es, dessen Räthe und Beherrscher „groß, mächtig, und selbst gesicherter

„durch

„durch die Unordnungen des Krieges, nur
„darauf bedacht sind, wie sie den Tempel
„des Janus eröfnen können. Welch ein
„glückseliges Geheimnis wäre es nicht, wenn
„man anstatt neue Auflagen auszudenken,
„ein Mittel ausfündig machen könnte, wo-
„durch die größte Last des Krieges auf die-
„jenigen gewälzt würde, die denselben an-
„rathen. Welch eine weise Maxime wäre
„es nicht, wenn der siegende Theil, insbe-
„sondere diejenigen Minister des Besiegten,
„die den Krieg angesponnen, verfolgte, und
„sich mehr an deren und ihrer Clienten Schä-
„zen und Gütern, als an der Armuth des
„unglückseligen Landmannes erhohlte.„ Las-
sen Sie uns diesen Wunsch von ganzen
Herzen unterschreiben, damit diese nieder-
trächtige Aufwiegler, welche zwar List, aber
nicht Tapferkeit genug besitzen, eine Welt zu
verwüsten, sie wenigsten nicht so gemäch-
lich, so unbesorgt verwüsten mögen.

Die Lehre von der Sanction oder Ein-
führung der Gesetze, handelt Hr. J. mit ei-
niger

niger Gründlichkeit ab. Man siehet, daß er die Theorie der Neuern von der Verbindlichkeit und von den Bewegungsgründen mit Verstande gelesen. Schade! daß er diese subtile Materie nicht durch Exempel aus der Geschichte erläutert!

D.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 15. November. 1759.

Acht und sechzigster Brief.

Ausserordentliche Leute haben beständig die Aufmerksamkeiten ihrer Zeitverwandten und der Nachwelt auf sich gezogen. Carl der Zwölfte, König von Schweden ist ein Beyspiel davon. Seine ausserordentlichen Begebenheiten, *die, wann sie nicht von so vielen* Augenzeugen bestätiget würden, Fabeln ziemlich ähnlich wären, finden noch itzt beynahe so viel Aufmerksamkeit, als zu der Zeit, da sie vor sich giengen. Seine Begebenheiten mußten ausserordentlich seyn, denn dieser Monarch besaß den ausserordentlichsten Eigensinn, der zwar beständig von der Tapferkeit eines Soldaten, selten aber von der Weißheit eines Staatskundigen, oder den wahren Gesinnungen eines guten Königs

unterstützt wurde. Carl der Zwölfte war so glücklich, daß bey seinen verwegensten Unternehmungen, in die ihm seine Unbeweglichkeit führte, und bey den sonderbaren Intriguen, in die er durch die seltsame Folge eigensinniger Handlungen verwickelt ward, sich sehr öfters ganz unverhofte vortheilhafte Umstände zeigten, ich befürchte sonst, er würde nicht die beste Figur in der Geschichte machen, was für ein Urtheil z. B. würde die Welt wohl von Carln fällen, wenn er bey Narva, wo er mit acht tausend Mann achtzig tausend angrif, eben eine solche Russische Armee gefunden hätte, als er hernach bey Pultava vor sich fand, oder wenn er bey seinem langen Aufenhalte in der Türkey, wo er ganz und gar sein eigenes Interesse hinten ansetzte, seine Schwedische und Deutsche Provinzen mitten in dem verderblichsten Kriege beynahe vergaß, und sich mit den allerselsamsten Projekten beschäftigte, was würde wohl die Welt gesagt haben, wenn er nicht einen Poniatowsky gefunden hätte, der aus Liebe zu Carls weit aus-

sehenden Vorhaben, sich freywillig der größ-
ten Gefahr aussetzte, und nach einer uner-
müdeten Arbeit, und den fast unbegreiflichsten
Intriguen endlich einen Theil davon, zu
Stande brachte; Die Welt mußte freylich
schweigen, da man sahe, daß ein überwun-
dener, und in die Länder der Pforte geflüch-
teter König wirklich es dahin brachte, daß
seinetwegen der erste Minister der Pforte
abgesetzt, und desselben Nachfolger, dem
Feinde des Königs von Schweden dem
Czaar mit zweymal hundert tausend Mann
entgegen geschickt wurde, der den Czaar
am Pruth aufs Haupt schlug. Hätte nicht
die Klugheit der Czaarin Catharina, und
der Geiz des Grovezirs den König von
Schweden aller Früchte seiner Halsstarrig-
keit, und der listigen Einfädelungen des Gra-
fen Poniatowsky, auf einmahl durch einen
unerwarteten Frieden verlustig gemacht; so
wären die Folgen dieses Projekts sehr wich-
tig gewesen und die Geschichtschreiber wür-
den nichts ermangelt haben, dasjenige, was
jetzt jedermann, einer Begierde nach neuen

ausserordentlichen Dingen, und einer darin bis zum Eigensinne bewiesenen Standhaftigkeit zuschreibet, als ein wohl überlegtes Werk einer weit aussehenden Klugheit anzuführen.

Wäre Carl nicht in dem seltsamen Calabalik bey Warniza durch ein fast unbegreifliches Glück beym Leben erhalten worden, da er sich in seinem Hause, hinter einer Verschanzung von Wagen, Karren, und Tonnen, von einer Türkischen Armee belagern, und beym Mangel der Soltaten, die verrammelten Thüren und Fenster durch seinen Canzler, seine Secretarien und Hausbediente vertheidigen ließ, und auf das Dach des Hauses seine fünf Trompeter setzte, welche arme Teufel dem türkischen Canonenfeur zum Trotze blasen mußten, bis einer herunter geschossen wurde. Wäre Carl, sage ich, in diesem Gefecht geblieben, darin er sich zwar mit unbegreiflicher Tapferkeit wehrte, aber sich dasselbe auch, wieder alle Vorstellungen seiner Freunde und Feinde durch einen unbegreiflichen Eigensinn zugezogen hatte. Wäre er geblieben, was würde die

Welt

Welt von dem Tode eines Königs gesagt haben, der zu einer Zeit, da seine Reiche sich in den mißlichsten Umständen befanden, den Werth seiner Person so wenig zu schätzen wußte; aber Carl blieb am Leben, und wußte selbst nach seiner Gefangnehmung seinen Feinden noch schädlich zu seyn. — Konnte sich die Welt wohl entbrechen, ihn zu bewundern.

Der Herr von Voltaire ist der einzige der uns von diesem sonderbaren Monarchen eine Geschichte geliefert hat. Ich sage eine Geschichte, dann weder Nordbergs ungeheure Compilation, noch Adlerfelds Tagebuch, noch des de la Mottraye Anekdoten, noch des Herrn von Fabricius Berichte an seinen Herrn den Herzog von Holstein, und den Freyherrn von Görz, sind für eine Geschichte zu rechnen. Aber dennoch, müßte ich mich sehr irren, oder Sie sind mit mir eins, daß es weit besser ist, Carl den Zwölften lieber aus allen diesen und mehreren andern Schriftstellern kennen zu lernen, als bloß aus dem Herrn von Voltaire. Dieser ist

zwar ein angenehmer Schriftsteller, und man kann, ihm auch nicht absprechen, daß man bey ihm besondere Nachrichten antrift, die er von vielen vornehmen Personen, die mit an dem Schicksale Carl des Zwölften Theil gehabt haben, kann erfahren haben, aber wenn er auch gleich sagt, er habe diese oder jene Nachricht von dem Könige Stanislaus, von dem Kardinal Alberoni u. s. w. erhalten, so giebt es dennoch Ungläubige, welche der Meinung sind, daß sich der Poet in der Historie nicht ganz habe verläugnen können; und da man von bekannten Begebenheiten beweisen kann, daß sie der Herr von Voltaire, zum Behuf dieses oder jenes Charakters, dieses oder jenes witzigen Einfalls, und wer weiß die Ursachen alle — verändert vorgetragen habe, so kommt man in die Versuchung zu glauben, daß es mit gewissen nicht allzuwahrscheinlich scheinenden Anekdoten, auch nicht ganz richtig sey, ob gleich vornehme Personen zu Zeugen angeführet werden. Aber eben in diese Anekdoten hat sich der Herr von Voltaire verliebet,

bet, und ich müßte mich sehr irren, wenn man es nicht seiner Historie Carls des Zwölften hin und wieder ansieht, daß er sich nicht enthalten konnte, einen guten Einfall der ihm bey einer Begebenheit einfiel, in eine Anekdote zu verwandeln.

Nordbergs Werk ist freylich weitschweifig und voll von Kleinigkeiten und unnützen Dingen. Wann aber dieser gute Priester gleich vielleicht nicht so viel Einsicht in Staatssachen hatte, als der Herr von Voltaire, so hätte er hingegen auch nicht die Begierde witzig zu seyn, und einen einmahl angenommenen Charakter durchzusetzen, und da er allenthalben bey Carl dem Zwölften gewesen, und also ein Augenzeuge war, so verdient er viel Glaubwürdigkeit. **Adlerfeld** war ein Soldat, daher ist sein Tagebuch in Absicht auf die Kriege Carls des Zwölften sehr schätzbar, aber man findet auch viel zur politischen Geschichte dienliche Umstände darin. Voltaire nennet den **la Motraye**, einen Domestiken des Herrn von **Fabricius**, (ob er es gleich nicht war, indem der Herr von

Fabricius in einem Schreiben an den Frey-
herrn von Görz selbst einen englischen Kauf-
mann nennt) bloß damit er, da die Richtig-
keit einiger Anmerkungen des de la Mottraye
nicht zu leugnen war, die hämische Anmer-
kung machen konnte: „Man müßte freylich
„bey einer Geschichtsschreibung, eben so
„wohl bey Königen als bey Kammerdie-
nern, Erkundigung einziehen." De la
Mottraye war ein Augenzeuge von vielen
Begebenheiten, so während dem Aufenthalte
des Königs in der Türkey vorgiengen, und
hatte selbst mit Theil daran, wobey er Gele-
genheit hatte, dem König von Schweden
wichtige Dienste zu leisten. Also wird man
weder seine Reisen, noch seine Anmerkungen
über Voltairens Geschichte ohne Vergnü-
gen lesen, wenn es auch wahr seyn sollte,
was jemand hat sagen wollen, daß de la
Mottraye geschickter gewesen, Anmerkungen,
als eine Geschichte zu schreiben. Die Talente
sind verschieden!

Des Herrn von Fabricius Briefe kön-
nen Sie nun selbst beurtheilen, daß sie seit
kur-

kurzem aus seiner ungedruckten Französischen Handschrift übersetzt und gedruckt * worden sind. Fabricius war ein Mann von nicht gemeinen Gaben, er hatte während seines Aufenthalts in der Türkey, grossen Antheil an den Geschäften, und wurde noch dazu der besonderen Vertraulichkeit Carls des Zwölften gewürdiget, also kennete er gewiß diesen sonderbaren Monarchen sehr genau. Voltaire beruft sich öfters auf ihn, aber ob gleich durch diese Briefe verschiedene voltairische Erzählungen bestätiget werden; so dünkt mich doch, man könne darinnen mehr als einen Beweis finden, wie leicht es dem Herrn

* Zuverläßige Geschichte Carls des Zwölften, Königs in Schweden, während seines Aufenthalts in der Türkey; aus den noch ungedruckten Staatsbriefen des Herrn Friedrich Ernst von Fabrice damaligen Gesandten Sr. Durchl. des Herzogs und Administrators von Holstein, und Bischofs zu Lübeck, bey dem Könige zu Bender. Mit vielen geheimen Nachrichten zur Erläuterung der Historie und des Charakters des schwedischen Monarchen. Leipzig, bey Grund und Holle, 430. Seiten in Octav.

Herrn von Voltaire sey, eine Begebenheit zu vergrössern oder zu verkleinern, nur damit er sie verschönern könne.

Rc.

Neun und sechzigster Brief.

Der Herr von Voltaire hat eine Abhandlung über die Zweifel bey Lesung der Geschichte geschrieben, die ich wohl hin und wieder auf seine eigene Geschichte anwenden möchte. Er sagt in der gedachten Abhandlung unter andern:* „Plutarch erzählet, „daß Cäsar über und über geharnischt in das „Meer bey Alexandria gesprungen sey, die „eine Hand habe er mit einigen Schriften in „die Höhe gehalten, damit er sie nicht naß „gemachet, und die andere anstatt des Ruders „im Schwimmen gebraucht. Man glaube „doch von Plutarchs Gewäsche nicht ein „Wort. Vielmehr glaube man dem Cäsar „selbst, der in seinen Geschichts-Erzählun-

* Der Verfasser bedienet sich hier, der zu Frankfurt am Mayn herausgekommenen deutschen Uebersetzung.

„lungen davon nicht ein Wort saget, und
„denke gewiß dabey, daß wenn man mit Pa-
„pieren in der Hand ins Meer springt, sol-
„che ohnfehlbar nicht trocken bleiben werden.„

In der Geschichte Carls des Zwölften,
sagt der Herr von Voltaire unter andern:
„In den müßigen Stunden zu Bender, habe
„sich bey dem Könige unvermerkt die Lust zum
„Bücher-Lesen eingefunden. Der Herr von
„Fabricius habe also demselben französische
„Bücher, nemlich Corneillens, Racinens,
„und Despreaux Werke zu lesen, an den
„Satiren des letztern habe er nichts schönes
„gefunden, die auch in der That nicht seine
„beste Stücke wären. Als er den Brief an
„Ludewig den Vierzehnten gelesen habe,
„wo der Verfasser Alexander als einen Tho-
„ren und Rasenden vorstellt, habe er das
„Blatt entzwey gerissen. Unter allen franzö-
„sischen Trauerspielen haben ihm Racinens
„Mithridat, am meisten gefallen, weil der
„Zustand dieses überwundenen Königs, der
„auf nichts als Rache denket, dem seinigen
„ganz ähnlich war. u. s. w.

„O! möchte ich wohl ausrufen, man glaube doch von Voltairens Gewäsche nicht ein Wort; vielmehr glaube man dem Herrn von Fabricius selbst der in seinen Briefen von diesem Märchen nicht ein Wort saget, und denke gewiß dabey, daß der Herr von Voltaire nichts im Sinne gehabt hat, als bey dieser guten Gelegenheit, den Satiren des Despreaux eins zu versetzen, und eine sinnreiche Vergleichung zwischen Mithridat und Carl anzubringen.

Dergleichen Zweifel über die Voltairische Geschichte sind mir bey Durchlesung der Briefe des Herrn von Fabricius öfters in die Gedanken gekommen. Es ist wahr, meine Zweifel betreffen mehrentheils nur Nebenumstände, aber ich will auch nicht mehr beweisen, als daß der Herr von Voltaire sich kein Gewissen macht Begebenheiten zu vergrössern, anders zu erzählen oder gar umzuschmelzen, wann er es zu einigen Absichten nöthig hat, oder mehrentheils auch, bloß damit er seinem Witze, und gewiß öfters sehr zur Unzeit freyen Lauf geben kann.

Voltaire berichtet von dem Auffenthalte des Königs in Demotica: „Er blieb zehen „ganzer Monate im Bette liegen, und stellete „sich als ob er krank sey: Nur der Kanzler „Müller, Grothausen und der Oberste „Düben, speiseten mit ihnen. Sie hatten „keinen nothwendigen Hausrath, dergleichen „sich die Franken bedienen, dann es war ihnen „alles bey der Benderschen Begebenheit geraubet worden; also daß sich nichts weniger als „Pracht und Wohlleben, bey ihren Mahlzeiten fand.„ Bißhieher ist alles noch glaublich, aber dem Herrn von Voltaire war es nicht wunderbar genug, er setzt also noch hinzu: „Sie warteten einander selbst bey der Tafel „auf, und der Kanzler Müller vertrat die „ganze Zeit, das Amt eines Kochs.„ Kan man etwas seltsamers hören. Fabricius berichtet, daß er, Jeffreys und de la Motraye, einige sechzig Personen gleich nach der Benderischen Calabalik von den Tartarn freygekauft hätten, welche in dem Gefolge des Königes von Bender abgegangen wären. Ist es wohl zu vermuthen, daß unter dieser

An-

Anzahl nicht die nöthigsten Hausbedienten des Königs sollten gewesen seyn. Oder läßt es sich wohl gedenken, daß Fabricius, der sich nach seinem eigenen Berichte in der dortigen Gegend ein Landgut gemiethet hatte, wo er wie ein Prinz lebte, dem König die nöthigste Bedienung solte haben mangeln lassen, und ihm von sechs und mehr Köchen die er vielleicht hatte, nicht solte einen geliehen haben. — Der Herr von Voltaire läßt den Herrn von Müllern dieses Amt verwalten. Wann er nur wenigstens nicht hinzu setzte: Die ganze Zeit über, so könnte man glauben, man habe etwa einmahl aus der Noth eine Tugend gemacht. Aber kann man wohl im Ernste sich vorstellen, daß dieser würdige und verdiente Minister, bey der Menge der Unterhandlungen und Geschäfte die in Demotica vorkamen, Zeit zu einer so nichtswürdigen Beschäftigung übrig gehabt haben solte. Fabricius meldet in seinen Briefen zwar, daß wegen einer Krankheit des Herrn von Müllern alle Geschäfte liegen geblieben wären, aber er meldet nicht, daß der König deswegen

nichts

nichts zu essen gehabt hätte. Mich dünkt auch der Favorit Grothausen, vielleicht der einzige Weichling unter Carls Gefolge, den Fabricius an einem Orte den grössten Zuckerfresser von der Welt nennet, würde ohnfehlbar mit des Canzlers Kochwerk nicht sehr zufrieden gewesen seyn. Doch der Herr von Voltaire muste ja etwas sonderbares vorbringen.

Er erzählet, Grothausens Agenten hätten von einen englischen Kaufmanne, zu funfzig Procent aufborgen müssen; der Herr von Fabricius aber vermindert das Wunder, indem er an den Freyherrn von Görz schreibet: „Ew Excellenz können hieraus urtheilen, ob „die Zinsen die wir dem Herrn Cooke geben, „und die sich ohngefehr auf 25 Procent belau„fen in diesem Lande so ungeheuer groß sind „wo der reichste Mann 15 Procent bezahlt.

Bey der Erzehlung des Benderischen Calabalik die Voltaire nach seinem eigenen Berichte aus des Herrn von Fabricius Briefen genommen hat, hat er doch viele kleine Umstände hinzugesetzt, verbessert und vermehrt,

ich

ich will nur ein paar hersetzen, die mir eben in die Augen fallen.

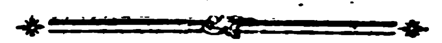
Fabricius berichtet, daß er den König gefragt habe, ob es wahr sey, wie das Gerüchte gienge, daß Se Maj. funfzehen Janitscharen mit eigener Hand erlegt hätten; dis ist Voltairen nicht wunderbar genug, also setzt er zwanzig, und läßt das Ende der Rede weg, wo der König sagt: „daß er sich nur einen erinnere, der ihn gegen „die Wand gedränget, und dem er den „Degen bis ans Heft in den Leib geboret, „nebst noch zween andern in seiner eigenen „Kammer, welche er todt glaube.

Fabricius sagt, der König sey bey seiner Abreise aus Bender, ohne Seitengewehr gewesen, Voltaire giebt vor, man habe ihm seinen Degen wiedergegeben.

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 23. November. 1759.



Beschluß des neun und sechzigsten Briefes.

So macht es Voltaire auch, mit der Nachricht von der Gefangennehmung des Königs Stanislaus, alles muß sich wunderlich, beynahe in einem Augenblick, und mit seltsamen Umständen zutragen. Fabricius muß des Stanislaus Gefangennehmung erfahren, als er Carln auf der ersten Tagereise von Bender begleitete. Der König bittet ihn zum Stanislaus zu eilen, Fabricius nimmt solches auszurichten, mit des Bassa Erlaubniß, einen Janitscharen zu sich. Er begegnet bald dem Haufen der Soldaten, die den König Stanislaus führten, und kommt mitten unter ihnen

(gerade als ob die Escorte eines so wichtigen Gefangenen, jemanden so ohne Umstände mitten unter sich reiten liesse) zu einem Reuter, der auf französisch gekleidet, und schlecht genug beritten war. Den fragt er auf Deutsch, wo denn der König von Polen wäre? und eben dieser, zu dem er solches redete, war Stanislaus selbst, den er in solcher Verkleidung nicht erkannte: Ey was, fing der König an, erinnert ihr euch meiner nicht mehr?

Alle diese sonderbare Umstände hat der Herr von Voltaire gewiß nicht in des Herrn von Fabricius Briefen, sondern vielmehr bloß in seiner eigenen glühenden Einbildungskraft gefunden; Lassen Sie uns einmahl diese seltsame sonderbare Voltairischen Erzehlung mit der natürlichen und wahren Erzehlung des Herrn von Fabricius vergleichen. Bemerken Sie zu förderst nur, daß der Herr von Voltaire Begebenheiten, die wenigstens vierzehen Tage und mehr, erfordert haben, auf einen Tag zusammen ziehet, um das wunderbare zu vermehren. Er lässet Carln gleich

gleich den Tage nach dem Calabalik von Bender abreisen, und auch noch an denselben Tag die Unterredung des Königs Stanislaus mit dem Herrn von Fabricius vorgehen, es erhellet aber aus den Briefen des letztern nicht allein deutlich, daß der König von Schweden, nach dem Angriffe seines Hauses, welcher etwa den eilften Februar 1713 geschehen, beynahe acht Tage zu Bender geblieben: sondern auch, daß der König Stanislaus um eben diese Zeit * des Calabaliks, zu Jaßy, der Hauptstadt in der Moldau angekommen sey. (Wie konnte er denn also um dieser Zeit schon ohnweit Bender gewesen seyn). Herr von Fabricius erfuhr diese Nachricht zuerst durch einen Courier aus Deutschland; als er sich kurz darauf zu dem Könige von Schweden begab, um demselben diesen unvermutheten Zufall kund zu thun, so fand er, daß derselbe bereits vorher durch den Bassa davon war benachrichtiget worden. Sie hatten hierüber eine lange Unterredung, worin der König

* S. den 49sten Brief, S. 272.

durchaus verlangte, daß der Herr von Fabricius einen zuverläßigen Mann zum König Stanislaus schicken sollte, um ihm zu sagen, daß er dahin sehen müßte, daß die Türken nicht erkenneten, wer er sey, obgleich Fabricius dagegen einwandte, daß es zu spät sey, indem ihn die Türken bereits erkannt hätten. Der Herr von Fabricius begleitete den König den Tag seiner Abreise von Bender, zwey oder drey Meilen, bis nach Causchan, der Hauptstadt des Landes Budziak, von da er Abends wieder zu Bender anlangte. * Der Hospodar der Moldau, hatte unterdessen den Stanislaus auf Befehl des Bassa von Bender, nach Bender gesandt, und erst den 1ten Merz, den zwölften Tag nach der Abreise des Königs von Schweden, ** reisete er von Jaßy ab. Der Herr von Fabricius schreibet ferner, daß er den König Stanislaus, NB. ohne daß der Bassa etwas davon wußte, einem Dorfe, eine Meile von Bender,

* S. 276. 277.
** S. d. 52sten Brief S. 288.

der, und zwar incognito, und als ein Tartar verkleidet* gesprochen habe. Der Herr von Voltaire, hat es also sicher bloß vor die lange Weile erdichtet, daß Fabricius dem Könige mit Erlaubniß des Bassa in Begleitung eines Janitscharen entgegen geritten seyn, und daß er ihn deutsch angeredet habe. Der Herr von Voltaire glaubet doch wohl nicht, daß die Tartern deutsch reden!

Ich will nichts mehr anführen, denn Sie möchten mir vorwerfen, daß ich sie alzulange mit Kleinigkeiten aufhielte. — — Doch diese Kleinigkeiten können wenigstens beweisen, daß es der Herr von Voltaire mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt. Inzwischen ist dieser Beweiß gerade der kleinste Nutzen den die Bekanntmachung der Briefe des Herrn von Fabricius haben kann. Das vornehmste sind Nachrichten, von den wichtigsten Unterhandlungen, die vor ohngefehr fünf und vierzig Jahren Staatsgeheimnisse waren, und die itzt einem Liebhaber der Geschichte dienen können, den

* S. 290.

Charakter der Personen, die damals auf dem Schauplatze die gröste Rolle spielten, näher einzusehen.

Seine Briefe haben übrigens ziemlich das Ansehen von französischen Memoires: Wichtige Nachrichten, mit kleinen Anekdoten und zuweilen mit lustigen Einfällen vermischt. Der Verfasser schreibt leicht und angenehm, und wenn er in den Briefen an den Herzog zuweilen einigermassen sich in dem Canzleystyl zu verstecken scheinet; so schreibt er hingegen an den Baron von Görz desto freyer und spaßhafter. Hier ist eine Stelle, die Ihnen zugleich anstatt eines Beyspiels von seiner Schreibart seyn kann: „Der Woywode von „Kiow, oder Großgeneral der Cosacken, „Namens Orlik, und der Sohn des Chan, „sind in Pohlen eingedrungen. Der Oberste „Jülich, und dreyßig andere Schwedische „Officiere begleiten sie. Die Jahreszeit ist „sehr günstig, dann es tauet seit sechs Wo„chen nicht. Die Leute sind dergestalt zur „Kälte gewöhnet, daß der junge Sultan „selbst alle Nächte ohne Zelt campiret, und

wann

„wann ein Tartar sich über die Kälte be-
„schweret, so wird er mit einem Kantschuh
„warm geprügelt. Der König ist ihnen
„anderthalb Tagereisen gefolget, und ungeach-
„tet es eine Kälte von T * * * war, so
„habe ich mich gleichwohl sehr gehütet zu
„klagen, aus Furcht für einer mitleidigen
„Erinnerung auf Tartarisch. — — Ich
„hoffe einige kleine Merkwürdigkeiten aus
„diesen Ländern mitzubringen, z. B. türki-
„sche Zügel, gestickte Tücher für Frauen-
„zimmer, einen kleinen Mohren für die
„Durchl. Herzogin, imgleichen ein czirkaßi-
„sches Mädchen. Doch ich bin nicht Bürge
„dafür, daß sie Jungfer ist, weil diese Waare
„hier sehr rar ist, so wie in allen andern
„Ländern, indem eine Jungfer in Constan-
„tinopel 2000 bis 3000 Rthlr. und herge-
„gen ein anderes Mädchen, die eben so schön
„ist 400 bis 500 Rthlr. kostet. Ew. Ex-
„cellenz sehen, daß eine Jungferschaft hier
„zu Lande kostbar ist, da man sie hingegen
„in Hamburg für 20 oder 30 Rthlr. verkauft.
„Es ist kein Ort in der Welt, wo man sich

bes-

„besser darauf verstehet, als zu Constantino-„pel. Ich werde mich bey Gelegenheit dar-„auf legen, um einmahl meine künftige Frau „zu beziehen, wann sie sichs einfallen liesse, „mich beziehen zu wollen. u. s. w.

Ich habe Ihnen, glaube ich, schon gesagt, daß diese Briefe aus der ungedruckten französischen Urkunde übersetzt worden sind; die Uebersetzung scheinet gut zu seyn, sie ist fliessend, und läßt sich noch lesen. Nur scheinet es, daß der Uebersetzer zuweilen in der Eil allzusehr dem Wortverstande gefolget, sonst würde er vielleicht nicht z. B. la Crimée (die Crimmische Tartarey) durch Crimäa gegeben haben; oder an einem Orte wo der Verfasser von den Intriguen des Hofes redet und zum Freyherrn von Görz saget: mais votre Excellence qui connait la Charte du Pays, den Worten nach übersetzet haben: Ew. Excellenz die die Charte des Landes kennen. Doch die Wahrheit zu sagen, dieses sind nicht eigentlich Fehler, sondern vielmehr nur kleine Flecken, die den Leser auf eine unangenehme Art erinnern, daß er nicht ein Original, sondern eine

Ueber-

Uebersetzung lieset. Wolte-Gott alle Uebersetzungen liessen sich noch so gut lesen als diese.

Doch kann ich nicht umhin, Ihnen zu ihrer Warnung bey diesen Gelegenheiten ein paar grobe Fehler anzuzeigen, die ich in der deutschen Geschichte Carls des Zwölften bemerket habe, ohnerachtet ich das Original nicht bey der Hand hatte. In dem Pirronisme de l'historie, welchen der deutsche Uebersetzer dem Lebens Carls XII. vorgesetzt hat, heißt es bey Gelegenheit der Thorheiten die die Reisebeschreiber von den orientalischen Völkern zu verbreiten pflegen: Pour un Voyageur comme *Chardin*, que de voyageurs comme *Paul Lucas* der Uebersetzer aber wirft auf eine unverantwortliche Art, beyde in eine Classe, und setzt: „Was soll man von solchen Reisenden, wie „Chartin, Paul Lucas, u. a. sind, halten.

Im fünften Buch der Geschichte Carls des Zwölften erzehlet Herr von Voltaire, daß Grothausen mit dem Gelde des Königs sehr freygebig gewesen sey; Er habe eines Tages die Rechnung von 60000 Rthlr. in zwey Zeilen gemacht, nehmlich: „10000 Rthlr. an die

„Schweden und Janitscharen auf Ew. Maje-
„stät gnädigsten Befehl, gegeben, den Rest
„habe ich verzehret. Auf diese Art, rief Carl
„aus, mag ich am liebsten, daß mir meine
„Freunde ihre Rechnungen ablegen. Müller
„macht, daß ich wegen 10000 Franken ganze
„Seiten lesen muß, dafür gefällt mir Grot-
„hausens lakonische Schreibart besser. „
Voilà, comme j'aime que mes amis me rendent
leurs comptes giebt der Uebersetzer: sehet wie
gern ich es habe, daß mir meine Freunde
ihre Rechnung machen.

Dis sind nur ein Paar von ohngefehr ent-
deckte Fehler, die mich aber ungemein miß-
trauisch gemacht haben. Ich vergebe einem
Uebersetzer immer die Stellen am ungernsten,
die im Deutschen gar keinen vernemlichen Ver-
stand haben. Sie zeugen nicht allein allzu-
deutlich, daß der Uebersetzer seine Urkunde
nicht verstanden habe, sondern auch, daß er
nichts gedacht, und nur bloß mechanisch gehan-
delt habe, als er solche Stelle niederschrieb.

Re.

Sie-

Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn * Leßings.

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange gnug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen; endlich aber habe er sie, in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Bebesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, sagt er, „bey keiner Gattung von Gedich„ten länger verweilet, als bey der Fabel. „Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen „Raine der Poesie und Moral. Ich hatte „die alten und neuen Fabulisten so ziemlich „alle, und die besten von ihnen mehr als

„ein-

* Berlin bei C. F. Voß in 8vo.

„einmahl gelesen. Ich hatte über die Theo-„rie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich „oft gewundert, daß die gerade auf die „Wahrheit führende Bahn des Aesopus, „von den Neuern, für die blumenreichen „Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzehlen „so sehr verlassen werde. Ich hatte eine „Menge Versuche in der einfältigen Art des „alten Phrygiers gemacht. etc.

Und kurz; hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln enstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von seinen beygefügten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünfe. Die erste, welche die weitläufigste und dabey die wichtigste ist, untersuchet das Wesen der Fabel. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte,

(das

(das ist in solche, die bey der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen, oder doch als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet haben, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzehlung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesezten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des Richer setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein blosses allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild,

„sagt

„sagt er, heisset überhaupt jede sinnliche Vor-
„stellung eines Dinges, nach einer einzigen
„ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt
„mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche
„Veränderungen, deren das Ding fähig ist,
„sondern allein die in der es sich in einem
„und eben demselben Augenblicke befindet.
„In einem Bilde kann ich also zwar wohl eine
„moralische Wahrheit erkennen, aber es ist
„darum noch keine Fabel. Der mitten im
„Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und
„ein Bild das mir die Möglichkeit zeiget, man
„könne auch bey dem größten Ueberflusse dar-
„ben. Aber ist dieses Bild deswegen eine
„Fabel? — Ein jedes Gleichniß, ein jedes
„Emblema würde eine Fabel seyn, wenn sie
„nicht eine Manigfaltigkeit von Bildern, und
„zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden
„Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das
„nothwendig erforderte, was wir durch das
„Wort Handlung ausdrücken. — Mit die-
sen Worten verbindet er aber einen viel wei-
tern Sinn, als man gemeiniglich damit zu
verbinden pfleget, und verstehet darunter jede

Fol-

Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nehmlich eine Unternehmung seyn müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeiget er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeige, hat seine Erklärung nur von einem einzigen in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret, und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beyden letztern, sagt er, „muß ausser der Absicht, welche „der Dichter damit verbindet, auch eine innere, „ihm selbst zukommende Absicht haben.„ Die Handlung der ersten braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet ꝛc. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften, welche jene erregen sollen,

und

und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nunmehr zusammen, und sagt: „In „der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, „sondern ein allgemeiner moralischer Satz, „nicht unter die allgemeine Handlung, „sondern auf einen einzeln Fall, nicht ver„steckt oder verkleidet, sondern so zurück„geführet, daß ich, nicht blos einige Aehn„lichkeiten mit dem moralischen Satze in „ihm endeckte, sondern diesen ganz anschauend darinn erkenne. — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen; dieser nehmlich: der einzelne Fall, aus welchen die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 29. November. 1759.



Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beyspielen gezeigt, läßt er sich auf psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der blosen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darinn, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß verhindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß, zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich

ſteht, erhöhet werden ſoll. Er zeiget hierauf, daß ſchon Ariſtoteles dieſe Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falſche Anwendung davon gemacht habe, weil er ſie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Ariſtoteles lehret nemlich, die hiſtoriſchen Exempel hätten deswegen eine gröſſere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſey. Unſer Verfaſſer aber ſagt: „Hierinn, glaube ich, hat Ariſto„teles geirret. Von der Wirklichkeit eines „Falles, den ich nicht ſelbſt erfahren habe, „kann ich nicht anders als aus Gründen der „Wahrſcheinlichkeit überzeugt werden. Ich „glaube bloß deswegen, daß ein Ding geſche„hen, und daß es ſo und ſo geſchehen iſt, „weil es höchſt wahrſcheinlich iſt, und höchſt „unwahrſcheinlich ſeyn würde, wenn es „nicht, oder wenn es anders geſchehen „wäre. Da alſo einzig und allein die „innere Wahrſcheinlichkeit mich die ehe„malige Wirklichkeit eines Falles glauben „macht, und dieſe innere Wahrſcheinlichkeit „ſich eben ſowohl in einem erdichteten Falle

fin=

„finden kann: was kann der Wirklichkeit des „erstern für eine grösere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des „andern? Ja noch mehr: da das historisch „Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; „da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich dem Zukünftigen „ähnlich sey: der Dichter aber die freye Gewalt hat, hierinn von der Natur abzugehen, „und alles, was er für wahr ausgiebt, auch „wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß der Fabel „überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre.„ — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor, und sagt: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennet: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Die zweyte Abhandlung betrift den Gebrauch der Thiere in der Fabel. „Der „größte Theil der Fabeln, sagt der Verfasser, „hat Thiere, oder wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist „hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche „Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darinn „zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist „es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich „keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber „zu Ehren des ersten Erfinders, beybehält, „weil er wenigstens schnakisch ist — quod „risum movet? Oder was ist es?„ Batteux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflickt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeiget, daß die Einführung

rung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darinn vorausgesezt und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedrige Geschöpfe, Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin, daß die allgemein bekannte Bestandtheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir, setzt er hinzu, auf der Leiter „der Wesen herab steigen, desto seltener kom„men uns dergleichen allgemein bekannte „Charaktere vor. Dieses ist denn auch die „Ursache, warum sich der Fabulist so selten „in den Pflanzenreiche, noch seltener in dem „Steinreiche, und am allerseltesten viel„leicht unter den Werken der Kunst finden „läßt. Denn, daß es deswegen geschehen „sollte, weil es stuffenweise immer unwahr„scheinlicher werde, daß diese geringern Wer„ke der Natur und Kunst, empfinden, den„ken und sprechen könnten, will mir nicht „ein. Die Fabel von dem ehernen und irde„nen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter „und unwahrscheinlicher, als die beste Fabel

„z. B. von einem Affen, so nahe auch dieser
„dem Menschen verwandt ist, und so unend-
„lich weit jene von ihm abstehen.

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtige Eintheilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft. Schon Wolf hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate, die ihnen zukommen, oder solche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem ersten Falle hiessen es vernünftige Fabeln: in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hiessen sie alsdenn, wenn sie etwas so wohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen, und man wohl gar daraus schliessen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sey, auf die Natur der Ge-
schöpfe

schöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche die enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, so nennet er diejenige Fabeln, vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabeln, oder die Prädicate dieser Subjecte. Fabeln, worinn die Subjecte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, nennet er hyperphisische Fabeln. Die ferner daraus enstehende vermischte Gattungen nennet er die vernünftig mythischen

 die

die vernünftig hyperphysischen, und die hyperphysisch mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübeley! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen sey, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Speculation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er characterisirt den Vortrag des Aesopus und Phädrus, und scheinet mit dem Vortrage des la Fontaine

am

am wenigsten zufrieden zu seyn. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präcision, und die ausserordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten seyn solle. „Welch Bekenntniß! ruft unser Verfasser aus. „In meinen Augen „macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, „als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie „wunderbar ward es von dem französischen „Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein blosses Compliment machen, „und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum „konnte es auch anders seyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reitzendes für „Franzosen, bey welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, „der hernach das Unglücke hatte, hundert Jahr „witzig zu bleiben, * meinte so gar, la Fontaine

 taine

* Fontenelle.

„taine habe sich aus blosser Albernheit
„(par betise) dem Phädrus nachgesetzt; und
„de la Motte schrie über diesen Einfall:
„mot plaisant, mais solide!" — Er gehet
hierauf die Zierrathen durch, deren die
Fabel, nach dem Batteux, fähig seyn soll,
und zeiget, daß sie schnurstracks mit dem Wesen
der Fabel streiten. Sogar Phädrus
kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er
ist kühn genug, zu behaupten, daß Phädrus
so oft er sich von der Einfalt der griechischen
Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen
plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene
Beweise hiervon, und drohet seine Beschuldigung
vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe
des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich
besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser
Abhandlung am wenigsten durchkommen, und
er wird von Glück zu sagen haben, wenn man
ihm keine schlimmere Absicht giebt, als die
Absicht, seine eigene Art zu erzehlen, so viel
als möglich, zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste,
und redet von einem besondern Nutzen

der

der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den hevristischen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so räth er vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen: „und die allmähligen „Stufen von diesem Finden zum Erfinden, sagt er, „sind es eigentlich, was ich durch „verschiedene Versuche meines zweyten Bu„ches habe zeigen wollen. Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyspielen werden Sie sich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel, von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn

anderer

andere Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweyten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den „ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue, „und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt „zu seyn glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und „schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betriegerischen Putz auszureissen. Lasset nach! schrie sie endlich; „ihr habt nun alle das eurige wieder. — „Doch die Pfaue, welche einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein „seyn und hackten weiter. —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Theil zusammen gesetzt ist: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht es dem Plagiarius! Man ertappt „ihn hier; man ertappt ihn da; und endlich

„glaubt

„glaubt man, daß er auch das, was wirklich „sein eigen ist, gestohlen habe. — Oder die Fabel von den Fröschen, die sich einen König erbeten hatten:

Die dreyzehnte des zweyten Buchs.

„Zevs hatte nunmehr den Fröschen einen „andern König gegeben; anstatt eines fried„lichen Klotzes, eine gefräßige Wasserschlan„ge. Willst du unser König seyn, schrien die „Frösche, warum verschlingst du uns? — „Darum, antwortete die Schlange, weil ihr „um mich gebeten habt. — Ich habe nicht „um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, „den sie schon mit den Augen verschlang. — „Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto „schlimmer. So muß ich dich verschlingen, „weil du nicht um mich gebeten hast.

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln;

beln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweyten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen treflichen Bogen „von Ebenholz, mit dem er sehr weit und „sehr sicher schoß, und den er ungemein „werth hielt. Einst aber, als er ihn auf„merksam betrachtete, sprach er: Ein wenig „zu plump bist du doch! Alle deine Zierde „ist die Glätte. Schade! Doch dem ist ab„zuhelfen; fiel ihm ein: Ich will hingehen, „und den besten Künstler Bilder in den Bo„gen schnitzen lassen. Er ging hin, und „der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf „den Bogen, und was hätte sich besser auf „einen Bogen geschickt, als eine Jagd? Der „Mann war voller Freuden. „Du verdie„nest diese Zierrathen mein lieber Bogen!"

„Zu-

„Indem will er ihn versuchen; er spannt,
„und der Bogen — zerbricht.

Die Schwalbe.

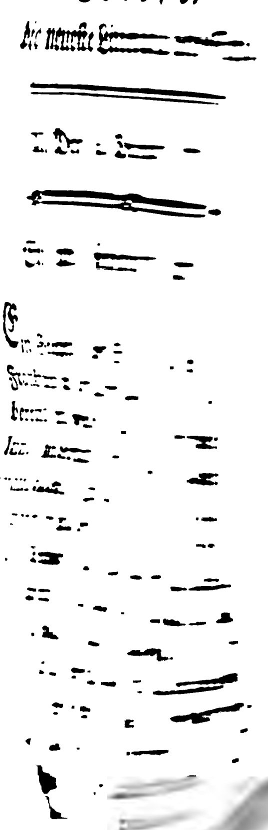
„Glaubet mir, Freunde; die grosse Welt
„ist nicht für den Weisen, ist nicht für den
„Dichter! Man kennet da ihren wahren
„Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach
„genug, ihn mit einem wichtigen zu vertau-
„schen. — In den ersten Zeiten war die
„Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer
„Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es
„aber bald müde, in den einsamen Büschen
„zu wohnen, und da von niemand, als
„dem fleißigen Landmanne, und der unschul-
„digen Schäferin gehöret und bewundert zu
„werden. Sie verließ ihre demüthigere
„Freundin, und zog in die Stadt. Was
„geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit
„hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so ver-
„lernte sie es nach und nach, und lernte da-
„für — bauen.

Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last
„und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu
„pflü-

„pflügen, und mit eigner Hand den rein
„Saamen in den lockern Schoos der wi-
„gen Erde zu streuen. Auf einmal st
„unter dem breiten Schatten einer Li
„eine göttliche Erscheinung vor ihm da!
„Greis stutzte. Ich bin Salomo: sagte
„vertraulicher Stimme des Phantom.
„machst du hier, Alter? Wenn du Sal
„bist, versetzte der Alte, wie kannst du
„gen? Du schiktest mich in meiner Ju
„zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel,
„lernte von ihr fleisig seyn und sam
„Was ich da lernte, das thue ich no
„Du hast deine Lection nur halb g
„versetzte der Geist. Geh noch einma
„zur Ameise, und lerne nun auch vo
„in dem Winter deiner Jahre ruhen un
„Gesammelten geniessen:





Briefe,

lich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.* **Bynckershoeck**, **Beverland**, **Gisbert Cuper**, **d'Orville**, **J. A. Fabricius**, **Grävius**, **Gramm**, **Schannat**, **J. P. von Ludewig**, **Gesner** ꝛc. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

So-

* Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergae impensis Hered. Felseckeri 1760. 2. Alph. 4. Bogen.

Sogar von Leibnitzen finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr, als einig jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten Huetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die Zwey ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der classischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschiene arbeitete: so lies er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen

Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen liesse. Man schlug ihn in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschliessen, schreibt er, „verstehe ich zu wenig von der Arzneygelahrheit; „und von den Schriftstellern des Ackerbaues „schreckt mich meine geringe Kenntniß der Oekonomie ab. Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht

hat,

hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hannover an den Huetius schreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibnitz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihn dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich

Bezirke der Wissenschaften nichts z
ihm nichts zu groß war. Nur da
daß man ihm einen Autor geben mö
chem sich Philosophie, und eine gesu
phie anbringen liesse. Man schlug
Absicht den ältern Plinius, den
Schriftsteller vom Ackerbaue,
jus, den Capella und den Bor
„Mich zum Plinius zu entschliessen,
„verstehe ich zu wenig von der Arzney
„und von den Schriftstellern des L
„schreckt mich meine geringe Kenntniß
nomie ab. Er wählte also den M
Capella, und das Urtheil, das er v
Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft,
hinlänglich genug seyn, dem Capella m
zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl habe
Martianum Capellam, usus ingentis auc
gratum varietate, scientias non libantem ta
sed intrantem, solum ex superstitibus script
cujusdam artium liberalium encyclopædiæ.
fing auch schon wirklich an daran zu arbeit
und wollte die Anmerkungen des Grotiu
die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht

hat,

[illegible] lgenden Briefe hat Leibniz
[illegible] des spanischen Werkes von
[illegible] der christlichen Religion,
[illegible] sie enthalten sehr vortreffliche
[illegible] en Gebrauch der Philologie
[illegible] Critik, sagt er, die sich mit
[illegible] en Handschriften, Münzen,
[illegible] en beschäftiget, ist eine sehr
[illegible] nd zur Herstellung der Wahr-
[illegible] gion, ganz unentbehrlich.
[illegible] ich gewiß, wofern die Critik
[illegible] es auch mit den Schriften
[illegible] geschehen, und es ist nichts
[illegible] llig, woraus man einen
[illegible] nhaber unserer Religion
[illegible] Denn gesetzt, man
[illegible] Schriften von Theo-
[illegible] sie bey uns die
[illegible] Dietrichs von
[illegible] von den Er-
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

beln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweyten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen treflichen Bogen „von Ebenholz, mit dem er sehr weit und „sehr sicher schoß, und den er ungemein „werth hielt. Einst aber, als er ihn auf„merksam betrachtete, sprach er: Ein wenig „zu plump bist du doch! Alle deine Zierde „ist die Glätte. Schade! Doch dem ist ab„zuhelfen; fiel ihm ein: Ich will hingehen, „und den besten Künstler Bilder in den Bo„gen schnitzen lassen. Er ging hin, und „der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf „den Bogen, und was hätte sich besser auf „einen Bogen geschickt, als eine Jagd? Der „Mann war voller Freuden. „Du verdie„nest diese Zierrathen mein lieber Bogen!*

„In-

„Indem will er ihn versuchen; er spannt,
„und der Bogen — zerbricht.

Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde; die grosse Welt
„ist nicht für den Weisen, ist nicht für den
„Dichter! Man kennet da ihren wahren
„Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach
„genug, ihn mit einem wichtigen zu vertau-
„schen. — In den ersten Zeiten war die
„Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer
„Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es
„aber bald müde, in den einsamen Büschen
„zu wohnen, und da von niemand, als
„dem fleißigen Landmanne, und der unschul-
„digen Schäferin gehöret und bewundert zu
„werden. Sie verließ ihre demüthigere
„Freundin, und zog in die Stadt. Was
„geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit
„hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so ver-
„lernte sie es nach und nach, und lernte da-
„für — bauen.

Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last
„und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu
„pflü-

„pflügen, und mit eigner Hand den reinen
„Saamen in den lockern Schoos der willi-
„gen Erde zu streuen. Auf einmal stand
„unter dem breiten Schatten einer Linde,
„eine göttliche Erscheinung vor ihm da! der
„Greis stutzte. Ich bin Salomo: sagte mit
„vertraulicher Stimme des Phantom. Was
„machst du hier, Alter? Wenn du Salomo
„bist, versetzte der Alte, wie kannst du fra-
„gen? Du schiktest mich in meiner Jugend
„zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel, und
„lernte von ihr fleisig seyn und sammeln.
„Was ich da lernte, das thue ich noch. —
„Du hast deine Lection nur halb gelernt,
„versetzte der Geist. Geh noch einmal hin
„zur Ameise, und lerne nun auch von ihr,
„in dem Winter deiner Jahre ruhen und des
„Gesammelten geniessen:

G.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 6. December. 1759.

Ein und siebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie so viel ich weis, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fieng bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Piphius zu liefern. Es scheinet aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechens aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nehm-

lich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.* **Bynckershoeck**, **Beverland**, **Gisbert Cuper**, **d'Orville**, **J. A. Fabricius**, **Grävius**, **Gramm**, **Schannat**, **J. P. von Ludewig**, **Gesner** ꝛc. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

So-

* Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergae impensis Hered. Felseckeri 1760. 2. Alph. 4. Bogen.

Sogar von Leibnitzen finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr, als einig jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten Huetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die Zwey ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der classischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschiene arbeitete: so lies er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen

Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen liesse. Man schlug ihn in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschliessen, schreibt er, „verstehe ich zu wenig von der Arzneygelahrheit; „und von den Schriftstellern des Ackerbaues „schreckt mich meine geringe Kenntniß der Oekonomie ab. Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht

hat,

hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hannover an den Huetius schreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibnitz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihn dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich

über abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas ausserordentliches dabey zu leisten. — Uebrigens muß es ein wenig verdriessen, daß Leibnitz bey dieser Gelegenheit nicht allein allzuklein von sich selbst, (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will,) sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewissermassen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetschen Werkes von der Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortrefliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Critik. „Die Critik, sagt er, die sich mit „Prüfung der alten Handschriften, Münzen, „und Inscriptionen beschäftiget, ist eine sehr „nöthige Kunst, und zur Festsetzung der Wahr„heit unsrer Religion, ganz unentbehrlich. „Denn das glaube ich gewiß, gehet die Critik „verloren, so ist es auch mit den Schriften „unsers Glaubens geschehen, und es ist nichts „gründliches mehr übrig, woraus man einem „Chineser oder Mahometaner unserer Religion „demonstriren könne. Denn gesetzt, man „könnte die fabelhaften Historien von Theo„dorico Veronensi, wie sie bey uns die „Ammen, unter dem Namen Dietrichs von „Bern, den Kindern erzehlen, von den Er„zehlungen des Cassiodorus, eines zeitver„wandten Schriftstellers, der bey diesem „Könige Canzler war, nicht unterscheiden; „gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den

„Türken zweifelte, ob nicht Alexander der
„Grosse des Königs Salomon oberster Feld-
„herr gewesen sey; gesetzt, es wären uns, an-
„statt des Livius und Tacitus weiter nichts,
„als einige von den zierlichen aber im Grunde
„abgeschmakten geheimen Nachrichten von
„den Liebeshändeln grosser Männer, wie sie
„itzt geschrieben werden, übrig; gesetzt, es
„kämen die fabelhaften Zeiten wieder, derglei-
„chen bey den Griechen vor dem Herodotus
„waren: würde nicht alle Gewißheit von
„geschehenen Dingen wegfallen? Wir würden
„nicht einmal zeigen können, daß die Bücher
„der heiligen Schrift nicht untergeschoben
„wären, noch vielweniger, daß sie göttlichen
„Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen,
„welche die Ausbreitung der christlichen Reli-
„gion in den Morgenländern findet, ist dieses,
„meiner Meinung nach, auch das vornehmste,
„daß das dasige Volk, weil es von der allge-
„meinen Geschichte ganz und gar nichts weis,
„die historischen Beweise, auf welche sich die
„christliche Religion stützet, nicht begreifen
„kann. — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche,

aber

aber aus dem vorhergehenden sehr natürlich fliessende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Critik so stark getrieben, und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachläßiget worden. „Die Critik, sagt „er, wenn ich die Wahrheit gestehen, soll, ward „damals durch die theologische Streitigkeiten „genähret. Denn es ist kein Uebel in der Welt, „das nicht etwas gutes veranlassen sollte. „Indem man nehmlich von dem Sinne der „Schrift, von der Uebereinstimmung der Al„ten, von echten und untergeschobenen Bü„chern häufig streiten mußte, und nur derje„nige von den Kirchenscribenten aller Jahrhun„derte richtig urtheilen konnte, der sich in den „übrigen Werken des Alterthums gehörig um„gesehen hatte: so durchsuchte man aufs ge„naueste alle Bibliotheken. Der König von „England Jacobus selbst, und andere von „den vornehmsten Gliedern der Kirche und „des Staats, gaben sich mit dergleichen Strei„tigkeiten, vielleicht ein wenig nur allzusehr „ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege „ausbrachen, und nach so viel vergossenem

 Flute-

„Blute; die Klügern wohl sahen, daß mit alle
„dem Geschrey nichts ausgerichtet werde, so
„bekamen, nach wiederhergestelltem Frieden,
„sehr viele vor diesem Theile der Gelehrsam-
„keit einen Eckel. Und nun fieng sich ein
„neuer Periodus mit den Wissenschaften an;
„indem in Italien Galiläus, in England Ba-
„co, Harväus und Gilbertus, in Frankreich
„Cartesius und Gassendus, und in Deutsch-
„land der einzige, den ich diesen Männern
„entgegen zu setzen wüßte, Joachim Junge,
„durch verschiedene trefliche Erfindungen oder
„Gedanken, den Menschen Hoffnung machten,
„die Natur vermittelst der mathematischen
„Wissenschaften näher kennen zu lernen. —
„Ich will jetzt nicht untersuchen, worinn es,
„wie ich glaube, heut zu Tage versehen wird,
„und woher es kömmt, daß die Schüler, so
„grosser Männer, ob sie gleich mit so vielen
„Hülfsmitteln versehen sind, dennoch nichts
„besonderes leisten; denn es ist hier nicht der
„Ort dazu. Ich will nur dieses einzige an-
„merken, daß seit dieser Zeit das Studium der
„Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit

, hin

„hin und wieder in Verachtung gekommen,
„so daß sich wohl gar einige in ihren Schrif-
„ten irgend einen Autor zu citiren, sorgfältig
„enthalten, theils damit sie alles aus ihrem
„Kopfe genommen zu haben scheinen mögen,
„theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist;
„da gleichwohl die Anführung der Zeugen,
„wenn es auf geschehene Dinge ankömmt, von
„der unumgänglichsten Nothwendigkeit ist, und
„nur durch sie gründliche Untersuchungen sich
„von einem seichten Geschwätze unterscheiden.
„Damit also dieses Uebel nicht weiter um sich
„fresse, kann man die Welt nicht ernstlich genug
„erinnern, wie viel der Religion an der Erhal-
„tung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen
„sey. —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinne-
rung schon zu Leibnitz Zeiten, da nach Gudii
und Spanheime, Vossii und Heinsii leb-
ten, so nöthig war, wie viel nöthiger wird
sie jetzt seyn, jetzt da wir noch kaum hier und
da Schatten von diesen Männern haben, und
besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die
Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am
meisten

meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitzischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar „nicht zufrieden seyn, die alle Hochachtung ge„gen das Alterthum ablegen, und von dem „Plato und Aristoteles nicht anders als von „ein Paar elenden Sophisten reden. Hätten „sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam „gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen „urtheilen. Denn die metaphysische und mo„ralische Lehre des Plato, welche die wenigsten „aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und hei„lig, und das, was er von den Ideen und „ewigen Wahrheiten sagt, verdienet Bewun„derung. Die Logik, Rhetorik und Politik „des Aristoteles hingegen, können im gemei„nen Leben von sehr grossem Nutzen seyn, wenn „sie sich in einem guten Kopfe, der die Welt „und ihre Händel kennet, finden. Sogar kann „man ihm nicht genug dafür danken, daß er „in seiner Physik den wahren Begriff des

„Ste-

„Stetigen gegen die scheinbaren Irrthümer
„der Platoniker gerettet hat. Und wer end-
„lich den Archimedes und Apollonius ver-
„stehet, der wird die Erfindungen der aller-
„größten Neuern sparsamer bewundern.

Gewiß die Critik auf dieser Seite betrach-
tet, und das Studium der Alten bis zu die-
ser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedan-
terey, sondern vielmehr das Mittel, wodurch
Leibnitz der geworden ist, der er war,
und der einzige Weg, durch welchen sich
ein fleißiger und denkender Mann ihm nä-
hern kann. — Aber welchen lustigen Con-
trast machet mit dieser wahren Schätzung
der Critik und alten Schriftsteller, die Den-
kungsart dieses und jenen grundgelehrten
Wortforschers, von welchem sich in eben die-
ser Sammlung Briefe finden. J. C. Gis-
bert Cupers. Dieser Mann war ohnstrei-
tig einer von den größten Antiquariis, der
aber die Antiquitäten einzig und allein um
der Antiquitäten willen studierte. Er hält
sich stark darüber auf: Saeculis superioribus
plerosque eruditorum magis stilo operam de-
disse, quam ritibus, moribus, aliisque praecla-
ris

ris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Greca valent nec Latina. Ego volim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabat antiqui ritus, veteris aevi reliquiae & historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis &c.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cupers, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht selten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Seugame des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine

Göt-

Göttin von ihnen verehret worden, daß sie we-
der Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius
sagt er, in seinem Werke de Idololatria habe
zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey
Altäre, den einen dem Verstande, und den
andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein
Vossius habe sich hier geirret, weil diese
Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, son-
dern sie dem Anaxagoras gesetzt worden,
welcher durch die Aufschriften derselben Νους
und Αληθειας selbst bezeichnet worden, indem,
wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras
wirklich den Beynahmen Νους geführet habe.
(Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelia-
nus nachsehen wollen, so werden Sie fin-
den, daß Cuper den Vossius hier nur zur
Helfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt
deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altären,
sondern nur von einem einzigen rede, welcher
nach einigen die Aufschrift Νους und nach an-
dern die Aufschrift Αληθειας geführt habe.)
Die Betrachtung endlich die Cuper über
diese von den Heiden unterlassene göttliche
Verehrung der Wahrheit anstellet, macht
seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner
Scharf-

Scharfsinnigkeit: Quodsi jam ad miscere vellem hisce profanis rebus factae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, & primo quidem Iudaeis, inde Christianis, & praecipue veris, solis revelasse; gentiles cum male quaesivisse in indagatione rerum naturalium, & ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstracte Begrif der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergöttern, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch einandermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anecdoten aus dieser Samnlung von Briefen unterhalten soll: so erwarte ich nur einen Wink.

G.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 13. December. 1759.

Zwey und siebenzigster Brief.

Warum mag es doch so schwer seyn, über den Ursprung der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philosophiren? Ich weis wohl, daß sich von geschehenen Dingen, davon wir keine urkundliche Nachrichten haben, selten mehr als Muthmassungen herausbringen lassen. Allein warum will den Weltweisen auch keine Muthmassung, keine Hypothese glücken? Wenn sie uns nicht sagen können, wie die Sprachen wirklich entstanden, warum erklären sie uns nicht wenigstens, wie sie haben entstehen können? — Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Sprachen so natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieselben denken können? So wenig die Augen in ih-

rem natürlichen Zustande, das Werkzeug des Sehens, die Lichtstrahlen, deutlich wahrnehmen, eben so wenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Gedanken, die Sprache bis auf ihren Ursprung untersuchen können. — Dieses mag uns so lange zur Entschuldigung dienen, bis ein glücklicheres Genie die Entschuldigungen unnöthig macht. — Da ich ein Freund von dergleichen Speculationen bin; so können Sie Sich leichtlich vorstellen, daß ich die Preisschrift der königl. Academie für dieses Jahr,* die eine philosophische Untersuchung der Sprachen zum Gegenstande hat, mit ungemeiner Begierde in die Hände genommen hatte. Die gekrönte Abhandlung des Herrn Professor **Michaelis** in Göttingen, ist meines Bedünkens, eine von den wichtigsten Schriften, die wir in dieser Materie haben. Die Aufgabe erforderte weit mehr als eine blosse Sprachgelehrsamkeit, sie erforderte auch eine gründliche Kenntnis der Meinungen und eine philosophische Beurtheilungskraft.

Das

* Ueber den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen.

Talente, die man selten in einer Person bey=sammen findet. Man siehet auch, daß unter allen Mitwerbern des Preises der einzige Michaelis der Sache gewachsen scheinet, der Verfasser der zwoten Abhandlung in der Ordnung ausgenommen, welcher zur Beantwortung der Akademischen Frage wenigstens einen sehr sinnreichen Anfang geliefert hat. Da aber dieser gestehet, daß er nicht Zeit gehabt, seinen eigenen Plan auszuführen; so ist gewiß dem Herrn Pr. M. seine Abhandlung saurer geworden, als seiner Abhandlung der Sieg.

Zwar hat Herr M. einen gewissen Punkt in der Aufgabe gar nicht berührt, über welchen ich sehr gestutzt, als ich ihn gelesen. Die Akademie erklärte sich bey der ersten Bekanntmachung der Aufgabe. „In wie weit „haben die Meinungen eines Volks einen „Einfluß auf ihre Sprache und hinwiederum „um die Sprache auf die Meinungen?„ in folgenden Ausdrückungen. „Hierbey kömmt „es darauf an, daß man durch verschiedene „wohlausgesuchte Exempel zeige: 1) Wie „viele wunderliche Wendungen und Aus=

„drücke es in den Sprachen giebt, welche
„offenbar von gewissen bey denjenigen Völ-
„kern angenommenen Meinungen herrühren,
„wo solche Sprachen ihren Ursprung genom-
„men haben. Dieser erste Punkt dürfte wohl
„der leichteste seyn. 2) Das Wesentlichste
„würde seyn, in gewissen einer jeden Spra-
„chen eigenen Wendungen der Redensarten,
„in gewissen Ausdrücken, und bis auf die
„Wurzeln gewisser Worte den Ursprung die-
„ser oder jener Irrthümer, oder die Hin-
„dernisse zu zeigen, warum diese oder
„jene Wahrheit nicht herauszubringen
„sey, u. s. w." Ich finde, daß Herr M.
alle Forderungen der Academie gründlich be-
handelt, aber den letzten Punkt, die Hin-
dernisse, warum diese oder jene Wahr-
heit nicht herauszubringen sey, hat er mit
keinem Worte berühret, und der Erfolg hat
gezeigt, daß die Academie nur die etwa-
nigen weitern Aussichten hat zeigen wollen,
ohne so sehr auf die Ausführung zu dringen.

In der That scheinet diese Stelle etwas
sehr unbestimmtes zu fordern. Ueberlegen Sie

nur,

nur, daß es hier nicht auf die Hindernisse ankömmt, warum eine gewisse Wahrheit bey diesem oder jenen Volke schwehr oder leicht Eingang gefunden; sondern auf die Hindernisse, warum diese oder jene Wahrheit nicht herauszubringen sey. Der Concepist der Aufgabe scheinet also zu vermuthen, es könnten gewisse Wendungen der Sprachen verhindert haben, daß wir eine oder die andere Wahrheit nicht haben herausbringen können. Er muß ferner voraussetzen, diese Wendungen könnten allen bekannten Sprachen gemein, und der Natur derselben so einverleibet seyn, daß sie von den Gelehrten nicht wahrgenommen worden sind, so lange man noch in einer von diesen Sprachen gedacht hat. Wer sie anzeigen wollte, der müßte eine Sprache verstehen, die von dem Genie aller bekannten Sprachen weit abgehet, die nichts Willkührliches mit derselben gemein hat, und so weit forderte man noch nichts ausserordentliches. —

Allein soll jemand diese Hindernisse finden, so muß er zugleich die vergebens gesuchte

Wahrheiten; davon die Aufgabe redet, entdeckt haben. Beydes ist einerley Arbeit, denn die Hindernisse der Sprache sind keine Hindernisse mehr, so bald man sie nur kennet. Die blosse Anzeigung und Beschreibung derselben, giebt schon den mangelhaften Sprachen den glücklichen Schwung, dadurch Wahrheiten an den Tag kommen, die sonst nicht herauszubringen gewesen. Ja, ich behaupte, der Anzeiger dieser Hindernisse müsse die verhinderten Wahrheiten in seiner fremden Sprache erst wirklich entdecken, ehe er durch die Vergleichung merken kann, wo uns die Hindernisse den Weg verlegen. Er kann ihrer unmöglich gewahr werden, wenn er nicht auf seinem bessern Wege schon das Ziel in den Augen hat, so wenig einer, der selbst nicht siehet, einem Blinden sagen kann, was ihm für ein Sinn fehlet. Verstehe ich also den angeführten Punkt der academischen Frage recht, so ists eben so viel, als wenn man überhaupt die Entdeckung dieser oder jener Wahrheit verlangt hätte, die bisher nicht herauszubringen gewesen, ohne zu

bestim-

bestimmen welche. Konnte die Academie wohl alles Ernstes auf eine solche Forderung bestehen?

P.

Drey und siebenzigster Brief.

Herr Michaelis hat seine Abhandlung in vier Abschnitte eingetheilt. In dem ersten handelt er von den Einflusse der Meinungen in die Sprachen; In dem zweyten von dem vortheilhaften, und in dem dritten, von dem nachtheiligen Einfluß einiger Sprachen in die Meinungen und Wissenschaften der Völker, und endlich untersucht er in dem vierten Abschnitte die Mittel, wie dem schädlichen Einfluß vorzubeugen, und der vortheilhafte zu befördern sey. Die ersten drey bestehen mehrentheils aus Exempel, die in verschiedene Wissenschaften einschlagen, in welchen sich die Wirkung dieses Wechselsweisen Einflusses deutlich zeiget. Der Herr Verfasser hat zwar aus diesen mannigfaltigen Beyspiele nichts allgemeines abstrahiret, als was die Academie zum voraus setzet, daß nehmlich

 die

Wahrheiten, davon die Aufgabe redet, entdeckt haben. Beydes ist einerley Arbeit, denn die Hindernisse der Sprache sind keine Hindernisse mehr, so bald man sie nur kennet. Die blosse Anzeigung und Beschreibung derselben, giebt schon den mangelhaften Sprachen den glücklichen Schwung, dadurch Wahrheiten an den Tag kommen, die sonst nicht herauszubringen gewesen. Ja, ich behaupte, der Anzeiger dieser Hindernisse müsse die verhinderten Wahrheiten in seiner fremden Sprache erst wirklich entdecken, ehe er durch die Vergleichung merken kann, wo uns die Hindernisse den Weg verlegen. Er kann ihrer unmöglich gewahr werden, wenn er nicht auf seinem bessern Wege schon das Ziel in den Augen hat, so wenig einer, der selbst nicht siehet, einem Blinden sagen kann, was ihm für ein Sinn fehlet. Verstehe ich also den angeführten Punkt der academischen Frage recht, so ists eben so viel, als wenn man überhaupt die Entdeckung dieser oder jener Wahrheit verlangt hätte, die bisher nicht herauszubringen gewesen, ohne zu bestim-

bestimmen welche. Konnte die Academie wohl alles Ernstes auf eine solche Forderung bestehen?

P.

Drey und siebenzigster Brief.

Herr Michaelis hat seine Abhandlung in vier Abschnitte eingetheilt. In dem ersten handelt er von den Einflusse der Meinungen in die Sprachen; In dem zweyten von dem vortheilhaften, und in dem dritten, von dem nachtheiligen Einfluß einiger Sprachen in die Meinungen und Wissenschaften der Völker, und endlich untersucht er in dem vierten Abschnitte die Mittel, wie dem schädlichen Einfluß vorzubeugen, und der vortheilhafte zu befördern sey. Die ersten drey bestehen mehrentheils aus Exempel, die in verschiedene Wissenschaften einschlagen, in welchen sich die Wirkung dieses Wechselsweisen Einflusses deutlich zeiget. Der Herr Verfasser hat zwar aus diesen mannigfaltigen Beyspiele nichts allgemeines abstrahiret, als was die Academie zum voraus setzet, daß nehmlich

die Sprache und Meynungen wechselweise in einander einen zum Theil schädlichen, zum Theil auch vortheilhaften Einfluß haben. Allein die Beyspiele an und für sich sind Betrachtungen von der grösten Wichtigkeit, und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. — Der vierte Abschnitt aber scheint mit etwas weniger Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn. Die Mittel, die Herr M. zur Verbesserung der Sprachen in Vorschlag bringt, sind weder neu noch gründlich. — Kein Wunder! Wenn dieser Theil der Abhandlung hätte gerathen sollen; so hätte man aus den Exempeln der drey ersten Abschnitte allgemeine Sätze abstrahiren, und aus diesen die Mittel zur Verbesserung der Sprache heraus bringen müssen. Das wäre aber in einer so neuen Materie für das erstemal zu viel gefordert!

Sie werden vermuthlich keinen Auszug von mir erwarten, denn wie könnten sie sich begnügen, eine so wichtige Schrift blos aus einem Auszuge kennen zu lernen? Nein! Sie müssen sie selbst lesen. — Aber ihr Versprechen? . . Gut! Ich verstehe Sie. Hier sind die Anmer-

merkungen, die ich im Lesen gemacht habe!

S. 24. sagt H. M. „Bisweilen wirkt auch „eine noch versteckte Neben-Idee oder eine „andere Bedeutung des Worts, in der wir „es dismal nicht nehmen sollten, und betrügt „uns auf eine geheime Art. Wir sind da- „her glücklich, wenn wir ein so vollkommenes „Mittelwort haben, denn auch nicht einmahl „in einer anderweitigen Bedeutung Lob oder „Tadel anhänget. Ich will dis mit einem „Beyspiele erläutern, welches eine Gelegen- „heit giebt, meiner Muttersprache ein Com- „pliment, wegen ihrer Vorzüge vor der la- „teinischen zu machen.

„Das allererste, oder, wie man es nennen „will, das allerletzte Gut, die Ursache, wes- „wegen etwas für Gut geachtet wird, setzte „Epicur in einer angenehmen Empfindung, „voluptate. Dis lateinische Wort, welches auch „die Wollust bezeichnete, behielt eine anhän- „gende Idee von Weichlichkeit, die der Tu- „gend und der Tapferkeit entgegen gesetzt war. „Wer wird daran zweifeln, daß die Lehre

„Epicurs manchem Römer, blos aus Schuld
„der Sprache unrichtig, ja so gar verhaßt und
„höchst verächtlich scheinen mußte. Die mit
„Wortspielen und homiletischen Gründen ge=
„füllten Predigten des Cicero wider den Epicur,
„sind ein Beweis davon. Dem Lateiner fiel
„doch bey voluptas stets die Wollust ein: —
„Unsere Sprache würde sich des Ausdrucks,
„angenehme Empfindung, viel besser be=
„dienet haben. Wenn ich einem sage; mein
„Freund! es ist die Frage, woher es kom=
„me, daß wir dis für ein Gut, und je=
„nes für ein Uebel schätzen? Daß wir
„dis suchen, und vor jenem einen Schau=
„der empfinden? Was die Ursache sey?
„Wegen welcher dir es lieb ist, geehrt,
„gesund, aufgeräumt zu seyn; und war=
„um du Armuth, Verachtung, Schmer=
„zen, Krankheit, Melancholie, ungern
„hast, und sie gewiß nicht willig über=
„nehmen wirst, wo du sie nicht als ein
„Mittel vor einem grössern Uebel be=
„wahret zu werden, oder ein Gut von
„einer ihnen entgegengesetzten Art zu er=
„hal=

„halten, betrachtest. Die erste Ursache, „oder das, was uns eigentlich in dem „Guten gefällt, nennet man, wie du „willst, das erste oder das letzte Gut, „finem bonorum. Ich behaupte, dies letzte „Gut laufe endlich auf einer Empfin- „dung hinaus; von der man sich keines „weitern Grundes bewust ist; warum sie „gefällt, die man nicht wieder als ein „Mittel zu andern Endzwecken ansie- „het, sondern bloß durch ein inneres Ge- „fühl hat, sie sey uns angenehm — — „Wenn ich, sage ich, so mit einem rede, so „wird er leicht zu überzeugen seyn, und mir „alle die Chicanen nicht machen, damit der „römische Redner den Epicur mißhandelte, „dessen Vertheidigung ich sonst nicht überneh- „me, und gern zugebe, daß er oder seine „Schüler aus Schuld des zweydeutigen Wor- „tes, auch bisweilen Wollust und angenehme „Empfindungen verwechselt haben.„

Sollte sich Cicero von einer so plumpen Zweydeutigkeit haben blenden lassen, nach- dem ihm Torquatus das Lehrgebäude Epi- curs

curs von der vortheilhaftesten Seite geschildert hat? Sollte der lateinischen Sprache ein Wort gefehlt haben, das dem deutschen Wort angenehme Empfindung zusagt? — Unmöglich! — Cicero sagt * mit ausdrücklichen Worten, est enim voluptas jucundus motus in sensu, deutsch, eine angenehme Bewegung in den Sinnen. Was ist dieses anders, als die angenehme Empfindung? — Er gehet sogar noch weiter. Er sagt an eben der Stelle zum Torquatus: „Dieses ist meine „Erklärung von dem Worte voluptas; ich weis „aber auch, was ihr unter diesem Worte ver„stehet. Ihr zehlet zweyerley Arten von Wol„lust. Erstlich, diejenige, die ich beschrieben, „die ihr voluptatem in motu nennet. Ausser „dieser aber gilt euch die blosse Abwesenheit aller „Schmerzen (der behagliche Gemüthszustand, „wenn alle Begierden gestillet sind) für den „höchsten Grad der Wollust, den ihr volupta„tem stabilem nennet. — Er läßt den Tor„quatus offte genug wiederhohlen, daß nach „dem Epicur die voluptas stabilis, aber nicht „die

* [B]onorum et malorum L. II. CXXIII.

„die voluptas in motu das höchste Gut sey.
Kan man deutlicher zeigen, daß man seinen
Gegner verstehe; oder kan man nach einer
solchen Erklärung wohl noch mit einem Wort-
spiele aufgezogen kommen?

Cicero eifert zwar in homiletischen Predig-
ten, wie sie Herr Michaelis nennet, wider
den Mißbrauch des Worts voluptas. Als ein
Vertheidiger des Sprachgebrauchs konte er
die Neuerung unmöglich dulden, daß die Epi-
curer das Wort verdrehen, und die Abwesen-
heit aller Schmerzen, diesen gleichgültigen
Zustand der Seele, den höchsten Grad der
Wollust nennen. Ja er konte es nicht begrei-
fen, daß man die honesta nicht aus einer hö-
hern Quelle sollte herleiten können, als aus
einer blossen sinnlichen Empfindung, und diese
Beschwerden, würden mit einiger Verände-
rung auch wider die deutschen Worte ange-
nehme Empfindung Statt gefunden haben.

Jedoch der römische Weltweise hat noch
weit triftigere Gründe, mit welcher er den Epi-
cur widerlegt. Der Grieche behauptete, id solum
dici honestum, quod est populari fama glorio-
sum. Er wollte auch der Seele keine andere

angenehme Empfindungen einräumen, als die sich schlechterdings auf den Körper beziehen. Dixit etiam nec gaudere quemquam nisi propter corpus, nec dolere. Wider diese irrigen Grundsätze richtet Cicero seine stärksten Waffen. Ja er führet eine (c. VII.) eine sententiam ratam des Epicurs an, die in der lateinischen Uebersetzung also lautet: Si ea, quae luxuriosis efficientia voluptatum, liberarent eos deorum, et mortis, et doloris metu, docerentque quae essent finis cupiditatum, nihil haereremus, cum undique complerentur voluptatibus, nec haberent ulla ex parte aliquid, aut dolens, aut aegrum, id est autem malum. Diese Stelle giebt dem Römer Gelegenheit zu Folgerungen, die das ganze System des Epicurs umstossen, und wo ich nicht irre, so wäre das System der angenehmen Empfindungen für diese Consequenzien nicht viel besser geborgen gewesen, als das System der Wollust.

Ich weiß wohl, daß berühmte Leute die Vertheidigung der epicurischen Sittenlehre über sich genommen, und die von Cicero und Plutarch gerügten Stellen, zum Theil vertheidiget, zum Theil auch für verstümmelt

er-

erkläret: Allein sie haben dem Cicero zwar Absichten, aber keine solche Unwissenheit zugeschrieben, daß er ein System, das er wiederlegt, so wenig gekennt haben sollte. — Und die Vertheidigung eines Gassendi selbst? — Ich glaube, daß sie Epicurs Unschuld, aber nicht sein System retten könne. Der Beweis hievon überschreitet die Schranken eines Briefes. Jedoch wir wollen einmal den geläutersten Epicurismus betrachten. Wir wollen die angenehme Empfindungen der Seele, mit in den Anschlag bringen, und daraus ein Lehrgebäude aufrichten, daß die Aufrechthaltung der Tugend nicht gefährlich ist. Wird es aber auch mit der Wahrheit bestehen können? Gewiß nicht! Wir werden noch immer Schwierigkeiten finden, die den Grund dieses Lehrgebäudes untergraben. Ein gewisser Priester behauptete gegen Socrates, dasjenige sey gerecht, was den Göttern gefällt. Gefällt es den Göttern, fragte Socrates, weil es gerecht ist, oder ist es gerecht, weil es den Göttern gefält? — Einen Vertheidiger des Epicurs würde ich auf eine ähnliche Weise fragen: Ist die Tugend deswegen ein Gut,

weil

weil sie eine angenehme Empfindung erregt, oder erregt sie eine angenehme Empfindung, weil sie ein Gut, eine Vollkommenheit ist?

Ich finde einen wichtigen Einwurf beym Cicero,* den die scharfsinnigsten Vertheidiger des Epicurs noch nicht gehoben haben. Ein Neurer würde ihn ohngefehr folgender Gestalt vortragen: Gott ziehet das Gute dem Bösen vor, das gestehet man ein. Er thut es aber nicht der angenehmen Empfindung wegen, sondern man muß zu einem höhern Grunde zur Vollkommenheit hinauf steigen, diese göttliche Wahl verständlich zu erklären. Was bey Gott in dem allerhöchsten Grade angenommen wird, kann bey zufälligen vernünftigen Wesen mit der gehörigen Einschränkung Statt finden. Die Vollkommenheit ist also das höchste Gut, nicht aber die angenehme Empfindungen.

P.

* L. c. c. XXXIV. Quaero enim de te; si sunt dii, ut vos etiam putatis, qui possunt esse beati, cum voluptates corpore percipere non possint? Ut si sine eo genere voluptatis beati sint, cur similem animi usum insapientes esse nolitis?

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 20. December. 1759.



Vier und siebenzigster Brief.

Das Summum bonum hat schon so manchen geschwätzig gemacht. Was Wunder, daß auch ich nicht so bald davon schweigen kann? — Nur noch eine Kleinigkeit! Herr Michaelis zeiget (S. 26.) daß diese Worte zu einer Zweydeutigkeit Anlaß gegeben: „Summum bonum, sagt er, kann auch das aller„größte Gut unter allen bedeuten, und den „deutschen Ausdruck höchstes Gut wird man „nicht leicht anders verstehen.“ Einige Weltweisen haben es, wie er fortfähret, wirklich also verstanden, und sich daher mit der unnützen Frage gequält, worin das höchste (das ist, von nun an das allergrösseste Gut bestehe. — Die Sprache ist, wie mich dünkt,

in diesen Falle unschuldig. Summum und Maximum sind nicht allemal gleichbedeutende Wörter, und die Weltweisen haben sich selbst betrogen, die sie hier für gleichbedeutend gehalten haben. Es ist wahr, der Ausdruck finis bonorum könnte dieser Misdeutung vorbeugen; allein Summum bonum hat einen vielbedeutenden Nebenbegrif, den ich nicht mehr entbehren möchte. Das allerhöchste Gut ist derjenige Gegenstand unsers Verlangens, dem alle andere, die mit ihm nicht zugleich bestehen können, weichen müssen; die allergemeinste Regel der Vollkommenheit des menschlichen Wandels, von welcher, wenn ein Streit der Regeln entsteht, niemals eine Ausnahme geschehen kan. Wenn ich nun mit den neuern Weltweisen annehme, das allerhöchste Gut sey der ununterbrochene Fortgang von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern; so giebt mir der Ausdruck höchstes Gut noch eine andere Wahrheit zu verstehen. Ich lerne daraus, daß ich, wenn ein Streit unter den Pflichten entstehet, derjenigen den Vorzug geben müsse, die den erwünschten Fort-

Fortgang am besten befördert. Wollen wir einen so fruchtbaren Ausdruck fahren lassen, weil er von Unverständigen gemisdeutet wird?

„Ein gegen jenen sehr junger Ausdruck, fäh„ret Hr. M. fort, Jus naturae, Recht der „Natur, hat durch seine Zweydeutigkeit die „Gelehrten eben so sehr verwirret, und die „meisten, die nicht Juristen sind, einer ganzen „Disciplin beraubt, denn was sie Rechte der „Natur nennen, ist Moral. Wir brauchen „nehmlich ausser der Moral, welche durch die „Betrachtung, es sey ein Gott, der die Moral be„fehle, in ein natürliches Gesez verwandelt „wird, noch eine Disciplin, welche bestimmt, was „für Rechte einer gegen den andern hat, die „jener ihm zugeben müsse, wenn er auch keinen „Gott glaubt, oder doch Gott für keinen Gesetz„geber erkennet.„ Lassen Sie mich hier ein wenig stille stehen! Ich begreife nicht, warum Hr. M. auf der längst widerlegten Meinung beharret, es gebe kein Gesetz ohne einen befehlenden Gesetzgeber. Wir nehmen in der Naturlehre, Seelenlehre und Meßkunst Gesetze an, ohne die Betrachtung, daß ein Gott sey, der die-

 selben

selben befehle. Warum denn nicht in der Sitten- lehre? Es ist wahr, die Vorschriften und Regeln müssen mit Bewegungsgründen verbunden seyn, wenn sie zu moralischen Gesetzen werden sollen. Diese Bewegungsgründe können von einem freyhandelnden Wesen willkührlich mit den Regeln verbunden werden, und in diesem Falle rühren die Gesetze von einem Gesetzgeber her; allein nothwendig ist dieses nicht. Die sittlichen Regeln, welche ihre Bewegungsgründe mit sich führen, sind auch ohne die Betrachtung, daß ein Gott sey, Naturgesetze.

Kleinigkeit! werden Sie sagen; Hr. M. hat die Freyheit, das Wort Gesetze zu erklären, wie es ihm beliebt, und es beliebt ihm, die Vorschriften eines Gesetzgebers darunter zu verstehen. Also kann er auch die Regeln der Moral nicht anders Gesetze nennen, als in so weit sie von Gott geboten sind. — Gut! allein die kleine Unrichtigkeit in der Erklärung scheint eine weit wesentlichere verursacht zu haben. Derjenige, der keinen Gott glaubt, oder ihn für keinen Gesetzgeber erkennet, sagt

Hr.

Hr. M. ist dennoch genöthiget, einem andern, die Rechte einzuräumen, die demselben zukommen. — Ich begreife nicht, wie dieses möglich ist, wenn man den Gottesleugnern nicht auch sittliche Naturgesetze zuzugeben nöthiget. Die Rechte sind Folgerungen aus den Gesetzen, oder (nach der Erklärung des Hrn. M. der ohne Gesetzgeber, von keinem Gesetzen wissen will) aus den Lebensregeln, die ihre Verbindlichkeit mit sich führen. Das Recht der Natur fließt also unmittelbar aus der Moral, und wer diese leugnet, kann jenes ohne Widerspruch nicht zugeben.

Hr. M. sagt zwar, was für ein Recht habe „ich, den andern zu zwingen, daß er tugendhaft werde, oder ein Volk zu bekriegen, weil „es der Sittenlehre nicht folget?" Was thut dieses aber zur Sache? Ein anderer mag leben wie er will; so bin ich nicht befugt, ihm mit Gewalt etwas vorzuschreiben, so lange er meine Gerechtsame nicht kränkt, so lange er mir das sittliche Vermögen zu handeln läßt, das mir zukömmt. Nicht alles, was wider die Sittenlehre läuft, kann mir ein Recht geben, es zu verhindern. Wie aber? wenn ich mein

Vaterland vertheidige, wenn ich mich den ungerechten Absichten eines gewalthätigen Nachbars widersetze, kann ich mein Recht, daß ich hierzu habe, anders darthun, als indem ich zeige, es sey eine Folge aus den Gesetzen der Natur, aus den Pflichten der Selbsterhaltung, u. s. w.? Ich muß also nothwendig zur Moral meine Zuflucht nehmen, wenn ich beweisen will, daß jemanden ein Recht zukomme, und wer die Moral durchaus verwirft, der kan niemalen das geringste Recht einräumen.

Ich finde ferner nicht die mindeste Zweydeutigkeit in dem Worte Recht. Hr. M. meinet, es könne auch so viel als Gesetz heissen, z. E. wenn man sagt, das römische Recht. Allein was ist hier zweydeutiges? Das römische Recht ist eine Folge aus dem römischen Gesetze, so wie überhaupt alles Recht sich auf ein Gesetz gründen muß. Vermöge der römischen Gesetze kommen gewissen Personen gewisse Rechte zu, sind sie befugt etwas zu thun, oder nicht zu thun. Man betrachtet entweder die Ursachen oder die Folgen und sagt bald das römische Gesetz, bald das römische Recht.

Sie werden nunmehr leichtlich einsehen, wie wenig ich dem Hrn. M. in folgender Betrachtung zustimmen kann. Der grosse Hause, meinet er, habe allezeit das Recht der Natur mit dem Gesetze der Natur verwechselt. „Er „verstand das Naturgesetz, d. i. die Moral, „wie sie durch Verbindung mit der natürlichen „Theologie in ein Gesetz verwandelt ist, und „er ereifert sich nicht wenig, wenn andere von „manchen Sünden behaupten, sie streiten nicht „wider das Recht der Natur. Zum Theil ge„hören die Streitigkeiten über das Schmaus„sische Naturrecht hieher. — Darüber, wenn „Schmauß will, Sodomiterey sey nicht ge„gen das Naturrecht, würde niemand erstaunt „seyn, der wußte was Naturrecht ist. Wird „wohl jemand behaupten, daß wir Recht ha„ben, einem Volke den Krieg anzukündigen, „weil es die Sodomiterey duldet.„ Wenn Schmauß nur hat sagen wollen, man könne kein Volk, blos der Sodomiterey wegen, mit Krieg beziehen, so hatte er schlechtweg sagen sollen, die Pflichten gegen sich selbst liefen nicht wider das Völkerrecht, oder was der

 Mensch

Mensch selber thut, gehet keinem andern an. Meinetwegen möchte er lieber das ärgerlichste Paradoxon behauptet, als sich so links ausgedrückt haben. — Sodomiteren ist freylich nicht wider das Recht eines andern Volks, dem es völlig gleich gelten kan, wozu ihre Nachbarn die von der Natur verliehene Kraft anwenden wollen, so lange es dadurch nicht beeinträchtiget wird. Allein diese Schandthat läuft doch immer wider das Naturrecht des Sünders selbst. Er hat kein Recht, keine Befugniß, kein sittliches Vermögen, die ihm zu einem bessern Gebrauch ertheilte Kraft, auf eine so unnütze Weise zu verschwenden. —

Ueberhaupt stehet das Recht der Natur mit der Moral in folgender Verbindung. Die Naturgesetze verpflichten den Menschen zu gewissen Handlungen. Dadurch erlangt er eine sittliche Fähigkeit nicht nur zu diesen Handlungen, sondern auch zu den Mitteln, ohne welche die Handlungen nicht vollzogen werden können. Diese sittliche Fähigkeit heißt das Recht, und ich kan mich einem jeden andern mit Gewalt widersetzen, der mir im Gebrauch

brauch dieses Rechts hinderlich seyn will. Dieses ist der Ursprung des Natur- und Völkerrechts. — Wer sich aber einbildet, es komme einem jeden ein Recht zu, seinen Nebenmenschen zu verhindern, daß er nicht lasterhaft seyn sollte, der kann die Schuld seiner Unwissenheit gewiß nicht auf die Zweydeutigkeit der Sprache schieben. Nicht die Verwechselung des Naturrechts mit dem Naturgesetz hat ihn verführt. Denn da jenes von diesem herstammt; so kann diese kleine Unrichtigkeit keinen sonderlichen Irrthum veranlassen. Er muß vielmehr die Begriffe von dem Ursprunge des Rechts nicht hinlänglich entwickelt haben, und was hilfts ihm alsdenn, wenn man auch, wie Hr. M. in den Vorschlag bringt, statt Recht der Natur, Befugniß der Natur sagen wollte?

P.

Fünf und siebenzigster Brief.

Der Unbekannte, dessen Abhandlung die Academie der zweyten Stelle in ihrer Sammlung gewürdiget, schickt der gedoppelten academischen Frage, eine andere voran, die also

lautet: „Auf was für Art sind die Sprachen „entstanden, und wie würden sie noch heut „zu Tage entstehen, wenn man neugebohrne „Kinder, unter der Aufsicht stummer Per„sonen, von Thieren aufsäugen liesse, wie „Psametychus gethan, und sie hernach „in eine mit Mauern umgebene Wildniß „bringen liesse, wo sie eine eigene und von „allen übrigen Menschen abgesonderte Ge„sellschaft aufrichten müßten?„ In der Beantwortung dieser Frage hat der Verf. viel Scharfsinnigkeit gezeigt. Man kann zwar nicht alles billigen, was er vorbringt, allein an den Stellen, wo man die Wahrheit vermißt, wird man den Witz des Verfassers nicht ohne Vergnügen am geschäftigsten finden.

Es haben schon verschiedene vor ihm, den Ursprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten gesucht. Sie haben diese Meinung durch verschiedene Gründe wahrscheinlich gemacht, und vornehmlich durch die Bemerkung, daß die Grundsprachen reicher an nachdrücklichen Wörtern sind, als die Sprachen, die von derselben hergeleitet worden

sind.

sind. Jene, die dem Ursprunge näher sind, sagten sie, haben die Töne, die sie in der Natur wahrgenommen, weniger verändert, weniger mit willkührlichen Tönen vermengt; daher drücken ihre Worte die Gegenstände, die mit einem Schalle verbunden sind, stärker und natürlicher aus. — Doch hat niemand diesen Satz für so allgemein ausgegeben, als der angeführte Verfasser. Er will alle Wörter, die Namen der körperlichen und unkörperlichen Dinge, die Namen der Farben, Grössen, Bewegungen, und aller abstracten Begriffe von den nachahmenden Tönen herleiten, und sucht ihre Verwandschaft mit denselben, durch häufige Beyspiele zu beweisen. Sie können sich leichtlich einbilden, daß bey einer solchen Unternehmung, seine etymologischen Abtheilungen öfters sehr gekünstelt, und einem blossen witzigen Spiele nicht unähnlich seyn müssen. An vielen Orten aber ist es ihm gelungen, seine Meinung durch ziemlich wahrscheinliche Wortverwandschaften zu unterstützen.

Einige der vornehmsten Regeln, nach welchen sich die Völker, in Bildung der Sprachen,

chen, gerichtet haben können, beschreibt er (S. 103) folgendergestalt: 1) Körper, so wohl lebendige, als leblose, die einen Schall von sich geben, bekommen ihre Namen von diesem Schall. Diesen Grundsatz hat er in dem vorhergehenden wahrscheinlich gemacht. 2) Körperliche Handlungen, als welche ohne Schall selten vollbracht werden können, bekommen ihren Namen von diesem Schall. Beyspiele davon, dergleichen sind, Hauen, Stoßen, Zischen, Sausen, Brausen u. s. w. geben alle Sprachen in groser Menge. An einem andern Orte zeigt der Verfasser, daß der Schall eben derselben Handlung nicht in allen Umständen gleich sey, daher verschiedene Völker eben dieselbe Handlung durch ganz verschiedene Töne bezeichnen, die aber alle in dem Schalle, der mit der Handlung verbunden ist, ihren Grund haben. 3) Körper, die man von dem Schalle nicht benennen kann, bekommen ihre Namen von einem andern Körper, mit dem sie eine Aehnlichkeit haben. Hier können verschiedene Völker abermahls sehr weit von einander abgehen, nachdem ihnen bald diese, bald

jene

jene Aehnlichkeit mehr in die Augen geleuchtet. Einige von den Beyspielen zu berühren, die der Verf. zur Bestätigung der dritten Regel anführet, so leitet er den Namen Lichtstral, von der Aehnlichkeit desselben mit einem Pfeile her. Strale bedeutet sclavonisch einen Pfeil. Die Abstammung des Lat. radius, ist bekannt. Licht selbst, kömt ihm von Lücke her, weil es da durchfällt. Bliz von Blick wegen der Aehnlichkeit u. s. w. 4) Körperliche Handlungen, so von dem Schalle nicht benennt werden können, bekommen ihren Namen, von andern Handlungen, mit denen sie eine Aehnlichkeit oder Verwandschaft haben. — Allhier hat der Verf. durch ein sehr langes Geschlechtsregister die Abstammung des Worts, Blitzen, von Blöcken, schreuen, wie ein Kalb, dargethan. Blitzen, kömmt von Blicken, dieses von belücken, besehen. Lücken, videre, von Lücke, dieses von Loch, locus, daher löcken, legen, locare, Loch aber kömmt von Löck; altdeutsch ein Kalb, davon blöcken. Was hat aber Loch mit einem Kalbe zu thun, fragen Sie? — Eine kleine Gedult! Von

löck

löck vitulus, kömt löcken, oder lecken, d. i. saugen, daher Lac, die Milch, daher Locke, papilla; daher Locke, eine Haarlocke, daher lock, ein Loch. — Dieses mag ihnen zur Probe dienen, wie weit der Verfasser seine Ableitungen herhohlte.

5) Abstracte Begriffe borgen den Namen von ihrem Concretis. Hier gehen die etymologischen Ableitungen erst recht an. Besonders hat der Verfasser zu dem Namen einiger Farben sehr sinnreiche Herleitungen ausgesonnen. Z. B. „Blau, sagt er, nennt „der Lateiner ganz natürlich caeruleus von „caelum. Der Celte aber kann dieses, wegen „seiner Religion nicht thun, er mußte sich „daher nach etwas anders umsehen. Der „Vogel, auf dessen Brust und Hals diese „Farbe ihren Sitz hat, heißt von seinem „Geschrey; der Pau, Pavo, olim Plau und „Plavo. Dieser Vogel pranget aber mit zwey „Hauptfarben, die sind blau und goldgelb. „Die blaue behält der Celte für sich, die „gelbe nennet der Lateiner Flavus.“ In der Folge zeiget der Verfasser wie vieles die Menschen von den zahmen Thieren gelernt, deren

Ge-

Geschrey seine Ohren zum öftersten rühret. Von dem Geschrey der Ente, Taube, des Pfaues und anderer Vögel, leite er einen ziemlichen Theil der Sprachen her. Allein von dem Fliegelwerke, sollen die Menschen lange nicht so viel geborgt haben, als von den vierfüßigen Thieren, sonderlich von dem Hunde, dem Bäre, dem Pferde und dem Ochsen, dem Schafe und der Ziege. Vor allen ist ihm der Bär ein grosser Autor in der deutschen Sprache. Dieses sind des Verf. eigene Worte. Alle Ausdrücke, die zum Kriege und zur Tapferkeit gehören, sagt er, habe man diesem Thiere abgeborgt, doch hat er hiervon keine Exempel angeführt. —

Eine von den wichtigsten Folgen, die der V. aus seiner Untersuchung ziehet, ist, daß man nicht so leicht aus jeder Aehnlichkeit in den Sprachen, auf die Verwandschaft der Völker schliessen könne. Denn läßt sich anders der Ursprung aller Sprachen auf die Töne der Natur zurück führen; so bleibet nicht so viel willkührliches in denselben, als man insgemein zu glauben pflegt. Daher wird den Sprachen schon von Natur einige Uebereinstimmung zukommen, und manche

che Aehnlichkeit, aus welcher man eine Verwandschaft, der Völker geschlossen, dürfte in der Natur der Sache gegründet seyn.

Der V. sagt zum Beschlusse, er habe in der Folge seiner Abhandlung diese Materie weiter ausgeführet, und endlich die eigentlichen Fragen der Academie beantwortet. Er habe die Religion, Sitten und Gebräuche, Lebensart und Zeitvertreibe der alten Celten, aus ihrer Sprache entworfen; er habe gezeigt, daß eine Sprache geschickter sey, dem Verstande zu richtigen Begriffen zu verhelfen, als die andere; er habe die Mängel der Sprachen untersucht, und Mittel dawider vorgeschlagen: Er bäte sich aber von der Academie ein Jahr Zeit aus, dieses alles in Ordnung zu bringen. — Die Academie, welche die Abhandlung des Herrn Pr. Michaelis vor Augen gehabt, hat nicht vor gut befunden, den Preis länger auszusetzen. Wir wollen aber hoffen, der V. werde sich die Zeit selber nehmen, die ihm die Academie nicht hat geben können. Er mag um ihren Beyfall arbeiten, wenn er um ihren Preis nicht mehr arbeiten kann.

P.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 27. December. 1759.



Sechs und siebenzigster Brief.

Und durchaus also wollen Sie die Briefe kennen, davon Ihnen Herr B*** (der Boshafte!) so vielerley vorgesagt hat, ohne Ihnen genug zu sagen, um Ihre Neubegierde zu befriedigen. Sie müssen, schreiben Sie, doch ein Buch kennen lernen, das wie man Ihnen sagt, Aufsehen macht, für welches und wider welches man schreibt, für und wider welches viele von Ihren Bekannten Parthey nehmen, davon einen Theil über die Verfasser und den andere über derselben Gegner lacht, niemand aber böse wird als blos, wie man sagt, einige Schriftsteller. „Das ein muß gut Büchel seyn; das möchte ich doch kennen.„ Wöllen Sie das? Ei nu!

Hierbey schicke ich Ihnen also die drey ersten Bändchen und den Anfang des vierten. * Aber solten Sie wirklich dieses Buch noch nicht kennen. Wie wäre es, wenn ich es Ihnen auf den Kopf zusagte, daß es Ihnen schon bekannt wäre, daß sie schon etwas davon gelesen hätten, — daß sie schon alles was darin stehet, gelesen hätten. — Wie wenn es ein Theil der Briefe wäre, die Sie seit ohngefehr eilf Monaten von Ihren Berlinischen Freunden empfangen haben. — O da haben Sie das ganze Geheimniß!

Warum wir Ihnen dis Geheimniß so lange verborgen haben? Ich weiß es selbst nicht. Wir wolten sehen, ob sie es errathen könnten. — Daß wir hin und wieder in den gedruckten Briefen einige Veränderungen gemacht haben, die in den geschriebenen nicht waren, werden Sie bey der Gegeneinanderhaltung bemerken, man ist immer ein wenig behutsamer, wenn man dem Publico etwas vorzulegen hat, als wenn man an einen Freund schreibt.

In-

* Dieser Brief ist den 16ten October 1759. datirt.

Inzwischen ists wahr, aufsehen haben diese Briefe gemacht. Die Horcher in der gelehrten Welt, diese gefährliche Leute, die alle Umständchen wissen müssen, die einen Schriftsteller oder eine Schrift angehen, haben allen ihren Wiz erschöpfet, um die Absichten der Verfasser der an Sie geschriebenen Briefe zu errathen. Es sind geheime besondere Absichten sagen sie; Lieber Gott! was für geheimer Absichten brauchts dann, um seine Meinung frei und deutsch wegzusagen. Was brauchts dann für Cabalen, oder geheime Ränke um zu sagen, daß B*** ein schlechter Uebersetzer, D*** ein schlechter Schriftsteller, G*** ein unwissender Prahler und W*** ein affectirter Belesprit ist!

Sie wissen es, wie unsere Briefe entstanden sind; wir haben fast nichts gethan, als daß wir die Reden, die wir bey unsern Zusammenkünften, über die neueste Litteratur zu wechseln pflegen, aufgeschrieben und Ihnen überschickt haben. Sie verlangten es; und Sie würden mit uns sehr schlecht zufrieden gewesen seyn, wenn wir den beurtheilten Schrift-

 stellern

stellern hätten heucheln wollen, was hätte uns auch wohl abhalten sollen, unsere Meinung frey heraus zu sagen. Mehr aber haben wir nicht gethan; denn daß das, was wir gesagt haben, wirklich unsere Meinung sey, werden uns wohl selbst unsere Gegner nicht streitig machen. Was können wir aber dafür, daß wir von gewissen Schriftstellern die Meinung haben, daß sie schlecht sind? warum schreiben die Leute nicht etwas gutes. —

Doch ich besinne mich, wir konnten unsere Meinung wohl uns untereinander in der Stille sagen, wir konnten sie auch wohl Ihnen schreiben, aber so was drucken zu lassen. — Es ist freylich wahr, man siehet es unsern Briefen an, daß sie nicht zum Druck bestimmet waren! Ein gedrucktes Buch muß eine Schule der heutigen Höflichkeit seyn, wo man es einem schlechten Schriftsteller zum Verdienste anrechnen muß, daß es nicht noch schlechter ist, wo man ein Compliment machen muß, um wieder eines zu bekommen. Hätten wir dieses fein gethan, und hätten wir noch dazu fein fleißig Dissertationen, Pro-

grams

grammata, Glückwünsche auf Geburtstage, und wer kennt die Sächelchen alle, anzeigen wollen, so hätten wir unsere Freude haben können zu hören, wie sich gewisse Zeitungsverfasser würden heiser geschrien haben, um zu wiederholen mit wie vielem Vergnügen sie der Fortsetzung dieser gelehrten und angenehmen: Arbeit entgegen sähen, und wie viele Gesundheit und erspriesliches Wohlergehen, sie den gelehrten und verdienten Herren Verfassern dazu anwünschten. Aber so wie es jetzo stehet, können wir auf ein so süsses Compliment lange warten. Ein witziger Kopf hat ohnedem gleich im Anfange gewünscht, daß Sie bald möchten wieder gesund werden, aus Furcht, durch die Correspondenz Ihrer Freunde, einige von seinen Fehlern zu erfahren; was würde nun der gute Mann denken, wenn er wüßte, daß sie schon wieder bey der Armee sind, und doch noch Briefe von uns annehmen? Ich glaube, er würde wünschen, daß Sie in dem ersten Scharmützel erschossen würden!

Freylich müssen wir es uns gefallen lassen, von jedermann beurtheilt zu werden, unsere Leser kaufen Ihr Recht dazu, so wie wir das unsrige; und es ist zuweilen sehr natürlich, daß unsere Beurtheilungen manchem Schriftsteller eben so sehr mißfallen, als uns seine Schrift. Dis verdrießt uns gar nicht, sondern es freuet uns, wenn jedermann so offenherzig ist wie wir. Ja wir haben uns öfters sehr belustiget, wenn wir gewisse Urtheile, die ziemlich links ausfielen, unerkannt haben anhören können. Da kommt einer und giebt mit einer geheimnißvollen Mine zu verstehen, daß er den Verfasser eines gewissen Briefes gleich an der Schreibart erkannt habe. Es ist, sagt er, ein so gewisses Etwas, das ich gleich fasse; mir kann kein Autor versteckt bleiben. Der Herr kennet ihn also? Freilich! Da thut ja der Herr recht wohl daran! Ein anderer hat geheime Nachrichten, daß niemand anders als unser Verleger der Verf. sey, der schreibt so was stans pede in uno. Hierauf folgen liebreiche Anmerkungen, die des Erfinders dieser saubern Lüge eines scharfsinnigen Bergmanns würdig sind.

Ein

Ein anderer sagt: Hm! es ist freylich Witz in den Brifen; sie sind eine Nachahmung von des Clement Lettres sur les ouvrages de Litterature. — Ich wüste doch würklich nicht, ob die Deutschen die Gabe, ihre Meinung frey von der Leber wegzusagen, nicht solten früher gehabt haben als die Franzosen; die unschmeichlerische Freiheit, ist auch das einzige was unsere Briefe mit dem Clement gemein haben können; sonst wünschen wir weder so seichte noch so witzig zu seyn als Er. Wenn jemand dem Herrn Clement unsers D. philosophische Briefe als eine Nachahmung vorlegen solte, so würde sich der Franzose ziemlich über den Deutschen wundern.

Der allersinnreichste Einfall ist der, daß unsere Briefe eine Fortsetzung der Bibliothek der schönen Wissenschaften vorstellen sollten. Dis haben die tiefsinnigen Leute entdecket, die die Person, die Absichten und die Schreibart der Schriftsteller so genau kennen, daß sie unter hundertmahlen wenigstens — sich neun und neunzigmahle betriegen. Diese haben es nun ausser allen Zweifel

gesetzt, daß die Verfasser der Briefe auch die Verfasser der Bibliothek sind. Man könnte ihnen zwar einwenden: Wenn sie dieses meine Herren auch so sicher beweisen könnten, als sie es sicher nicht beweisen können, was würde denn daraus folgen? Nichts! Bedenken Sie doch selbst meine Herren, was ein Werkgen, das sich über die ganze deutsche Litteratur erstrecket, und blos aus kleinen liederlichen Briefchen bestehet, mit einem Werke gemein haben könne, das sich auf die schönen Wissenschaften einschränket, und aus langen ernsthaften Recensionen und Abhandlungen besteht. — — — — Aber die Aehnlichkeit der Denkungsart. — — Seltsam? worinn bestehet sie denn? Bloß darin, daß hin und wieder beide übereinkommen, der oder jener mittelmäßige Schriftsteller sey mittelmäßig. — — — So meinen Sie dann also meine Herren B.* G.* H.* P.* D.* W.* und wie sie alle heissen, daß niemand als nur ein Mann von Ihnen, einerley Meinung hege, o nein! Der größte Theil von Deutschland ist über Ihren Werth so ziemlich eins: Welch ein Wunder ist es denn, wenn ein paar Schriftsteller hierin übereinkommen.

Wann es der Mühe werth wäre; so könnte man diesen Herren sehr viele Stellen zeigen, wo die Verfasser der Briefe die neueste Litteratur betreffend, sowohl von den Verfassern der vier ersten Bände der Bibliothek der schönen Wissenschaften, als auch von den Verf. der folgenden Bände dieses Werkes,

kes, so offenbar abgehen, daß man einen sehr seltsamen Kopf haben muß, um sich einzubilden, diese Werke rührten durchaus von eben denselben Verfassern her. Zwar die Köpfe der Herren, von denen ich eben geredet habe, sind seltsam genug!

Ich weiß aber nicht, was ich Ihnen da vorschwatze, sie kennen ia die Verfasser der Briefe, und wenn Sie dieselben nicht kenneten, so würden Sie vermuthlich sehr gleichgültig dabey seyn. Denn was geht es mich doch wohl an, wer ein Blätgen geschrieben hat, wann ich nur weiß, ob eine Wahrheit oder Falschheit darauf geschrieben stehet; und da haben sich, dünkt mich, diejenigen, denen Fehler vorgeworfen worden, noch bisher sehr schlecht gerechtfertiget: A propos von Rechtfertigen muß ich Ihnen doch die Gegner kennen lehren, die wir uns erwecket haben. Es sind derselben wenige, aber alle Originale in ihrer Art, schöne Caricaturen, die der Reisfeder eines Ghezzi würdig sind. Hier haben Sie einen ganzen Wust von Schriften, Zeitungsblättern, Vorreden, daraus Sie die Herren können kennen lernen, wann Sie wollen.

Der erste ist ein eifriger Crusianer den Wolf anstinkt: Dieser hatte sich (vielleicht in Hoffnung eines geneigten Gegenlobes) verführen lassen, die ersten vier Blätter zu loben: Aber siehe, kaum hatten wir uns merken lassen, daß wir wohl so unvernünftig seyn könnten, zu argwohnen, daß Wolf einige wenige Verdienste um die Weltweisheit könne

gehabt

gehabt haben, als der gute Mann auf einmahl sein voriges Lob wiederrief, und mit einen Eifer wider uns loszog, der uns treflich belustiget hat, * und vielleicht der einzige und lächerlichste in seiner Art ist.

Nun kommen ein paar zusammen; nehmlich der Uebersetzer des Bolingbrocke und der Uebersetzer des Pope. Diese haben viel wider uns geschrieben, ** das ich aber zum Theil nicht recht kenne, noch weniger alles gelesen habe. Einen witzigen Einfall haben Sie beyde auf einmahl gehabt, nemlich, daß der unterzeichnete Name Fll. nichts anders, als einen Flegel andeuten könne. Sonst sind die Herren unter sich gar nicht einig, sondern sie sind vielmehr bey der Gelegenheit, da sie sich an uns haben machen wollen, in einen Streit gerathen, der, wann er anders in die gelehrte Geschichte gehöret, gewiß einer der allerlustigsten darin seyn wird.

Der Uebersetzer des Pope, der unter beyden ohnstreitig der vernünftigste ist, hatte keine Mühe, uns

* Wer daran zweifelt, ob ein solcher Angrif belustigen könne, der lese das Stück von den Hamburgischen Nachrichten aus der Gelehrsamkeit, von welchem ich rede. Ich kan eben nicht sagen, das wie vielste Stück es ist, aber meine Leser können immer, um es zu finden, mehrere Stücke dieser ziemlich unbekannten gelehrten Zeitung durchlesen. Ich kenne einen Arzt, der die philosophischen Recensionen in denselben, als ein Mittel die Brust zu eröfnen, und die häufigen Anzeigen, von kleinen Gelegenheitsschriften, wider die Schlaflosigkeit zu verordnen pfleget.

** Schreiben; vermischte Schriften; vermischte Briefe an Freunde und Freundinnen, Vorreden, Noten, Recensionen und dergleichen.

uns zuzugeben, daß der Uebersetzer des Boling-brocke schlecht übersetzt habe. Der Uebersetzer des Bolingbrocke aber, glaubte anfänglich, er müßte seine Parthey dadurch verstärken, daß er sich des Uebersetzers des Pope annähme; er hatte aber kaum erfahren, was dieser von ihm hielte, als er ihn ὑποδρα ἰδων, auch wieder seine Schwäche zu verstehen gab, nun zankten sich die beyde, welche von ihren beyden Uebersetzungen die schlechteste sey. Gegen uns hat ein jeder die seinige noch nicht sonderlich vertheidiget, aber wohl hat einer zu beweisen gesucht, daß Bodmer und der andere, daß Ebert schlecht übersetzt habe. Sie bilden sich ohnfehlbar ein, sie hätten dieses bewiesen, und ein jeder von ihnen könnte nun sagen: Ei wann so grosse Leute dieses gethan haben!

Ego homuncio hoc non facerem? ego illud vero ita feci ac lubens.

Ja freylich haben sie es gethan; und thun es noch bis auf den heutigen Tag.

Endlich haben wir noch einen Gegner bekommen, * der den Herrn P. Gottsched vertheidigen will. Ich habe aber bisher noch nicht gesehen, daß der Herr P. Gottsched sich in seinem Neuesten dieser Vertheidigung gerühmet hätte, und er würde es in der That auch nicht Ursach haben;

denn

* Briefe die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, wo zugleich auf den siebzehnten der Briefe, die neue Litteratur betreffend, geantwortet wird. Frankfurt und Leipzig. 1760.

denn sie beruhet meist auf verdrehten Worten, und falschen Zumuthungen. Herr Fll. hatte einmahl, wie Sie sich erinnern werden, wider die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften behauptet: „Es wäre am besten, wenn sich Herr „Gottsched niemals mit dem Theater vermengt „hätte.“ Hieraus schließt nun der Vertheidiger, also müßte Herr Fll. den alten Wust des deutschen Theaters wieder haben wollen, und giebt also in einer kalten Satire Vorschläge, wie man den Hanswurst und die Haupt- und Staatsactionen, wieder in ihre alte Rechte einsetzen könne. Jeder vernünftiger Mensch wird ja wohl einsehen, daß wenn es wahr seyn sollte, daß der Herr P. G. die Verbesserung des deutschen Theaters nicht auf der rechten Seite angefangen hätte, man sich doch eine andere mögliche Verbesserung werde denken können, und deswegen den alten Wust nicht zurückrufen dürfe. Von der Englischen Schaubühne, redet unser Verfasser, als ein Mann, der die Gottschedischen Schriften fleißiger als die engländischen Schriftsteller gelesen hat. Kurz, es ist nicht der Mühe werth, sein Geschwätze ernsthaft durchzusehen. Ein Mensch vom Geschmacke wird nur sehen dürfen, daß er Schlegeln und Cronegk mit Schönaich in eine Classe wirft, um es unter die Schriften zu legen, die zum einwickeln am besten zu gebrauchen sind.

Solche Gegner haben wir; urtheilen Sie, ob es nöthig ist, daß wir uns vertheidigen?

 Re.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.



Vter Theil.

Berlin, 1762.
bey Friedrich Nicolai.

denn sie beruhet meist auf verdrehten Worten, und falschen Zumuthungen. Herr Fll. hatte einmahl, wie Sie sich erinnern werden, wider die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften behauptet: „Es wäre am besten, wenn sich Herr „Gottsched niemals mit dem Theater vermengt „hätte.“ Hieraus schließt nun der Vertheidiger, also müßte Herr Fll. den alten Wust des deutschen Theaters wieder haben wollen, und giebt also in einer kalten Satire Vorschläge, wie man den Hanswurst und die Haupt- und Staatsactionen, wieder in ihre alte Rechte einsetzen könne. Jeder vernünftiger Mensch wird ja wohl einsehen, daß wenn es wahr seyn sollte, daß der Herr P G die Verbesserung des deutschen Theaters nicht auf der rechten Seite angefangen hätte, man sich doch eine andere mögliche Verbesserung werde denken können, und deswegen den alten Wust nicht zurückrufen dürfe. Von der Englischen Schaubühne, redet unser Verfasser, als ein Mann, der die Gottschedischen Schriften fleißiger als die engländischen Schriftsteller gelesen hat. Kurz, es ist nicht der Mühe werth, sein Geschwätze ernsthaft durchzusehen. Ein Mensch vom Geschmacke wird nur sehen dürfen, daß er Schlegeln und Cronegk mit Schönaich in eine Classe wirft, um es unter die Schriften zu legen, die zum einwickeln am besten zu gebrauchen sind.

Solche Gegner haben wir; urtheilen Sie, ob es nöthig ist, daß wir uns vertheidigen?

Re.

Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



Vter Theil.

Berlin, 1762.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe
des fünften Theils.

Sieben und siebenzigster Brief. Von des Herrn Dusch Uebersetzung der Georgicorum des Virgils nach Martins engländischer Ausgabe. S. 3

Acht und siebenzigster Brief. Herr Prof. Sulzers Schreiben von dem Unterschiede seines Wörterbuchs der schönen Wissenschaften und des Gottschedischen Handlexikons. 33

Neun und siebenzigster Brief. Ob Brutus kurz vor seinem Tode die Tugend verwünschet habe. 65

Achtzigster Brief. Beurtheilung der satyrischen Versuche des Hrn. Löwen, wie auch der Götter- und Heldengespräche eben dieses Schriftstellers. 69

Ein und achtzigster Brief. Von des Herrn Weisse Beytrag zum deutschen Theater. Anmerkungen über desselben Trauerspiel Eduard der dritte. 81

Zwey und achtzigster Brief. Weitere Ausführung einer Anmerkung des Herrn Schlegels, in seiner neuen Ausgabe der Einschränkung der schönen Künste rc. des Batteux. Untersuchung der Natur des Ekels, und ob derselbe gleich andern unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung gefallen könne. 97

Drey und achtzigster Brief. Unterschied zwischen dem Ekel und dem höchsten Grade des Entsetzlichen. Dieser misfällt in der äusserlichen Vorstellung oder dem pantomimischen Theile des Trauerspiels. 104

Vier und achtzigster Brief. Die Pantomime muß sich beym Trauerspiele in den Schranken einer Hülfskunst halten. Anmerkung über den Schakespeare. 109

Fünf

Fünf und achtzigster Brief. Von dem eigentlichen Gegenstande der Schäferpoesie. Beurtheilung der Schlegelschen Erklärung des Schäfergedichts. 113

Sechs und achtzigster Brief. Fernere Beurtheilung derselben. Versuch einer neuen Erklärung des Schäfergedichts: nebst einer vierfachen Eintheilung desselben. Fehler einiger Kunstrichter, bey der Lehre von der Schäferpoesie. Wie man die niedrigen Züge in dem Schäfergedichte veredeln kann. 120

Sieben und achtzigster Brief. Ueber des Herrn Schlegels Abhandlung von dem höchsten Grundsatze der Poesie. Vergleichung der Erklärung des Herrn Schlegels von der Dichtkunst mit der Baumgartenschen Erklärung. Anzeige einiger Unzulänglichkeit in der erstern. 137

Acht und achtzigster Brief. Ueber des Herrn von Moser Schrift der Herr und der Diener. 145

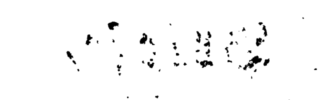
Neun und achtzigster und neunzigster Brief. Anzeige der Ungereimtheiten in des Herrn Schade Einleitung in die höhere Philosophie. Beweiß, daß Herr Professor Gottsched der Verfasser des Candide sey. 161

Ein und neunzigster Brief. Modear opprobriis falsis, mutemve colorem? *Horat.* 139

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Fünfter Theil.



Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 3. Januar. 1760.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch geflossen ist.

— — — Et est mihi saepe vocandus
Ad partes.

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooshunde und Gedichte; Liebestempel und Verläumdungen: bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften, bald verliebte,

bald freymüthige bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

— — Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm ist alle Critik umsonst. Ja man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu criticiren: denn die kleinste Critik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Criticus seiner Sünden theilhaft? — Zwar von diesen seinen Streitbüchern, sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Uebersetzung also abermals? Und der Abwechselungen wegen, nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beyden; wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande. * — „Aber wo „steht

* Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit critischen und öconomischen Erklärungen Hrn. D.

„ſeht denn da etwas von Herr Duſchen?
„Sie werden ſich irren.“ — Nicht doch;
ich irre mich nicht. Das Buch iſt ja ſo dicke;
und ſcheinet mit einer ſo liebenswürdigen Geſchwindigkeit translatiret zu ſeyn! Wer kann
aber dickere Bücher geſchwinder translatiren,
als Hr. Duſch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieſer Beweis,
weil er in Deutſchland geführet wird, nicht
bündig genug ſcheinet; — Hier iſt ein anderer! „Der Jugend beſſer fortzuhelfen, ſagt
Herr Duſch in der Vorrede, „und in eben
„der Abſicht, worin Herr Martin ſeinem la„teiniſchen Texte eine engländiſche Ueberſez„zung beygeſetzt hat, habe ich eine eige„ne deutſche Ueberſetzung unternommen. —
Aus dieſer eigenen deutſchen Ueberſetzung

 nun,

D. Johann Martins, Lehrers der Botanic zu
Cambridge, und anderer der berühmteſten Ausleger. Nebſt einer deutſchen Ueberſetzung und
Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen,
um die Jugend zu einer frühen Erlernung der
Haushaltungskunſt zu ermuntern. Hamburg
und Leipzig, bey Grunds Wittwe und Holle.
1759, in groß Octav, 2 Alph. 6 Bogen.

nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet so: — Sie erinnern sich doch, daß ich einem meiner vorigen Briefe *, eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte? „Itzo „wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen „Schalen, und der Stand der Sonne theilet „den Erdkreis in Licht und Finsterniß.„ Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwey Zeilen des Virgils sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum; und ich weiß selbst nicht aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Uebersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden „des Schlafs gleich gemacht, und den Erd„kreis in Licht und Finsterniß getheilet hat.„

O Herr

* S. den ein und vierzigsten Brief im zweyten Theil.

O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen Hr. Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwey verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Uebersezzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Herr Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt; weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale begieng, meine Critik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Rr in seiner Uebersetzung leider schon abgedruckt. Einen Carton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verrathen haben; und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der

Parallelstelle nämlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo & *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat

hat er das medium orbem richtig übersetzt; ob es gleich auch hier Ruäus falsch verstehet, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß den Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil Virgil sagt, die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bey der Uebersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung seyn. —

Denn

Denn, was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn „die Waage, die Tage und die Stunden des „Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat„ noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares &c.

Und was ist hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei? Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Waage, die Tage und die Stun„den des Schlafes gleich macht?„ Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bey Herr Duschen in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes gleich gemacht ꝛc. Ist denn das nicht ganz etwas anders? —

Dieser Fehler des Herrn Busch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich, denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen; so hätte er ihn unmöglich begehen können: „Bey den alten Römern, sagt Martin, endigte sich der Genitiv der fünften Deklination in es: also war Dies eben das, was „wir itzt Diei schreiben. Oft wurde es Die „geschrieben, welches an dieser Stelle alle „Herausgeber annehmen. Ich aber habe, „auf Glauben des Aulus Gellius, Dies da- „für gesetzt; er sagt nämlich, diejenigen, die „Virgils eigenes Manuscript gesehen, hätten „versichert, daß es Dies geschrieben wäre. „Q. Ennius in sexto deimo annali *Dies* scrip„sit pro *diei* in hoc versu:

Postrema longinqua dies confecerit ætas.

„Ciceronem quoque affirmat Cæsellius in ora„tione, quam pro P. Sestio fecit, *dies* scrip„sisse pro *diei*, quod ego impensa opera con„quisitis veteribus libris plusculis ita, ut „Cæsellius ait, scriptum inveni. Verba sunt

hæc

„hæc Marci Tullii: *Equites vero daturos illius dies poenas.* Quo circa factum hercle „est, ut facile iis credam, qui scripserunt „idiographum librum Virgilii se inspexisse, „in quo ita scriptum est:

Libra dies *somnique pares ubi fecerit horas;*

„id est: *Libra diei somnique.* — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Herr Dusch auf dem Bogen E. von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen R t hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Uebersezzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte; eben so gut hätte er ihn ja auch bey dem hauserat medium orbem vergessen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr D. unsere Briefe herauszugeben anfieng, sagte er davon: „Ich theile sie dem „Publi-

„Publico mit, weil ich glaube, daß sie man„chem, sowohl von dem schreibenden, als le„senden Theile der sogenannten Gelehrten, „nützlich seyn können. * — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Duschs anderes Ich, oder sein critischer Freund, sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen O. formalisiret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile, nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bey Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachläßigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen, zu machen wissen. Hier ist

* S. die Einleitung zu dem ersten Theile dieser Briefe.

ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und sagt:

> Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
> Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Duschen nicht deutlich genug, denn er übersetzt: „Ein Pol „ist uns allezeit erhaben, den andern aber se„hen der Styx und die Mannes, unter ihren „Füssen.„ — Die Mannes, unter ihren Füssen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füssen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

> Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi.

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed

illum

illum Styx nigra, & umbræ infernæ vident sub pedibus. Nur daß man es dem Kuäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schliessen zu können? „daß sie elend ist!„ — Uebereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nachdem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, wenn Sie sich ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, sagt Herr Dusch, um jungen Leuten „die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese „Absicht würde gethan haben. — Gut! Aber mußte sich diese Sklaverey gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen

Ueber-

Uebersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam*

weiter nichts zu lesen bekömmt, als: den leichten Lageos, der einst deine Füsse versuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos & miti dilue Baccho **

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen

sen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

— — — annua magnæ
Sacra refer Cereri, lætis operatus in herbis:
Extremæ sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, & tunc *mollissima vina*. * * *

Und Herr D. übersetzt: Feyre der grossen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett; denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl seyn, daß mollis hier und da auch soviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hiesse: so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 10. Januar. 1760.

Beschluß des sieben und siebenzigsten Briefes.

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen seyn, und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem „Herr Dusch, die Mühe zu erleichtern sucht,“ wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr

Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heist Myrtus? du findest ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heisse ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

— cingens materna tempora myrto *

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt caper? Du findest, ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heisse eine Ziege. Denn er übersetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Cæditur. **

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ey, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr! — Nimm nochmals dein Wör-

* Lib. I. c. 28. ** Lib. II. v. 380.

Wörterbuch, und schlage nach, was heißt pernox? Du findest übernächtig. Und der Herr D. sagt es heisse hartnäckig. Denn, wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores:
Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili:

so übersetzt Herr Dusch: Der Ueberwundene gehet davon, und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und beseufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfieng, und die Geliebten, die er ungerächet verlor: schauet den Stall an, und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue — Pernox, hartnäckig! Siehest du, Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x. und das war pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht Herr Duschen zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern ihrer Uebersetzung, mit der Bleyfeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. III. daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen grossen Dienst erzeige,

> — qui ne gravidis procumbat culmus aristis
> Luxuriem segetum tenera depascit in herba,
> Cum primum sulcos æquant sata.

dieses übersetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfressen läßt &c. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet: ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen

gen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft das niedrigste. Wie kan also die Saat zur Höhe dieses niedrigsten Theiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt; und æquare heißt hier eben machen. Der Dichter will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht; sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebne Fläche des Ackers versteckt liegt: Daß æquare aber eben machen heisse, hätten Sie aus dem 175. Verse eben desselben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti æquanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu ihrer Entschuldigung auch schon das ventos æquante sagitta aus der Aeneis anführen wollten. Ein Uebersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige seinem Acker eine ersprießliche Wohlthat:

— — — Quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena.

Præ-

Præsertim incertis si mensibus amnis abundans
Exit, & obducto late tenet omnia limo,
Unde cavæ tepido sudant humore lacunæ.

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen, oder nach ausgetretenen Flüssen, auf den Vertiefungen des Ackers Wasser stehen bleibt, und Pfützen macht, so soll der Landmann diese Pfützen bibula deducere arena. Das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. Bibula arena ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammigten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts geringes; und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich seyn. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen; das kann ihm sehr leicht seyn. Ich weiß wohl, Sie

haben

haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, instar paludis. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die freywillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sey geschehen:

> Ut varias usus meditando extunderet artes
> Paulatim et sulcis frumenti quæreret herbam.

So wie in der ersten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten: so zeigt es auch sulcis in der zweyten an. Die Menschen sollten durch ackern, sich Getraide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides suchen möchte. Hier ist alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum figere damas,
Stupea torquentem Balearis verbera fundæ:
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Gemsen mit der Balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Balearischen Schleuder, einen Balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Balearischen Inseln tiefer Schnee liegt, und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den Balearischen Schleuderer Gemsen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 475.

— — pecudesque locutæ,
Infandum!

Übersetzen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjectivum, und glauben es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier

das

das Adverbium, oder die Interjection, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram.
Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Uebersetzung weiter nichts als die Interpunction nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von ihrer Uebersetzung auch nicht gelesen; und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir blos bey dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. Jährlich muß man drey bis viermal den Boden pflügen, und mit der umgekehrten Hacke die Klösse beständig zerschlagen, und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen. Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen, oder sie unterzuhacken befiehlet?

ket? Und doch will Virgil ganz etwas anders sagen, denn

— — omne levandum
Fronde nemus *

ist von dem sogenannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet. Lapithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylæum Lapithis cratere minantem. **

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf kühschichten Feldern, wo Gruß liegt. Gruß? Was heißt Gruß?

* Lib. II. v. 400. ** Lib. II. v. 457.

Geniß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calculus arvis *

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet, als ich. Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heisse, will ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ohngefähr die ersten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anstößig. Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— — Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora **

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neue Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas. ***

über-

* Lib. II. v. 180. ** Lib. III. v. 8. 9.
*** Lib. III. v. 12.

let? Und doch will Virgil ganz etwas an- ders sagen; denn

— — omne levandum
Fronde nemus *

ist von dem sogenannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Ueber- setzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet. La- pithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylæum Lapithis cratere minantem. **

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf hügichten Feldern, wo Gruß liegt. Gruß? Was heißt Gruß?

* Lib. II. v. 400. ** Lib. II. v. 457.

Grieß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calculus arvis *

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet, als ich. Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heisse, will ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ohngefähr die ersten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anstößig. Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— — Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora **

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neue Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas. ***

über-

* Lib. II. v. 180. ** Lib. III. v. 8. 9.
*** Lib. III. v. 12.

übersetzen: Ich will der erste seyn, der dir, Mantua, die idumäischen Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesetzte Artickel die fragen? Es ist kein blosses poetisches Beywort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. — Es möchte alles gut seyn, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Cursibus et crudo decernet Græcia cestu. *

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nehmlich dem Cäser,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier blos als ein Füllwort stehet, so wie in unzähligen Stellen; als,

Depresso incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder

—— —— ah nimium ne sit *mihi* tertius illa.

Wenn ein Uebersetzer bey dergleichen Gelegen-

heiten

* Lib. III. v. 19. 20.

heiten das mihi also ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das blosse deutsche Füllwort mir geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im Wettlaufe streiten." Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erkläret diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo jussu certabit cursu &c. — Doch itzt erst werde ich gewahr, daß ihr Martin selbst, dem Dr. Trapp zu Folge, dieses mihi, durch in meum honorem giebt. Er irret sich ganz gewiß, und Sie, der Sie an mehrern Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigsten folgen sollen. Eben so wenig hätten Sie sich, bey dem 58sten Verse, durch seine angeführte Stelle aus dem Columella, sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet seyn müsse, und setzt endlich hinzu

quæque ardua tota. *

Sie

* Lib. III. c. 58.

Sie übersetzen dieses: ingleichen, wenn sie hoch ist. Arduus heißt nicht was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sie hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Deßgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox, ardensque oculis & sibila colla
Arduus attollens &c.

Und noch von einem andern Pferde:

— Frontemque ostentans arduus albam.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals noch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtstutte, wo er sich weniger zweifelhaft ausdrücket:

— — Illi ardua cervix &c.

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trotz bieten sind Sie sehr geschwind.

Auch

Auch sollte ich von ihren Anmerkungen noch etwas sagen. Wo Sie gute Leute ausgeschrieben haben, da sind sie so ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften versuchen wollen, da glauben Sie gar nicht wie klein Sie erscheinen! Ich nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum Beweise: wo die Worte: nec gratia terræ nulla est quam inaratæ terræ, ein sauberes Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit ihres Textes? Er ist höchst fehlerhaft, und ohne eine bessere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So stehet injusta für injussa; sperantia für spirantia &c. — Doch das sind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein dickes Buch geliefert; und dafür müssen wir Ihnen freylich verbunden seyn. —

Genug mit dem Herrn Dusch gesprochen! Was unsere galanten Briefsteller die courtoisie nennen, das ist nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin ꝛc.

A.

Bey

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 17. Januar. 1760.

Acht und siebenzigster Brief.*

Ihre Vermuthung, meinwerthester Freund, ist richtig eingetroffen. Als ich Ihnen von der Ankündigung des Gottschedischen Wörterbuchs der schönen Wissenschaften Nachricht gab, vermahnten Sie mich, meine Arbeit keinen Augenblick liegen zu lassen, weil Sie vermutheten, daß dieses Werk das meinige in keinem Stücke würde entbehrlich machen. Jetzo habe ich dieses Handlexikon gesehen, und

* Da wir diesen uns von unserm Freunde, dem Herrn von N** abschriftlich mitgetheilten Brief drucken lassen, so scheinet es wegen gewisser Umstände nöthig zu seyn, zu erklären, daß der berühmte Verfasser desselben an den übrigen Briefen gar keinen Antheil habe.

und bey dessen Durchblätterung die Nichtig-
keit ihres Urtheils erfahren. Er hat weder in
der Anlage noch in der Ausführung die ge-
ringste Aehnlichkeit mit dem meinigen, und ich
werde meine Arbeit fortsetzen, als wenn das
Gottschedische Werk gar nicht in der Welt
wäre.

Ich vermuthete anfänglich, der Hr. Pr. G.
habe die Ankündigung meines Werks gesehen,
und nach seinem bekannten Eifer für die Ehre
der Deutschen, sich dadurch bewegen lassen,
mir vorzukommen, um zu verhindern, daß
ein so wichtiges Werk nicht durch einen Halb-
deutschen, einen Schweizer, ausgeführet
werde. Denn er steht in Gedanken, daß die
Schweizer die wahren Verderber des guten
Geschmacks seyen: daher auch der Ausdruck
Schweizerisch, oder nach seiner höflichen
Art zu reden, Alpinisch bey ihm so viel be-
deutet, als abgeschmackt oder ungereimt.
Unter seinen mannigfaltigen Verdiensten hält
er dieses für das vornehmste, daß er sich mit
aller Macht, und selbst zu seinem grösten Scha-
den, der Ausbreitung desjenigen Geschmacks

als

als; mit dieser Damm entgegeneifert, den einige Kunstrichter in der Schweiz, als den wahren und guten Geschmack der Natur anpreisen. Ich stund also in Gedanken, daß die Absicht des Herrn Professors gewesen, mir die Feder aus der Hand zu winden. Allein ich sehe aus seiner Vorrede, daß ich mich hierin betrogen habe, und daß sein Verleger der eigentliche Urheber dieser Unternehmung ist. Der Verfasser hat von meinem Vorhaben eher nichts erfahren, als bis sein Werk schon beynahe fertig gewesen.

Wenn es Ihnen fremd vorkommen sollte, daß ein Mann, dessen ernsthafteste Bemühungen auf die Ausbreitung der schönen Wissenschaften in Deutschland gerichtet sind, und die einigermaassen als der Vormund der hierin noch unmündigen Deutschen muß angesehen werden, die Ankündigung eines so wichtigen Werks, welche vor seinen Ohren geschehen ist, nicht sollte erfahren haben; so wird es Sie noch mehr befremden, daß ihm noch weit wichtigere Nachrichten aus dem Reiche des Geschmacks unbekannt geblieben sind. Sie

werden mit Verwunderung finden, daß ihm unsre besten Dichter, Haller, Kleist, Klopstock, Bodmer, Lessing, Wieland u. a. entweder gar nicht oder nur durch ein dunkles und zweydeutiges Gerücht bekannt worden. Dadurch wird es allerdings wahrscheinlich, daß er von meinem Vorhaben nichts gewußt, oder daß er vermuthet hat, da mein Versuch dem dritten und vierten Jahre nach seiner Ankündigung noch nicht herausgekommen ist, daß ich es den großen Schwierigkeiten halber aufgegeben habe, oder gar darüber verstorben sey. Denn wie konnte er, der von dem Tage an, da er seinen Vorsatz gefaßt, ihn in einer Jahresfrist ausgeführet hat, glauben, daß eine andre etliche Jahre dazu nöthig haben würde?

Sollte aber doch dieser berühmte Mann von meinem Vorhaben und dem Fortgange desselben hinlänglich unterrichtet gewesen, so schließe ich doch bey mehreren Ursachen, daß seine Absicht wirklich nicht gewesen ist, durch diese schnelle Ausgabe seines Wörterbuchs das meinige zu hemmen. Er hat bey seiner

Arbeit

[illegible] ganz andere Absichten gehabt, als ich bey der meinigen habe. Dieses zeiget sich in der Ausführung ganz deutlich, da in dem ganzen Werk keine Spur anzutreffen ist, daß er nach den Grundsätzen gearbeitet habe, die mir zum Leitfaden dienen. Der Hr. Pr. hat zwar nicht für gut befunden, in der Vorrede uns von seinen Absichten zu unterrichten. Er läßt sich nur so weit heraus, daß es scheinet, er habe die ganze Arbeit aus Gefälligkeit für den Buchführer unternommen; dieser aber muß nicht für nöthig erachtet haben, uns seine Absichten durch eine Vorrede zu entdecken. Wenn er nur diese gehabt hat, ein Buch von ansehnlicher Größe, unter dem Titel und in der Form eines Handlexikons, mit dem Namen eines berühmten Mannes gezieret, binnen Jahresfrist, ehe ein anderes Werk über diese Materie erscheinen konnte, in seinem Laden zu haben, so ist die ganze Absicht dieses Werks vollkommen erreicht, und kein Mensch ist befugt dem Hrn. Prof. G. über die Ausführung desselben zur Rede zu stellen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man ohne Zweifel die [illegible]

und für die Verdienste eines solchen Mannes zu demüthig scheinende Anmerkung beurtheilen, womit er die Vorrede beschließt. Er hoft desto zuversichtlicher, sagt er, daß dieses Handbuch wird wohl aufgenommen werden, da er selbst den wenigsten Antheil daran hat. Seine Hofnung ist also, daß man dem Verleger zu gefallen, das Werk für gut finden werde.

Sie sehen hieraus, mein werther Freund, daß dieses Handlexikon mich nicht zurück halten wird, mein Werk mit dem Eifer fortzusetzen, mit welchem ich bis dahin daran gearbeitet habe. Sie können mithin auch allen den Freunden, die gegen Sie einige Furcht geäussert haben, daß ich jetzo zurücke stehen werde, die Versicherung geben, daß ich fortfahre, eben so zu arbeiten, als wenn das Gottschedische Werk gar nicht in der Welt wäre. Ich habe diese Arbeit nicht dieserwegen unternommen, weil ich der erste seyn wollte, der ein deutsches Werk unter diesem Titel herausgäbe: folglich kann es mich auch nicht abschrecken, daß ich nicht mehr der erste bin.

Auch

Auch die Gefahr erschreckt mich nicht, in dem Wettläuf mit einem so berühmten und im Bücherschreiben alt gewordenen Manne, zu unterliegen. Denn in diese Gefahr kann ich nicht kommen, weil wir beyde nicht nach einem Ziele laufen. Er mag sich seine Lorbeern nehmen, die, nach denen ich strebe, sind an einem ganz andern Orte aufgesteckt, dahin sein Weg nicht leitet.

Sie wissen ohngefehr, nach was für einem Plane ich arbeite, aber es wird Sie doch nicht verdriessen, hier noch einige besondere Nachrichten von meinem Verfahren und meinen Absichten zu lesen. Da ich Ihnen in dem verwichenen Jahre so selten geschrieben habe, so nehmen Sie nun einen langen Brief für die ganze Zahl derer, die ich Ihnen in diesem unruhigen Jahre schuldig geblieben bin.

Meine erste Sorge geht darauf, daß ich die eigentliche Natur und Beschaffenheit dessen, was in den Künsten schön, angenehm, gefällig und einnehmend ist, oder überhaupt die Natur des ästhetischen genau untersuche, und es in seinen verschiedenen Gestalten meinen

Lesern recht kennbar mache. Zu dem Ende mußte ich in allen Werken des Geschmacks, von der Baukunst an, bis auf die Dichtkunst, alles auszeichnen, was Kenner für schön, oder für ästhetisch gut halten. Aus der Vergleichung dieses Schönen, wie es sich in den Werken von so verschiedener Art zeiget, mußte ich sein Wesen und seine wahre Beschaffenheit erkennen lernen, und also das, was der Geschmack undeutlich fühlt, dem Verstande deutlich machen. Dieses gab mir zu andern wichtigen Untersuchungen Gelegenheit. Wenn man die Natur des Schönen erkennet hat: so kann man anfangen zu untersuchen, warum es gefällt. Es muß in der Natur der menschlichen Seele, ja sogar aus der allgemeinen Natur eines denkenden Wesens etwas seyn, woraus die Wirkung des Schönen oder des ästhetisch Guten auf die Einbildungskraft und die Sinnen kann erklärt werden. Es ist eine meiner größesten Sorgen bey meiner Arbeit, diese Untersuchungen so weit zu treiben, als mir möglich ist.

Dadurch werde ich nicht nur den Weltweisen ein weites Feld zu neuen psychologischen Untersuchungen eröfnen, sondern auch den Kunstrichtern den Weg bahnen, die Theorie des Geschmacks zu einer Gewißheit zu bringen, die der mathematischen nahe kommen kann. Was Leibnitz von seinen Grundsätzen der Metaphysik gehoffet hat, daß durch ihre Hülfe die Sittenlehre zu einer mathematischen Gewißheit kommen würde, dieses hoffe ich von den Untersuchungen, wozu mein Werk die Gelegenheit geben wird.

Dergleichen Untersuchungen waren fern von der Absicht des Herrn Pr. S. Sie werden in seinem ganzen Wörterbuche keine Spur davon finden. Er hat nicht einmal so weit gehen wollen, daß er die verschiedene allgemeine und besondere Eigenschaften die eigentlich den Werth eines Werks der Kunst ausmachen, blos den Namen nach angezeiget hätte, geschweige, daß er ihre Beschaffenheit hätte näher untersuchen, oder gar ihre Verhältniß gegen die Natur der Seele erforschen wollen. Schlagen Sie auf, wo Sie wollen,

so werden Sie finden, daß er hieran nicht gedacht hat. Die Artikel Gebäude, Gemälde, Gedicht, Rede, Gesang u. s. w. lassen Sie in der gänzlichen Unwissenheit über die Dinge, wodurch diese Werke der Kunst schön oder vollkommen werden: die Artikel Richtigkeit, Pracht, Reichthum, Zierlichkeit, Regelmäßigkeit, und hundert andere, welche die allgemeine Eigenschaften der Werke der Kunst enthalten, sind in diesem Handlexikon gar nicht angezeiget, in dem meinigen, sind dieses lauter Hauptartikel.

Nach diesem lasse ich mir angelegen seyn, das Schöne nicht blos nach allgemeinen Begriffen, auch nicht nur nach einer einzeln Form desselben, sondern nach den verschiedenen Gestalten, die es annimmt, kennbar zu machen. Ich lasse es z. B. nicht dabey bewenden, daß ich erkläre was die Schönheit überhaupt ist, sondern ich bemühe mich deutlich zu beschreiben, was die Schönheit ist in einzeln Figuren, was sie in Zusammensetzung vieler Figuren sey, worinn die Schönheit eines Gedankens, und einer ganzen Rede bestehe,

stehe, was ein schönes Gebäude, eine schöne Musik, einen schönen Tanz u. s. f. ausmache. Und eben diese Methode beobachte ich bey jeder besondern Eigenschaft eines ästhetischen Werks, dadurch wird jeder Künstler in Stand gesetzt, nicht nur das Schöne, welches sein Werk an sich haben muß, deutlicher zu kennen, sondern er wird oft aus den Werken andrer Künste, Vortheile für die seinige lernen. Jede Kunst hat eine eigenthümliche Bequemlichkeit, gewisse Schönheiten vorzüglich darzustellen. Die Richtigkeit, Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung aller Theile auf ein Ganzes, müssen alle Künstler von dem Baumeister lernen. Der Historienmaler muß allen zum Beyspiele einer guten Anordnung, der Contraste, und des Lichts und Schattens dienen. So wie hingegen wegen anderer Vortheile bald der Dichter, bald der Tonsetzer, und bald der Redner, an der Spitze der Künstler stehen, die Ausübung gewisser Regeln, durch sein Beyspiel andern deutlich zu machen.

Hiezu kommt auch, daß ich bey jedem Handgriff einer besondern Kunst auf das fleis-

sigste

ffe aufsuche, ob die andern Künste in ihrer Art etwas ähnliches haben. Wenn ich z. B. sehe, was für grosse Annehmlichkeiten der Tonsetzer durch die mißstimmende Töne und deren geschickte Auflösung, in seine Werke hineinbringt, so untersuche ich, ob der Dichter, der Maler u. s. f. ähnliche Handgriffe in seinen Werken anbringen können, und wenn ich gefunden habe, wo dieses angehen kann, so stelle ich ihnen den Tonsetzer zum Muster der Ausübung desselben vor. Diese beständige Vergleichung aller Künste mit einander dienet auch dazu, daß gewisse feine Schönheiten, die sich kaum beschreiben, aber sehr wohl fühlen lassen, dadurch desto deutlicher können empfunden werden, wenn man sie, je nachdem der Fall es mitbringt, entweder in einem Gesange, in einem Gemälde, oder in einem andern Werke der Kunst, wo sie am deutlichsten sind, gleichsam mit dem Finger zeiget.

Es müssen einem Kunstrichter, und selbst dem Künstler manche Vortheile verborgen bleiben, wann er nicht die Theorie und Ausübung

Menge aller Künste zugleich vorzulegen hat. So werden Sie z. B. in meinem Werke Proben finden, daß die Baukunst mir Gelegenheit gegeben hat, dem Redner und dem Dichter gewisse Regeln vorzuschreiben, oder sie ihm deutlich zu machen. Dieses alles war gänzlich außer dem Plane und der Absicht des Verfassers des Handlexikon, welcher dergleichen Untersuchung ferne von sich hat seyn lassen. Nun muß ich Ihnen aber auch sagen, worinn sein Plan weitläuftiger und ausführlicher ist, als der meinige. Er hat sich viel Mühe gegeben, sein Werk mit historischen Nachrichten auszufüllen, und darinn hat er mich unendlich weit übertroffen. Sie werden eine so ansehnliche Liste von deutschen Dichtern aus dem 16ten Jahrhundert finden, daß Sie sich darüber verwundern werden. Dies ist die glänzende Seite seines Werks. Ich habe in der Ankündigung des meinigen, auch historische Nachrichten versprochen, und werde dies Versprechen auch halten. Da es aber eine unendliche Arbeit seyn würde, die Lebensumstände und Werke aller Künstler aus allen Nationen und Weltaltern zu erzäh-

len,

sen, so habe ich mich hierinn sehr enge ein-
geschränkt. Ich führe keinen Künstler in ei-
nem besondern Artikel auf, als die von denen
ich urtheile, daß sie als Beyspiele zum Guten
oder Bösen müssen angeführet werden. Die-
jenige, durch deren Fleis die Kunst näher an
ihre Vollkommenheit gebracht worden, die
welche zuerst richtige Schönheiten, oder Vor-
theile hineingebracht, die, deren Werke, als
Meisterstücke in ihrer Art, andern Künstlern
zu fleißigem Nachdenken müssen angepriesen
werden; und denn einige Hauptverderber des
guten Geschmacks, die Marino und Lo-
hensteine von jeder Art, werden zur War-
nung anderer, ihre besondere Artikel haben.
Was aber den grossen Haufen der guten
Künstler betrift, so gedenke ich sie allemal
truppweise, bey Beschreibung der Werke, worin
sie sich hervor gethan haben, anzuführen;
aber in wenig Worten, die, so viel möglich
ist, ihre Verdienste sollen zu erkennen geben.
So werden in dem Artikel Trauerspiel
alle die Dichter angeführt werden, die mit
Ruhm in dieser Art gearbeitet haben, so weit
nämlich meine Kenntniß derselben gehet. Ich
kann

kann mich nicht entschliessen, jeden Meister oder jeden schlechten Kupferstecher nur dem Namen nach anzuführen, geschweige denn ihm einen besondern Artikel zu geben. Desto genauer und weitläuftiger aber werde ich über die Artikel von dem Anwachse und der Ausbreitung der Künste seyn, und ich hoffe, daß mir hierüber wenig wichtiges entgehen würde. So weitläuftig der Herr Pr. G. in seinen historischen Nachrichten von deutschen und italienischen Dichtern gewesen, so wenig hat er über den Anwachs und die Ausbreitung der Künste geliefert. Man kann leicht merken, warum er sich nicht hat können in dieses Feld einlassen. Drey oder vier Artikel von dieser Art, erfordern mehr Zeit und Mühe, als er auf dieses ganze Werk nach der Absicht seines Verlegers hat wenden können. Dieser ließ ihm nur so viel Zeit, als nöthig war, das was historisch ist, aus den bequemsten Urkunden zusammen zu schreiben. Eine kritische Ueberlegung konnte da nicht statt haben. Die Zeit war zu kurz. Ich habe also hierinn den Vortheil, daß kein Verleger mir die Zeit vormißt, mithin neh-

me

me ich mir selbst so viel, als ich nur nöthig habe, um die viele und weitläuftige historische Nachrichten, welche ich gesammelt habe, in die Kürze zu ziehen, in welcher sie einem kritischen Leser gefallen werden.

Die Fortsetzung künftig.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Klefekers Cura Geographica, 8vo. *Hamb.* 1759. 3 Rthlr.

L'Heureuse victime ou le triomphe du plaisir, 8vo, à la *Haye.* 1760. 6 Gr.

Pensées Philosophique, 8vo. *Londr.* 5 Gr.

La Mort du Maréchal Comte de Saxe, 8vo. *Paris* 1759. 4 Gr.

Löwens, Joh. satyrische Versuche, 8vo. Leipzig 1760. 4 Gr.

Patzke, J. S. Sammlung einiger Predigten über verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte, 8vo. Berlin, 1760. 12 Gr.

IV. Den 24. Januar. 1760.

Beschluß des acht und siebenzigsten Briefes.

Nur noch eins. Da ich, gleich von Anfange meiner Arbeit, alle Künste aus einerley Gesichtspunkt betrachtet habe, so sind sie mir auch alle gleich werth geworden. Ich habe die Schönheiten eines Gebäudes mit eben dem Fleiß erforschet und betrachtet, die ich auf die Beurtheilung einer Epopee gewendet habe. Sie werden also in meinem Werke eine gleiche Sorgfalt für alle bemerken können. Ich habe mir auch Mitarbeiter gewählt, welche für Meister in den Künsten, darauf sie sich gelegt haben, gehalten werden. Auch dieses ist ein Vortheil, den der Hr. Pr. G. nicht gehabt hat. Man sieht wohl, daß die Dichtkunst ihren andern Schwestern sehr weit vorgezogen

worden, welches eben den Ursachen zuzuschrei-
ben, die ich kurz vorher erwähnt habe. Und
daher ist es auch gekommen, daß in dem
Gottschedischen Handbuche keine allgemeine
Untersuchungen über das Wesen der Künste,
keine allgemeine Grundsätze, die auf alle ins-
gesammt können angewendet werden, Statt
gehabt. Dasjenige also, was mir die meiste
Mühe gemacht, was die strengste und sorgfäl-
tigste Ueberlegungen erfordert, was die meiste
Zeit wegnimmt, kam in dem Plane des Hrn.
Pr. G. gar nicht in Betrachtung. Daher
haben Sie noch weniger Ursache sich zu ver-
wundern, wie sein Werk sobald zu Stande
gekommen. Wenn Sie es werden gesehen
haben, so werden Sie vielmehr denken, daß
ihrer so viele, die daran gearbeitet, es läng-
stens in drey Monaten hätten zu Stande brin-
gen können.

Vielleicht erwarten Sie von mir, mein
Werthester, daß ich bey dieser Gelegenheit
einmal ohne weitere Zurückhaltung Ihnen
sage, wie bald denn mein Werk wird zu
Stande kommen. Ich weiß es, daß einige
unsrer

unserer Freunde dieses Zögern mir zur Last legen. Aber diese bedenken nicht, was das für eine Arbeit ist, die ich unternommen habe. Sie wissen nicht, daß ich oft viel lesen und einige Wochen nachdenken muß, um einen Artikel aufzusetzen, der keinen halben Bogen anfüllen wird. Sie müssen nicht bedenken, daß in einer genauen und philosophischen Untersuchung über die Schönheit in den Künsten, ihren Ursprung und ihre Wirkung, Fragen vorkommen, zu deren richtiger Beantwortung Jahre lang dauernde Ueberlegungen erfordert werden. Sie müssen nicht bedenken, wie wenig Hülfe man von seinen Vorgängern zu einer solchen Arbeit hat. Die Critik hat bis jetzo hauptsächlich nur die Dichtkunst zu ihrem Augenmerk gehabt, und es erfordert grosse Mühe und lange Zeit, die Grundsätze, welche bey Gelegenheit der Dichtkunst von den Kunstrichtern festgesetzt worden, allgemein zu machen, das Mangelnde zu ergänzen, die Anwendung der Regeln in den Werken der andern Künste aufzusuchen, und ihre eigentliche Einschränkung aus der Vergleichung aller Künste zu bestimmen.

D 2 Lassen

Lassen Sie mir also hierin, ich bitte Sie, meinen Willen. Mich dünkt, daß ich es Ihnen schon einmal gesagt habe: das Werk, woran ich arbeite, ist das einzige, mit welchem ich vor die Augen der Nachwelt zu kommen gedenke. Warum sollte ich mich damit übereilen? Wenn es nur gut wird, so kann es niemals zu späte kommen. Ich will lieber, daß man mir sage, warum so spät, als warum so früh? Auf die erste Frage werde ich allemal eine vernünftige Antwort zu geben wissen, auf die andere nicht. Denn was sollte ich zu meiner Entschuldigung hervorbringen? Daß der Verleger nicht länger warten wollen? Pfuy, würden vernünftige Leute sagen, was ist dieses für ein Grund. — Daß ich gerne habe wollen der erste seyn, der dem werthesten deutschen Vaterland mit einem Wörterbuch über die Künste gedient? Dies mag Hr. G. sagen. Ich aber möchte sagen können, daß ich das beste Werk von dieser Art gemacht habe. Halten Sie mir also meine Langsamkeit zu gute. Durch Uebereilung konnte ich allen Nutzen meiner bisherigen Arbeit verlieren. Das geringste,

was ich mir vorsetze, ist, ein Werk zu verfertigen, das künftig zur Grundlage eines vollkommenen Werks dienen könne; eine Arbeit zu verrichten, die einem künftigen Liebhaber solcher Untersuchungen Lust erwecke, auf meinen Grund weiter zu bauen, ihm seine Arbeit merklich zu erleichtern, und also den ersten festen Grund zu einer vollkommenen Aesthetik gelegt zu haben. Wenn ich dieses Zwecks verfehlen sollte, so hätte ich seit sechs Jahren des Sisyphus Stein gewälzt. Daß es aber schwer sey, auch nur diese Absicht zu erreichen; können Sie aus dem Gottschedischen Werke urtheilen. Denn ungeachtet ein Mann, der in der Critik grau geworden ist, den Plan dazu gemacht, und viele berühmte Männer zu Mitarbeitern gehabt hat, so hat ers doch bey weitem nicht so weit gebracht, daß ein vernünftiger Mensch, der dieses Werk gelesen hat, sich wird einbilden können, es sey nunmehr leichter als vorher, ein vollständiges und gründliches Werk über die Theorie aller Künste zu schreiben.

Ich bin also noch nicht im Stande, Ihnen zu sagen, wie bald ich mit meiner Arbeit aus Ende zu kommen hoffe. Sie wissen, daß ich überdem Amtsgeschäfte und Zerstreuungen habe, die mir nicht erlauben, Meister meiner Zeit zu seyn. Ich muß, da ich nun schon so lange mit dieser Arbeit umgehe, selbst am besten wissen, wie weitläuftig sie ist. Mein Wörterbuch wird der vielen Arbeit, die ich darauf wende, ungeachtet, noch unvollkommen genug bleiben, und man wird mir einmal Dank dafür wissen, daß ich hierin weniger Hitze gezeiget habe, als der Herr Pr. G.

Darf ich Ihnen noch, und zwar nach meiner Art, gerade heraus sagen, daß Sie sich auch darin irren, da Sie meinen, ich hätte besser gethan, wenn ich, anstatt eines Wörterbuchs, eine systematische Encyclopädie der Künste geschrieben hätte? Sie sind wirklich etwas zu schnell gewesen, dem Urtheil der Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften beyzutreten. Ueberlegen Sie folgendes, und alsdenn fällen Sie das Urtheil.

Es

Es ist eine meiner Hauptabsichten bey diesem Werke, den Künsten mehr Kenner, mehr wahre Liebhaber zu verschaffen. Denn je häufiger diese sind, je mehr blühen die Künste. Nun ist gewiß, daß ich durch ein systematisches Werk diesen Endzweck niemals würde erreicht haben. Sehr wenig Liebhaber haben die Geduld oder die Fähigkeit, die Theorie der Künste nach einer systematischen Ordnung zu lernen. Je genauer ein System in allen seinen Theilen verbunden, je schärfer alles darin erwiesen ist, destomehr wird der größte Theil der Leser davon abgeschreckt. Die meisten Menschen wollen gleich beym ersten Ansatz nach der geringsten Bemühung, einiges Licht haben, das sie wenigstens obenhin befriediget. Sie wollen lieber bey der ersten Lust, die Sache, die sie zu erkennen verlangen, nur von weiten geschwinde sehen, als durch mühsame Umwege, sich nahe dazu führen lassen. Wann ich ein System geschrieben hätte, so hätte ich nothwendig bey den abstraktesten Untersuchungen über die sinnlichen Vorstellungen anfangen müssen; ich hätte hernach zeigen müssen, wie die verschiedene Arten der sinn-

lichen Vorstellungen, die verschiedene Arten der angenehmen Empfindungen hervorbringen. Wie überhaupt durch ein Werk der Kunst diese verschiedene Vorstellungen hervorzubringen sind u. s. w. Wie viel Liebhaber meinen Sie, würde ich gefunden haben, die mir durch alle diese dunkle Untersuchungen würden gefolget seyn?

Bedenken Sie dieses wohl. Wer sich nicht vorgenommen hat, sein ganzes Leben einer Wissenschaft zu widmen, der fängt seine Erkänntniß derselben nicht so methodisch an. Erst hört er verschiedentlich bald von einem, bald von dem andern Punkt sprechen, und denkt hernach den Sachen weiter nach, oder sucht irgend in einem Buche Erläuterung darüber. Denn fängt er an, selbst einige Fragen aufzuwerfen, Zweifel vorzutragen u. s. f. bis er die meisten Materien sich etwas bekannt gemacht hat. Alsdenn läßt er sich in nähere Untersuchungen ein, er will mehr Gewißheit, bestimmtere Begriffe haben, und steigt endlich bis auf die ersten Grundsätze der Wissenschaft hinauf, und hört da auf, wo das System

stem auffängt. Auf diese Weise wird er niemals müde; er wird nicht durch eine Menge von Schwierigkeiten und dunkele Untersuchungen abgeschreckt.

Durch eine solche analytische Methode wird ein Liebhaber die Theorie der Künste aus meinem Werk, wenn ich nur im Stande bin, es gut auszuführen, leicht und mit Lust lernen können. Sobald er angefangen, irgend einigen Geschmack an einer Kunst zu haben, und auf ihre Gegenstände Achtung zu geben, so wird er Lust bekommen, über verschiedene Regeln, oder über verschiedene Schönheiten dieser Kunst ein näheres Licht zu haben. Da darf er nur das Wörterbuch aufschlagen, er findet ohne Mühe, was er sucht; er wird schon näher unterrichtet, er fängt an, etwas heller zu sehen. Hat er genug Lust und Scharfsinnigkeit, so wird er in den aufgeschlagenen Artikeln finden, daß sie sich zu völliger Erläuterung der Sache auf andere beziehen. Diese schlägt er auch nach, er bekommt noch mehr Licht, seine Lust wird grösser, und endlich verfolgt er die Regel, oder die Erklärung

oder das Urtheil, bis auf die ersten Grundsätze, woraus sie hergeleitet worden, und wird zuletzt eben so gründlich denken, als der andere, der nach einer synthetischen Methode seinen Weg von dem andern Ende hergenommen hat.

Hiernächst merke ich noch dieses an. Ein alphabetisches Werk bekömmt an sich mehr Liebhaber, als ein System; denn man erwartet schon darin einen leichtern Unterricht. Mancher, der sich bis dahin wenig um die Künste bekümmert hat, setzt doch ein Wörterbuch über dieselben, auf allen Fall unter seine Bücher, vielleicht ohne Vorsatz, viel darin nachzusuchen. Er kömmt in eine Gesellschaft, worin von Gedichten, oder von Gemälden, von Gebäuden u. s. f. gesprochen wird. Er hört manchen Ausdruck, den er nicht versteht, manches Urtheil, dessen Grund er nicht einsieht. Kommt er nach Hause, so wird er oft Lust bekommen, einige Erläuterung darüber zu haben. In einem System sie zu suchen? das ist ihm zu mühsam; aber sein Wörterbuch kann ihm Dienste thun. Er schlägt nach, er wird mehr oder weniger unterrichtet und befriediget.

dert. Meinen Sie nicht, mein Wertheſter, daß mancher ſich wieder auf dieſe Weiſe verleiten laſſen, von einem Artikel zum andern zu gehen, bis er endlich einen beſtimmten Geſchmack an Sachen findet, für die er im Anfange faſt gänzlich gleichgültig geweſen?

Dieſes ſind Vortheile, die nur ein Wörterbuch geben kann, und ſie haben mich bewogen, die Theorie und Ausübung der Künſte, die ich im Syſtem überdacht habe, in abgeſonderte Artikel zu zerſchneiden und in alphabetiſche Ordnung zu bringen. Dieſer Entſchluß beruhet auf eben dem Grunde, aus welchem ich, wie Sie wiſſen, oft gewünſcht habe, daß man in Deutſchland einmal anfangen möchte, in dem Vortrage der Weltweisheit von der ſynthetiſchen Methode abzugehen. Sie wiſſen beſſer, als ich es Ihnen ſagen kann, wie wenig die wahre philoſophiſche Erkänntniß, durch unſre ſyſtematiſche Lehrgebäude unter die Menſchen gebracht worden. Nur wenige vorzüglich gründliche Köpfe ſind dadurch zu Philoſophen geworden. Alle die Schätze der Erkänntniß und der deutlichen Begriffe, die

Leib-

Leibnitz, Wolf, Baumgarten, mit so saurer Mühe aus der Dunkelheit ans Licht gezogen haben, liegen noch jetzo für die meisten Menschen in einer für sie undurchdringlichen Finsterniß begraben. Dies ist die Schuld derer, die noch immer fortfahren, sowohl durch ihren mündlichen Vortrag auf hohen Schulen, als in ihren Schriften die synthetische Methode zu gebrauchen. Sie wissen, wie oft ich dem — — gerathen habe, einmal einen andern Weg einzuschlagen, und analytische Lectionen zu halten. Nach meiner Meinung sollte er in seinen Lehrstunden wichtige Materien z. B. die Unsterblichkeit der Seele, die Vollkommenheit der menschlichen Natur, die Moralität der menschlichen Handlungen, das Daseyn Gottes u. s. f. analytisch untersuchen, und von da an seine Zuhörer nach und nach in die Grundsätze der Ontologie hereinführen, um jeden an der Stelle vorzutragen, zu erläutern und zu bestätigen, wo er zur gänzlichen Entscheidung seiner Hauptfrage nöthig ist.

Bey dieser Gelegenheit entsteht bey mir der Wunsch, daß sich ein rechtschaffener und in-

den

den Systemen der Philosophie recht bewanderter Mann finden möchte, der für diese Königin aller Wissenschaften sich die Mühe geben wollte, die ich mir zum Besten der Künste gebe. Ein philosophisches Wörterbuch nach einem ähnlichen Plane, wäre eines der allerwichtigsten Werke, die jemals unternommen worden. Hier ist ein rühmlicherer Kranz zu erwerben, als der ist, der am Ende meiner Laufbahne aufgesteckt ist. Glücklich, wer ihn bekömmt! Aber dies ist ein Wunsch, mein werther Freund, den man nicht laut thun muß. Wie mancher Schmierer, dem dieses noch nicht eingefallen ist, könnte sich dadurch verleiten lassen, ein Werk zu unternehmen, das so sehr über seine Kräfte geht? Lassen Sie uns diesen Wunsch unter uns behalten, aus Furcht, daß etwa ein andrer Verleger es einem andern flüchtigen Scribenten, wie Gottscheds Verleger gethan, unter den Fuß geben möchte, zu eilen, um der erste zu seyn, der ein solches Werk unternommen hätte.

Im übrigen — —

J. G. Sulzer.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Les Caracteres de Theophraste avec les caracteres ou les Moeurs de ce Siecle par Mr. de la Bruyere II Tomes 12mo *Amsterdam* 1759. 2 Rthlr.

Candide ou l'optimisme par Mr. Voltaire. 8vo. *Londr.* 1759. 9 Gr.

Modelles de Lettres sur toutes sortes de Sujets par du Cloß 8vo. *Goetlinge* 1760. 8 Gr.

Sermons & Panegyriques par Abbadie III Tomes 8vo. *Amsterdam* 1760. 2 Rthlr. 20 Gr.

Le Cabriolet avec le Passe-Tems des Mousquetaires 8vo. à la *Haye* 1760. 9 Gr.

Les Amours du bon vieux tems 8vo. *Paris* 1760. 5 Gr.

Quelques Lettres de Mr. le Maréchal Duc de Belle-isle à Mr. le Maréchal de Contades 8vo. 1758. 8 Gr.

L'Esprit de Job ou Odes imités du Livre de Job par Rouget 8vo. *Amsterdam* 1759. 10 Gr.

von Hainault chronologischer Auszug der Geschichte von Frankreich 4to. Frankf. 1760. 2 Rthlr.

Pagkens, Joh. Sam. Sammlung einiger Predigten über verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte, gr. 8vo. Berlin 1760. 12.

Neue-

Reaumur, des Herrn von, physikalisch-ökonomische Geschichte der Bienen, mit Kupf. 4to. Nürnb. 1759. 1 Rthl. 8 Gr.

Pfeiffers, Christ. Ludw. Briefe für das Frauenzimmer, nebst einer Anleitung zu deutschen Briefen für junge Mannspersonen, 8vo. Bamberg 1759. 12 Gr.

Das in Portugal wegen dem allervermessenst gewagten Königsmord bestiegene Chavot, mit Kupfern 4to. Frankfurt 1759. 6 Gr.

Leben und Ehrengedächtniß Hrn. Ehwald Christian von Kleist 4to. Berlin 1760. 5 Gr.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 31. Januar 1760.

Neun und siebenzigster Brief.

Brutus soll kurz vor seinem Ende, als er sich ohne Hofnung überwunden sahe, die Augen gegen den gestirnten Himmel gerichtet, und eine griechische Stelle ausgerufen haben, die in der Uebersetzung also lautet: „O! elende Tugend! du bist ein bloßer „Schall. Ich habe dich als ein Wesen ver„ehret, und siehe! du bist dem Glücke unter„than.„ — Florus, und Dion, haben diese Stelle angeführt, die Volumnius, ein Freund und Gefährte des Brutus, wie er selber erzählt, vergessen hatte, wie andere aber wollen, aus Ehrfurcht gegen die Tugend verschwiegen haben soll. Was dünkt Ihnen von dieser Stelle, die uns alle Verächter der philosophischen Tugend so sehr aufmutzen? Mir

scheinet sie dem Charakter des Brutus, den er nach diesem vorgeblichen Vorfalle noch so mannhaft behauptet hat, so sehr zu widersprechen, daß ich sie für eben so ungereimt halte, als das Mährchen von dem Gespenste, das diesem Römer erschienen seyn soll. Man bedenke nur, wer Brutus gewesen! Nicht etwa ein Schulweiser, der über die Tugend speculirt, und bey der ersten Gelegenheit zur Ausübung, aus Mangel der Erfahrung stutzet; nicht etwa ein verwegener Held, dessen Standhaftigkeit mit der Hofnung eines bessern Glückes verschwindet; Er war ein Römer, der Standhafteste unter den Römern, ein versuchter Feldherr, ein wahrer Menschenfreund, ein Weltweiser: und was hätte er müssen gewesen seyn, wenn er diese alberne Verwünschung der Tugend hätte ausstossen können? Gewiß! der unerfahrenste Jüngling, oder der abgefeimteste Betrüger. Du bist dem Glücke unterthan! Was für eine Entdeckung für Brutus! „So hast du denn bisher das Glück „für eine Begleiterin, oder wohl gar für ei„ne Nachtreterin der Tugend gehalten? hät„te ihm der klügere Volumnius zurufen sollen:

„ten: O Brutus! wenn du das geglaubt
„hast; so hast du die Tugend niemals, wie
„du sagst, als ein Wesen verehrt, sondern
„ihr deine Aufwartung gemacht, um die
„Gunst des Glückes, als ihrer vermeinten
„Nachtreterin, zu gewinnen.„

Die letzten Worte des Brutus, die sein Freund nicht vergessen hatte, bestätigen mich in der Meinung, daß jene Erzählung ein Märchen sey. Der weltweise und tugendhafte Mann erscheinet hier in seinem völligen Glanze: Ich habe ein großes Vergnügen, sprach er in seiner Todesstunde, daß mir keiner von meinen Freunden untreu worden, und ich nichts zu bedauern habe, als das Unglück meines Vaterlandes. Ich schätze mich sowohl wegen des Vergangenen, als des Gegenwärtigen für weit glückseeliger als die Ueberwinder, da ich einen Ruhm der Tugend hinter mir lasse, den die Sieger mit allen ihren Waffen und Reichthümern nicht hinterlassen werden, indem man beständig sagen wird, daß sie als Ungerechte und Boshafte, uns gerechte

und redliche Männer umgebracht haben, und sich die Herrschaft widerrechtlich anmaßen. * Ich erkenne hier eben den grossen Geist, der einige Zeit vorher mit dem Caßius, ehe sie die Losung zur Schlacht geben liessen, von der Unsterblichkeit der Seele und vom Selbstmorde philosophirte. Wie reimt sich dieses mit der häßlichen Rolle, die man diesem grossen Mann zwischen diesen beyden Begebenheiten spielen läßt? O! lassen sie uns lieber, aus Ehrfurcht gegen die Tugendhafte dasjenige nicht glauben; was Volumnius aus Ehrfurcht gegen die Tugend, wie man vorgeben will, verschwiegen haben soll.

Ich weiß wohl, daß die Römer unter Victus nicht eben dasjenige verstanden, was wir unter dem Worte Tugend verstehen. Wir verbinden damit einen allgemeinen Begrif von der Vollkommenheit des Begehrungsvermögens, da der Grieche sein ἀρετή und der Römer sein Virtus blos auf die Tapferkeit und die Liebe zur Freyheit einschränkten. Man konnte ein braver Mann in dem heutigen Verstande seyn, und

* Plutarch. Leben des Brutus.

und dennoch diese Tugend für einen leeren Schall halten. Wenn also Brutus gleich die angeführte Stelle ausgerufen hätte; so würde dies dennoch seinen Charakter, wenigstens in unsern Augen nicht sonderlich beflecken. Allein was eine gemeine Seele nicht beschimpft, das beschimpft noch immer die Seele des Brutus. Es ist nicht genug, daß ein Brutus als braver Mann stirbt, er muß als Held sterben.

D.

Achtzigster Brief.

Sollen wir, wie er, es ja von einem Menschen glauben, daß er Zeit seines Lebens die Tugend geliebt, und in seiner letzten Stunde verwünscht hat, so muß er der Lycander des Herrn Löwen * seyn. Diesen hat sein Schöpfer, Herr Löwen, mehr einfältig als tugendhaft seyn lassen. Da er also in seinem Leben so viel Sottisen begangen, ist es fast kein Wunder, daß er noch in der Todesstunde eine begehet. Die erhabene tugendhafte That, da-

 durch

* Satyrische Versuche, von Johann Friedrich Löwen, Geschichte eines Tugendhaften.

durch er sich ins Unglück gestürzt haben soll, ist, daß er sich verführen lassen aus der ihm anvertrauten Chatoulle seines Fürsten eine ansehnliche Summe zu verborgen, um einem falschen Freund aus der Noth zu helfen. Sein Schuldner betrügt ihn darum, und er hat nicht Vermögen genug, die fehlende Summe zu ersetzen. Er wird, wie billig, seines Amts entsetzt, geräth in die äusserste Dürftigkeit, und stirbt. „Ein einziger Strohpfühl, erzählt Herr L. war sein Sterbebette. Neben ihm lag zu seiner Schande, eine Schrift, die er oft gelesen, und die es beweisen wollte, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Am Ende dieses Buchs hatte Lycander folgende Worte geschrieben: „Ich gestehe aufrichtig, itzt, da es „keine Zeit mehr ist zu heucheln, daß ich durch „das Gift, welches in diesem Buche herrscht, „angestecket, und in den elendesten Zustand ge„rathen bin. Ich Ohnmächtiger, nahm mir „vor, noch einmal vor meinem Ende die Grün„de des Verfassers zu prüfen, habe aber gefun„den, daß sie mit allen Tugenden, die man in „der Welt antrift, niemals Stich halten. Ich

„habe

„habe die Tugend auf eine gewisse Rechtschaf„fenheit, und auf ein innerliches Gefühl von „Recht und Unrecht gebauet. Allein ich hätte „sie auf den Vortheil bauen sollen, und die „Belohnung würde nicht ausgeblieben seyn. „Zwar, die innerliche Ruhe, die ich fühle, „prophezeihet — — Weiter hatte vielleicht „Lycander aus Mattigkeit nicht schreiben „können.„

Wenn diese Geschichte, wie das Titelblat aussagt, eine Satyre seyn soll, so weis ich in der That nicht, ob Herr L. den Lycander, desselben Feinde, oder die Schrift von der Tugend hat satyrisiren wollen. Welches innerliche Gefühl, von Recht und Unrecht, welches giftige Buch von der Tugend hat den Lycander verführen können, das Geld seines Fürsten zu verborgen? Und wie elend hängen die Gedanken des Herrn L. zusammen! Die Schrift, die zur Schande Lycanders neben ihm lag, wollte beweisen, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Hat ihn dieser Satz verführt? O nein! der sterbende Lycander sagt noch:

daß die Belohnung nicht ausgeblieben seyn würde, wenn er die Tugend auf den Vortheil gegründet hätte. Er ist also durch einen ganz andern Satz, oder vielmehr durch seine eigene Einfältigkeit unglücklich geworden.

Und was meinen Sie, daß diese Geschichte dem Herrn L. beweisen soll? — Nichts geringeres als den Satz des Helvetius, daß die Tugenden der Menschen bloß auf das Interesse gegründet sind. Ich weis zwar abermals nicht, ob dis Ironie oder Ernst seyn soll, so schielend drückt sich der Verfasser in dem ganzen Aufsatze aus. Aber das möchte ich dem Herrn L. in beyden Fällen unmasgeblich rathen, paradoxe Lehren für und wider welche so viele vortrefliche Federn beschäftiget gewesen, nicht so kahl abzufertigen, daß der Leser nicht weis, ob ihn der Schriftsteller überzeugen, oder zum Besten haben will.

Was mag z. B. eben derselbe Schriftsteller gedacht haben, als er in seinem siebenten

Götter-

Götter- und Heldengespräche den berüchtigten paradoxen Satz, daß die Künste den Sitten schaden, zum Gegenstand wählte? Was war seine Absicht? Seine Leser von der Wahrheit dieses seltsamen Satzes zu überzeugen? Das wird der Himmel nicht wollen? Hat doch Rousseau durch seine vortrefliche Abhandlung, und durch alle Vertheidigungen derselben, den Herrn K. selbst, wie wir sehen, noch nicht bereden können, seine Sitten von den schönen Wissenschaften unbefleckt zu lassen. — Er hat also seinen Lesern entweder zeigen wollen, wie man aus einer vortreflichen Abhandlung ein elendes Götter- und Heldengesprächelchen von neun Duodezseitchen machen könne, oder er hat sie abermals zum Besten gehabt.

Doch Herr K. hat nicht dem Genfer Bürger blos nachgebetet, er hat auch bewiesen, daß sich dessen Satz umkehren lasse. Das achte Götter- und Heldengespräch führt die Ueberschrift: daß die Sitten den Künsten schaden — Welche Sitten? fragen Sie, die Guten? die Bösen? oder beyderley? —

Das weis ich selbst nicht. Ich dächte, wenn die Künste den Sitten schaden, so schaden sie vermuthlich den Guten, denn an den Bösen läßt sich nicht viel verderben: daher sollten billig, aus Wiedervergeltung, die guten Sitten auch den Künsten schaden. Doch lassen Sie uns nicht rathen, sondern lesen. Mars, Venus und Apoll. Die Göttin der Liebe behauptet, sie belebe die Musen durch ihren himmlischen Einfluß, durch die Empfindung, und verlangt eine Vorsteherin und Schutzgöttin der Musen genennet zu werden. Apoll „ du? Venus „ ja ich — u. s. w. „Du warest gezwungen bey dem Könige Admetes als Schäfer in Diensten zu gehen, aber „du würdest ein erbärmlicher Schäfer gewesen seyn, wenn ich dir nicht beygestanden. „Apoll. Du mir beygestanden? Venus. „Freylich — —„ Apoll. Warum sie denn die Daphne habe vor ihm fliehen lassen. Venus. Das wäre seine eigene Schuld. Er habe dem schüchternen Mädchen mit allzuviel Heftigkeit zugesetzt, rc. rc. — Das gehet noch alles weder die Sitten noch die Künste recht an. — Aber nun! Apoll, „Mit einem

„Worte,

„Worte, Venus! Du schadest sowohl der „Tugend als allen Künsten. Venus. Ich? „die ich vielmehr den Künsten Preise setze, ja „selbst der Preiß der Künste bin. Apoll. „Ja, du magst den Künsten wohl eben solche „Preise setzen, als Mars; ihren völligen Un„tergang. Mars. Der Donner nicht ein„mal — u. s. w. — — Apoll. Sobald „du mir einräumest, Mars daß die Empfin„dung, und das, was man Gefühl nennet, „keine Haupttugend im Kriege sey, und sie ist „es wahrhaftig nicht, sobald ist es auch wahr; „daß die ganze Aufführung, die du an den „Helden so sehr billigst, und die doch nichts, „als ein Abriß der rauhesten Sitten ist, den „Künsten allerdings schade." — Und also hat der Gott der Weisheit einmal bewiesen, daß die rauhen Sitten den Künsten scha- den. Er wendet sich bald darauf zur Ve- nus, und will eben dasselbe von den zarten Sitten behaupten. „Venus. Den Beweis „möchte ich hören. Apoll. Sogleich. Ma„dame! die zärtliche Empfindung, die mit „Heftigkeit in unserer Seele wohnet, be„herrscht gemeiniglich unsern ganzen Ge-

„schmack,

„schmack, und lenket unser ganzes Genie. Es
„ist wahr; sie verfeinert beyde, aber sie ver-
„feinert sie auch dergestalt, daß sie dieselben
„endlich verzärtelt. Diese Verzärtelung be-
„kömmt eine Gewalt über unsere Sitten und
„Handlungen. Ein jedes Vergnügen, das
„alsdenn nicht von der wollüstigen Vernunft
„ausgekünstelt ist, wird sogleich unschmack-
„haft. So weichlich, wie unsere Vergnü-
„gungen sind, so weichlich werden auch unse-
„re Künste, und diese so oft gepriesene zärt-
„liche Empfindung ist ein heimliches Gift,
„das sich in die Schriften der Dichter und
„Redner, und selbst in die Werkstuben der
„edelsten Künstler einschleicht. Würden die
„größten Genies in Rom wohl die liederlich-
„sten Verse gemacht haben, wenn nicht die
„verdorbenen Sitten ihrer Zeit ihnen diesen
„Geschmack eingeflößt hätten? Venus: du
„verstehest dich unvergleichlich darauf, einer
„Sache einen Anstrich zu geben, blos wie es
„dir gefällt —„ Das dächte ich nun eben
nicht, daß es der Apoll so gut verstünde,
denn er hat es sehr schlecht gezeigt. Was?
mein guter Apoll! Von der verzärtelten
Weich-

Weichlichkeit, die sich von den Sitten auf die Künste ausbreitet, weißt du kein besseres Exempel, als die liederlichen Verse, die zu Rom von den größten Genies verfertiget worden sind? Kamen diese von einer allzuzärtlichen Empfindung her? Oder hat sie die wollüstige Vernunft ausgekünstelt? — Jedoch Mars ist ein Krieger, und Venus ein Frauenzimmer, und die nehmen es denn so genau nicht. Der Gott der Musen behält also recht.

Und also hat der Schriftsteller durch den Mund des Apoll selbst beweisen lassen, daß die Sitten den Künsten schaden? Sie fragen abermals: Welche Sitten? die Guten? die Schlechten? oder beyderley? — Das weis ich jetzt eben so wenig als vorhin — Und was erinnern Sie auch den Herrn L. an seine Ueberschriften? Es ist eben, als wenn Sie einen Schriftsteller an die Versprechungen erinnern wollten, die er auf dem Titelblatte, oder in der Vorrede gethan hat. Genug! daß es Fontenelle und St. Mard in ihren Gesprächen eben nicht besser gemacht,

und

und wenn Herr L. nicht so witzig ist als diese Franzosen, so ist er doch wenigstens eben so seichte — Allein Herr L. war doch sonst kein so elender Schriftsteller? Seine Prophezeyhungen für d. J. 1756. — — Nun ja doch! Eben der Beyfall, den diese Prophezeyhungen nicht unverdient erhalten, scheinet ihn allzutreuherzig gemacht zu haben. Nunmehr höret er nicht auf Schrift über Schrift heraus zu geben, und er ist schon so weit, daß er sich selber ausschreibt. Das zweyte Göttergespräch über den Geitz und die Dichtkunst, das noch so leidlich ist, hat ihm schon in seinen Satyrischen Versuchen den Stoff zu einem ganzen Aufsatze hergeben müssen. Es ist hohe Zeit ihn ans Stillschweigen zu erinnern, sonst möchte die Reihe auch an die übrigen Gespräche kommen.

D.

Bey

Bey dem Verleger ist zu haben:

Hübners, Joh. vollständige Geographie, 3 Theile, 8vo. Hamburg 1756. 2 Rthlr. 8 Gr.

Wöchentlicher musicalischer Zeitvertreib, Herbst-Quartal, 1 bis 13. Stück, 8vo. Leipzig 1760. 1 Rthlr. 2 Gr.

Goezens, J. M. erbauliche Betrachtungen über die in dem herrlichen Sterbe-Liede: O du dreyeiniger GOtt, den ich mir auserlesen, 2c. enthaltene göttliche Wahrheiten, als eine Fortsetzung der wichtigsten Abschnitte der Lehre vom Tode, 8vo. Gotha 1759. 20 Gr.

Gespräch im Reiche der Todten zwischen August Wilhelm, Prinzen von Preußen, und der Fürstin Anna, Erb-Statthalterin der Niederlande. 25stes Stück. 4to. Frankfurt 1759. 3 Gr.

Eloge de l'enfer. ouvrage critique historique & moral. 2 Tom. avec fig. gr. 12. *Haye* 1759. 2 Rthl.

L'Esprit de Monsieur de Voltaire, 8. *Londres* 1759. 16 Gr.

For-

Formei Philosophe payen ou pensées de Pline avec un comment. litteraire & moral, 3 Tomes, gr. 12. *Leide* 1759. 2 Rthlr. 12 Gr.

Memoires & Lettres de Mad. de Maitenon, avec remarques critiques par M. de Voltaire, 15 Parties, 12. *Geneve* 1759. 9 Rthlr.

Histoire de Madame la Marquise de Pompadour. 8. *Londres* 1759. 12 Gr.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 7. Februar 1760.

Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen *. Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren — „Was? Ein Witzling, der den „Geist der anakreontischen Gedichte besitzet, „sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? „Der eine erschüttert das Herz: Schrecken

„und

* Beytrag zum deutschen Theater. Leipzig bey Dyk 1759.

„und Thränen stehen ihm zu Gebote; der
„andere erregt ein kurzes Vergnügen über
„einen unerwarteten Einfall; und wenn er
„uns ermuntert hat, und wenn wir lachen,
„so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. —
Man sollte glauben, fährt dieser tiefsinnige
Kunstrichter fort, „daß diese beyden sehr
„verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl
„mit einander vertragen könnten. Ich we-
„nigstens * —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund
des Herrn Dusch! — Er wird es solcher-
gestalt gleich a priori wissen, daß die Trauer-
spiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts
taugen. — Wollen Sie es bey dieser philo-
sophischen Nativitätstellung bewenden lassen?
Oder wünschten Sie lieber, mit ihren eige-
nen Augen zu sehen, und nach ihren eigenen
Empfindungen zu schliessen? — Ich weiß
schon, was Sie thun werden: und dieser
Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weiße —
denn warum sollte ich Bedenken tragen,
Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen
gefallen

* S. Duschs vermischte Schriften. S. 46.

gefallen hat, und den Sie nun bald hoch schätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein „unglückliches Schicksal, sagt er, hat bisher „über die deutsche Schaubühne gewaltet. „Einige dieser Lieblinge der Musen sind in „der Morgenröthe ihres Witzes verblühet, „und haben uns durch ihre ersten Früchte „gezeiget, was für eine angenehme Hoff„nung wir mit ihnen verloren haben. — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brave erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das grössere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darinn mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. — „Andre, fähret Herr W. fort, „lassen, wir wissen nicht „aus was für unglücklichen Ursachen, die „Jahre des Genies vorbey fliehen: sie „schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen

„sie unerfüllet, als sie die Geschäfte des „Lebens überhäufen, oder sie sich in andere „Sorgen vertheilen.“ — Ich kann nicht sagen, wer diese andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreyssigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum grössten Theile gewiss ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studiret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, dass die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heissen, und es so selten sind.

„Noch

„Nochandern, heißt es weiter, fehlt es an Auf„munterung; sie haben niemals eine gute „Schauspielergesellschaft gesehen, und kennen „die dramatische Dichtkunst blos aus dem „Aristoteles und Hedelin. —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden, sagt „er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen „Schauspiele mehr. Was sind unsere Ver„sammlungen in dem Schauplatze, auch an „den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Ver„sammlungen des Volks zu Athen und zu „Rom? Die alten Bühnen konnten an die „achtzig tausend Bürger einnehmen. Die „Bühne des Scaurus war mit drey hundert „und sechzig Säulen, und mit drey tausend „Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber „eine grosse Menge von Zuschauern habe, „das kann man überhaupt aus dem Eindrucke,

 „den

* Diderot in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

„den die Menschen auf einander machen,
„und aus der Mittheilung der Leidenschaften
„abnehmen, die man bey Rebellionen wahr=
„nimmt. Ja der, dessen Empfindungen, durch
„die grosse Anzahl derjenigen, welche daran
„Theil nehmen, nicht höher steigen, muß
„irgend ein heimliches Laster haben: es fin=
„det sich in seinem Charakter etwas Einsiedle=
„risches, das mir nicht gefällt. Kann nun
„ein grosser Zulauf von Menschen die Rüh=
„rung der Zuschauer so sehr vermehren, wel=
„chen Einfluß muß er nicht auf die Ver=
„fasser, und auf die Schauspieler haben?
„Welcher Unterschied, zwischen heut oder
„morgen einmal, ein paar Stunden, einige
„hundert Personen, an einem finstern Orte
„zu unterhalten; und die Aufmerksamkeit ei=
„nes ganzen Volkes, an seinen feyerlichsten
„Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner präch=
„tigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude
„mit einer unzählbaren Menge umringt und
„erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder
„Langeweile von unsern Talenten abhangen
„soll? — So redet ein Franzose! Und wel=
cher Sprung von dem Franzosen auf den
Deutschen!

Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne: da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen grossen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen, die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Grossen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Grossen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können Ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente:

 ein

ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Grossen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch sobald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer freye Hand zu haben hoften, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltraves und Gour-

„nay,

„nay, die ihm als Wächter oder vielmehr
„als Peiniger zugegeben waren, in sein letz-
„tes Gefängniß, in das Schloß zu Bar-
„Kley brachten, nahmen sie tausend unanstän-
„dige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm
„auf freyem Felde mit kaltem Wasser, wel-
„ches aus einem schlammigten Graben ge-
„nommen worden, den Bart putzen liessen.
„So viel Beständigkeit er auch bis dahin be-
„zeuget hatte, so konnte er sich doch bey dieser
„Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu
„beweinen, und zu erkennen zu geben, wie
„sehr er davon gerührt sey. Unter den Kla-
„gen und Vorwürfen, die er denjenigen
„machte, welche ihn mit so vieler Grausamkeit
„begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten
„auch machen, was sie wollten, ihm doch
„nicht den Gebrauch des heissen Wassers neh-
„men sollten, um sich den Bart putzen zu lassen.
„Und indem ließ er zwey Ströme von heissen
„Thränen aus seinen Augen die Wangen
„herabfliessen.

Der arme Mann! — Und es war ein Kö-
nig! — Aber was fällt Ihnen sonst bey dieser
Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden

 hätte,

hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich: der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn; daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringen Person: „Eine Bäuerin, erzählt er, schickte „ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem „benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward „dieser Unglückliche von einem seiner Schwä„ger erschlagen. Des Tages darauf gieng ich „in das Haus, wo sich der Fall zugetragen „hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte eine „Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der „Todte lag auf einem Bette. Die nackten „Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine „Frau lag, mit zerstreuten Haaren, auf der

„Erde.

„Erde. Sie hielt die Füsse ihres Mannes, und „sagte unter Vergiessung von Thränen, und „mit einer Action, die allen Anwesenden Thrä„nen anspreßte: Ach, als ich dich hieher „schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß „diese Füsse dich zum Tode trügen?“ Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darinn suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl erzogene, verständige und auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darinn, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nämlichen Umständen das nämliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte

für

für Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stiessen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnte ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie liessen ihm nämlich durch Personen, die

er

er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöffe befanden, die entweder so wohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnet ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, nie-

man-

manden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freyheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht; Sie vergrösserte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen blos sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List, als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefehr in die Gedanken schiessen. Die Oekonomie ist die gewöhnliche Oekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edlen haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwerd gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt:
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd itzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär ich ohne dich, so wär ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemäldes; die Sprache ist die Colorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann,

einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein; sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte:
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freyheit, und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfechte:
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein grosser Endzweck wär, und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein so bald er sah, daß Geitz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Nachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarn gleiche Wuth ihn in den Kerker stieß.
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglückseelgen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reissen will.)

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! &c.

G.

VII. Den 14. Februar 1760.

Zwey und achtzigster Brief.

Beym Durchlesen der Schlegelschen Uebersetzung von Batteux Einschränkung der schönen Künste rc. davon im vorigen Jahre eine vermehrte und verbesserte Auflage herausgekommen, gerieth ich auf folgende Anmerkung des Herrn Schlegels, die mir eine weitere Ausführung zu verdienen scheinet. Batteux redet von den Vorstellungen, die in der Natur unangenehm sind, und dennoch in der Nachähmung den höchsten Grad von Wohlgefallen erregen. Die Ursache, die er davon anführet, erinnere ich mich auch schon bey dem Aristoteles gelesen zu haben. „Die „Natur, spricht der französische Schriftsteller, * „mag noch so sorgfältig nachgeahmt seyn; so „verräth sich doch allezeit die Kunst, und be„nach-

* II. Theil, s. C.

„vächrichtiget dadurch das Herz, daß dasjeni-
„ge, was man ihm vorstellet, nichts als ein
„Blendwerk, nichts als ein Anschein ist, und
„ihm also nichts wirkliches gewähren kann.
„Dies giebt in den Künsten, denen Gegen-
„ständen Anmuth, die in der Natur unange-
„nehm sind.“ Bey dieser Gelegenheit be-
merkt Herr Sch. in einer Note, daß der Ekel
von den unangenehmen Empfindungen, die
in der Nachahmung gefallen, schlechterdinges
auszuschliessen sey. „Hier, spricht er, würde
„die Kunst alle ihre Arbeit umsonst verschwen-
„den. Die wohlgetroffenste Abschilderung ei-
„nes unreinlichen alten Weibes, die mir das-
„selbe mehr von seiner widrigen, als von
„seiner lächerlichen Seite zeigt, wird mir, ob
„in der Malerey? das erkühne ich mich nicht
„zu beurtheilen; doch gewiß in der Poesie wird
„sie mir einen Schauer erwecken, dem das
„Vergnügen über die Entdeckung der Aehnlich-
„keit nicht die Wagge halten, und den das
„Gefühl, daß es eine gemachte Empfindung
„ist, nicht tilgen kann.“

„Woher kömmt das? fährt Hr. Sch. fort.
„Sollte es nicht daher rühren, daß die Ein-

„drücke

„drücke des Ekels zu gewaltsam sind? Eine
„Gewaltsamkeit, die sich aus den langwieri-
„gen Unordnungen schliessen läßt, welche oft
„der Ekel, den die Natur erweckt, in dem
„menschlichen Körper anrichtet! Sollte nicht
„das die Ursache seyn, daß es noch stärker
„auf die Einbildungskraft wirkt, als auf das
„Herz? daß seine Eindrücke dauerhafter sind,
„und ihre ganze Lebhaftigkeit länger behal-
„ten, als alle andere unangenehme Empfin-
„dungen? Oder streitet diese Empfindung
„mit unserer Natur so sehr, daß wir auch
„nicht einmal untersuchen mögen, warum
„uns das Ekelhafte allezeit mißfällt, es sey
„wahr oder erdichtet?"

Ich will nicht hoffen, daß Sie so delicat seyn werden, eine Untersuchung von dieser Art zu scheuen. Ich wage es also immer, die Natur des Ekels näher zu betrachten. Wenigstens habe ich bey dieser Gelegenheit die Freyheit Ihnen Ueberdruß zu erwecken, denn ich kann die Schuld auf meine Materie schieben.

Wir wollen zusehen, wie diese widrige Empfindung natürlicher Weise zu entstehen pfleget. Welche Sinne sind derselben am

meisten ausgesetzt? Mich dünkt der Geschmack, der Geruch, und das Gefühl. Jene beyde durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzugroße Weichheit der Körper, die den berührenden Fiebern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, blos durch die Association der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche, oder dem Gefühle verursachen. Eigentlich zu reden aber, giebt es keine Gegenstände des Ekels für das Gesicht. Endlich kann die blosse Vorstellung ekelhafter Gegenstände, wenn sie lebhaft genug ist, an und für sich selbst schon Widerwillen erregen, und zwar, welches wohl zu merken ist, ohne daß sich die Seele die Gegenstände als wirklich vorzustellen nöthig hat.

Hier zeigen sich schon handgreifliche Ursachen, warum der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdinges ausgeschlossen sey. Vors erste, ist der Ekel eine Empfindung, die ihrer ursprünglichen Beschaffen-

schaffenheit nach, blos den allerdunkelsten Sinnen, als dem Geschmack, dem Geruche und dem Gefühle zukommen, und diese Sinne haben überhaupt nicht den geringsten Antheil an den Werken der schönen Künste. Die Nachahmung in den Künsten arbeitet blos für die deutlichere Sinne, für das Gesicht und das Gehör. Das Gesicht aber, hat keine eigene ekelhafte Gegenstände; und das Gehör? Vielleicht ist der einzige Ekel, der für diesen Sinn statt findet, eine unmittelbare Folge von vollkommenen Consonanzen, die mit der übermäßigen Süßigkeit in Ansehung des Geschmacks einige Aehnlichkeit zu haben scheinet. Die Tonkünstler vermeiden dieselbe zwar sehr sorgfältig; allein die Critik der Tonkunst ist noch allzuwenig erleuchtet, als daß wir von allen ihren Regeln sollten verständlichen Grund angeben können. —

Jedoch ich finde noch einen weit wichtigern Unterschied zwischen dem Ekel, und denjenigen unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen. Die Vorstellungen der Furcht, der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleides u. s. w. können nur Unlust erregen,

in so weit wir das Uebel für wirklich halten. Diese können also durch die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sey, in angenehme Empfindungen aufgelöset werden. Die widrige Empfindung des Ekels aber erfolgt, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft auf die blosse Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für wirklich gehalten werden, oder nicht. Was hilfts dem beleidigten Gemüthe also, wenn sich die Kunst der Nachahmung noch so sehr verräth? Ihre Unlust entsprang nicht aus der Voraussetzung, daß das Uebel wirklich sey, sondern aus der blossen Vorstellung desselben, und diese ist wirklich da. Die Empfindungen des Ekels sind also allezeit Natur, niemals Nachahmung.

Die unangenehme Leidenschaften der Seele haben aber noch einen dritten Vorzug vor dem Ekel und andern widrigen Empfindungen des Körpers, dadurch sie ausser der Nachahmung in der Natur selbst, dem Gemüthe öfters schmeicheln. Dieser ist, daß sie niemals reine Unlust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hofnung entblößt; der Schre-

cken

cken belebt alle unsere Kräfte, der Gefahr aus-
zuweichen; der Zorn ist mit der Begierde sich
zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen
Vorstellung der vorigen Glückseligkeit ver-
knüpft, und das Mitleiden ist von den zärtli-
chen Empfindungen der Liebe und Zuneigung
unzertrennlich. Die Seele hat die Freyheit
sich bald bey dem vergnüglichen, bald bey dem
widrigen Theile einer Leidenschaft zu verwei-
len, und sich eine Vermischung von Lust und
Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist, als
das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr
wenig Achtsamkeit auf sich selber, um dieses
vielfältig beobachtet zu haben, und woher
käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein
Zorn, und dem Traurigen seine Unmuth lieber
ist, als alle freudige Vorstellungen, dadurch
man ihn zu beruhigen gedenkt?

Ganz anders verhält es sich mit dem Ekel
und den ihm verwandten Empfindungen.
Die Seele erkennet in denselben keine merk-
liche Vermischung von Lust. Das Mißver-
gnügen gewinnet die Oberhand, und daher
ist kein Zustand, weder in der Natur, noch in
der Nachahmung zu erdenken, in welchem das

Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurück weichen sollte.

D.

Drey und achtzigster Brief.

Herr Schlegel behauptet in eben derselben Note, der höchste Grad des Entsetzlichen habe eben dieselbe widrige Wirkung, als der Ekel. „Man lasse einen Sterbenden, sagt er, „auf dem Schauplatze so vorstellen, wie er „sich öfters in der Natur findet. Er röchle, „er verdrehe die Augen; er schäume; er werfe „die Glieder gewaltsam herum; er sterbe un„ter ängstlichen Verzuckungen. Und der An„blick wird allen Zuschauern zu schmerzhaft „werden; sie werden fliehen.“

Zur Vorstellung des Todes, führt er eine Stelle aus der Abhandlung seines ältern Bruders, von der Unähnlichkeit in der Nachahmung an; „Zur Vorstellung des „Todes, darf man nur ganz gelinde Bewe„gungen brauchen; ein Hauptneigen, wel„ches mehr einen schläfrigen Menschen anzu„zeigen scheint, als einen, der mit dem Tode

„kämpft;

„kämpft; eine Stimme, welche zwar unter„brochen wird, aber nicht röchelt. Kurz„man wird selber eine Art des Todes schaf„fen müssen, die sich jedermann wünschen „möchte, und niemand erhält.“

Diese Anmerkung ist eben so bekannt, als richtig: allein man bemerke folgenden Unterschied zwischen dem Ekel und dem höchsten Grad des Entsetzlichen. Jener misfällt nicht nur auf der Schaubühne, sondern auch in Beschreibungen und poetischen Schilderungen, und kann niemals eine Quelle des Erhabenen abgeben. Das Entsetzliche aber kann der Dichter in seinen Schilderungen so weit treiben als er immer will, und er wird unser Lob verdienen, denn er wird desto erhabener, je heftiger er uns erschüttert. Nur die körperliche Vorstellung auf der Schaubühne, die Pantomime des Trauerspiels, muß das Entsetzen mäßigen, wenn sie die Zuschauer nicht mehr beleidigen als vergnügen will. Die Göttin der Traurigkeit beym Hesiodus,

Τῆς ἐκ μὲν ῥινῶν μύξαι ῥέον.

wird vom Longin * auch in der Beschreibung ge-

* Vom Erhabenen: Neunte Abtheilung.

getadelt, denn sie ist nicht fürchterlich, sondern ekelhaft. Aber die abscheulichen Furien mit ihren blutigen Augen und Schlangenhaaren, die auf keiner Bühne in einem Trauerspiele erscheinen könnten, ohne dem Zuschauer lächerlich, oder unerträglich zu werden, die werden dennoch durch die facundiam præsentem, wie sie Horaz nennet, eine fruchtbare Quelle des Erhabenen. Was für ein angenehmes Entsetzen erschüttert den Zuschauer, wenn Orestes in seiner Raserey sie selbst zu sehen glaubt, wie sie von seiner Mutter angereizt, ihn umfassen;

Αὗται γὰρ, αὗται πλησίον θρώσκουσί μου —
Οἴ μοι, κτανεῖ με ποῖ φύγω;

„Der Dichter, sagt abermals Longin, siehet „die Plagegeister selbst, und nöthiget den Zuhörer dessen Einbildungen gleichfalls mit „Augen zu sehen. *„

Der höchste Grad des Entsetzlichen mißfällt also blos in der äussern Vorstellung, in dem pantomimischen Theile des Trauerspiels. —. Wenn wir dem Horaz glauben, so

* Vom Erhabenen, 15te Abtheilung.

so ist die Ursache hiervon, die Unmöglichkeit, die theatralische Illusion so weit zu treiben, daß man dergleichen Handlungen sollte wirklich vor Augen zu sehen glauben. Quodcunque ostendis mihi sic, spricht er, *incredulus* odi. Allein diese Erklärung hat ihre Schwierigkeit. Die Pantomime der Alten hat ihre Zauberkraft wirklich so weit getrieben, daß sie dem Zuschauer das äusserst wunderbare hat glaublich machen können. Der Tanz der Eumeniden hat unter den ernsthaftesten Atheniensern keinen solchen incredulum gefunden. „Der Areopagus war für „Entsetzen ausser sich. Männer, die in den „Waffen alt geworden waren, zitterten. Die „Menge floh davon. Schwangere Frauen „kamen nieder. Man glaubte diese grausa„men Gottheiten, denen die Rache des Him„mels aufgetragen war, zu sehen, wie sie die „Laster der Erde verfolgten, und bestraften; „man sahe sie wirklich!*„ Der höchste Grad des Entsetzlichen, war hier zugleich der höchste Grad des Erhabenen, und gleichwohl würde die Erscheinung der Eumeniden in einem [illegible] Trauer-

* Cahusac, von der Tanzkunst.

Trauerspiele, das nicht blos Pantomime ist, das Erhabene vielmehr heruntersetzen. —

Es muß also der Horazischen Erklärung noch ein wesentlicher Umstand fehlen. Nec pueros coram populo Medea trucidet, befiehlt der römische Kunstrichter. Warum sollte diese Handlung auf der Schaubühne nicht glaubwürdig, nicht täuschend genug vorgestellt werden können? Die Pantomime würde es schon möglich machen!

D.

Vier und achtzigster Brief.

Ihr Gedanke ist gegründet, und giebt der horazischen Erklärung einen Zusatz, den sie nicht entbehren kann. Es ist vollkommen richtig: die Pantomime muß sich auf der tragischen Schaubühne, sowohl als die Musik in den Schranken einer Hülfskunst halten, und sich hüten zum Nachtheil der Hauptkunst, der dramatischen Poesie, ihre Zauberkünste zu verschwenden. Die äusserliche Handlung auf der Schaubühne ist bestimmt, der poetischen Illusion hülfliche Hand zu leisten, und dem Vorge-

ten des Dichters einen Grad der Wirklichkeit mehr zu geben. Sobald sie aber der Poesie, die Aufmerksamkeit des Zuschauers entziehet, und sich derselben zu ihrem eigenen Besten bemeistert; so handelt sie ihrer Bestimmung zuwider, und stöhret den angenehmen Betrug mehr, als sie ihn befördern hilft. Die äusserliche Handlung eines Sterben z. B. muß nur der Vorstellung, die wir vom Sterben haben, nicht widersprechen. Durch ein gelindes Hauptneigen, durch eine matte unterbrochene Stimme, kann sie der Einbildungskraft zu Hülfe kommen, die itzt in der größten Bereitwilligkeit ist, sich betrügen zu lassen. Das Hauptwerk aber, den größten Antheil an dem Betruge, muß sie der Poesie überlassen, die in dem Trauerspiele die herrschende Kunst ist. Sobald der Sterbende röchelt, schäumt, die Augen verdrehet, und die Glieder verzuckt; so verdunkeln diese gewaltsame sinnliche Handlungen durch ihre Gegenwart alle Täuschungen der Dichtkunst. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers wird einzig und allein auf die Pantomime geheftet, und je erschrecklicher sie ist, destomehr Zerstreuung wird sie verursachen.

Es

Es ist nunmehr sehr leicht zu bestimmen, welches die intus digna geri sind, davon Horaz spricht, denen man den Weg zur Seele lieber durch die Ohren, als durch die Augen anweisen muß: da es doch in andern Fällen heißt.

> Segnius irritant animos demissa per aurem,
> Quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus, & quæ
> Ipse sibi tradit spectator.

Solche äusserliche Handlungen nämlich, die durch das Schreckliche, das Wunderbare, das Ungeheuere, oder das Niedrige, das ihnen, nicht als Zeichen der Gedanken, sondern blos als Pantomime anhängt, die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der poetischen Illusion ablocken können, die müssen von der Bühne entfernt, und durch eine facundiam præsentem, oder wie Hr. Rammler diese Worte übersetzt, durch einen lebhaft gerührten Augenzeugen, erzehlt werden. Die Beyspiele des Horaz passen vollkommen;

> Nec pueros coram populo Medea trucidet;
> Aut humana palam coquat extra nefarius Atreus;
> Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
> Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Das

Das zweyte Beyspiel, das Kochen der menschlichen Gliedmassen, muß auch in der Erzählung nicht allzu umständlich vorgebracht werden, sonst verfällt es ins Ekelhafte, und dieses ist sowohl in der Beschreibung als in der Handlung unerträglich.

Das war die Ausdehnung, die mir Ihr Gedanke anzunehmen schien. Erlauben Sie mir nun auch, folgende Einschränkung hinzuzuthun. Je grösser die Gewalt ist, mit welcher der Dichter durch die Poesie in unsere Einbildungskraft wirkt, desto mehr äusserliche Action kann er sich erlauben, ohne der Poesie Abbruch zu thun, desto mehr muß er anwenden, wenn er die Täuschungen seiner Poesie mächtig genug unterstützen will. Sie kennen den Shakespear. Sie wissen, wie eigenmächtig er die Phantasie der Zuschauer gleichsam tyrannisirt, und wie leicht er sie, fast spielend aus einer Leidenschaft, aus einer Illusion in die andere wirft. Aber wie viel Ungereimtheiten, wie viel mit den Regeln streitendes übersiehet man ihm auch in der äusserlichen Action, und wie wenig merkts der Zuschauer, dessen ganze Aufmerksamkeit auf eine andere Seite beschäftiget ist! — Wen hat es noch je beleidiget, daß die ersten Auftritte im Tempest auf der vollen See in einem Schiffe vorgehen? Wer ist in England noch der incredulus gewesen, der an der Erscheinung des Geists im Hamlet gezweifelt hätte? Wem ist noch anstößig gewesen, daß die Hauptperson in Othello ein Moor ist, und daß in demselben Stücke,

ein

ein Schauplatz zu den schrecklichsten Mißhelligkeiten Gelegenheit gegeben? Die entsetzlichen Vorstellungen sind unzählich, die in seinen äusserlichen Handlungen vorkommen; und es ist fast keine einzige Regel des Anstandes in Horazens Dichtkunst, die er nicht in jedem Stücke übertritt. Ein nüchterner Kunstrichter, der diese Uebertretungssünden mit kaltem Blute aufsucht, kann von Shakespear die lächerlichste Abbildung machen. Allein man ist betrogen, wenn man ihm glaubt. Wer das Gemüth so zu erhitzen, und in einen solchen Taumel von Leidenschaften zu stürzen weis, als Shakespear, der hat die Achtsamkeit seines Zuschauers gleichsam gefesselt, und kann es wagen, vor dessen geblendeten Augen die abendtheuerlichsten Handlungen vorgehen zu lassen, ohne zu befahren, daß solches den Betrug stöhren werde. Ein nicht so grosser Geist aber, der uns auf der Bühne noch Sinne und Bewußtseyn läßt, ist alle Augenblick in Gefahr, Ungläubige anzutreffen, und alsdenn ergehets ihm, sagt Batteux, wie dem Davus beym Terenz, dem Simo vorwirft, daß er es sehr schlecht anfienge, ihn zu betrügen: O Dave, itane contemnor abs te?

D.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 21. Februar 1760.

Fünf und achtzigster Brief.

Ich übergehe den Batteux, und komme zu den eigenen Abhandlungen des Herrn Schlegel, die er in dieser Auflage, sowohl der Anzahl, als der Länge nach, ansehnlich vermehrt hat. So eben habe ich seine Gedanken von dem eigentlichen Gegenstande der Schäferpoesie gelesen. Batteux sagt, der wesentliche Gegenstand der Schäferpoesie, sey das Landleben, welches mit allen seinen möglichen Reizungen vorgestellt wird. Diese unzulängliche Erklärung bewog mich, in der Abhandlung des deutschen Kunstrichters etwas bestimmteres zu suchen.

Ich fand vors erste die wohlgegründete Anmerkung, daß das Landgedicht wesent-

lich von der Idylle unterschieden sey. Sie kommen beyde weder in dem Gegenstande noch in der Ausführung überein. „Die „Ekloge, sagt Herr Schlegel, wird allezeit „mehr zur Historienmalerey der Poesie, als „unter ihre Landschaftsstücke gerechnet wer„den müssen; denn die Büsche und Bäche, „die Heerden und Auen sind in ihr nur das „Zufällige, nur die dazu schickliche Verzie„rung. Wer wird hingegen wohl das Land„gedicht unter die historische Gemälde stellen? „Jeder erkennet in demselben ein Landschafts„stück, und unter allen, welche die Poesie „zeichnen kann, ist es das reizendste," das Landgedicht schildert, die Ekloge stellet eine Handlung vor, jenes ist den Gegenständen der Natur, und diese sagt der Verf. ist so wohl als die Ode, den Empfindungen gewidmet. Er unterscheidet sie aber dennoch von der Ode darinn, daß alle stürmische Affecten und schmerzhaften Empfindungen ganz von der Ekloge ausgeschlossen seyn, und sie, eben so wie die Oper, eine Handlung zum Grunde haben müsse.

Ich

Ich könnte mich hier bey dem sehr schwankenden Begriffe aufhalten, den Herr Schlegel von der Ode zu haben scheinet. Es wäre leicht zu beweisen, daß die Empfindungen der Ode von einer ganz andern Beschaffenheit sind, als daß sie mit den Empfindungen der Ekloge sollten verglichen werden können: allein ich suche eine Erklärung von der Schäferpoesie. — Hier ist sie! „Ihr „wesentlicher Inhalt, sagt Herr Schlegel, „sind sanfte Empfindungen eines glückseligen Lebens, die vermittelst einer einfachen „weder heroischen noch lächerlichen, sondern natürlichen Handlung entwickelt werden; und in der für sie gehörigen Scene, „in der reizenden Scene der Natur, aufgestellt sind.“

Wie sehr weiß ich es dieser Erklärung Dank, daß sie mir nicht sogleich in die Augen fiel! Ich hätte mich vielleicht nicht überwinden können mehr zu lesen, und wäre des Vergnügens beraubt gewesen, das mir die Abhandlung in der That verursacht hat. Herr Schlegel ist ein feiner und einsichtvoller

Ausstreicher; allein das Erklären scheinet seine Sache nicht zu seyn.

Der Inhalt der Schäferpoesie sind sanfte Empfindungen eines glückseligen Lebens? Unmöglich! Wenn die Alcimadure des Theokrits oder die unglückliche Liebe anders eine Idylle ist; so muß der Inhalt der Schäferpoesie auch in unsanften Empfindungen eines unglückseligen Todes bestehen können. Ist das Grabmal des Adonis eine Idylle? — Herr Schlegel wird es nicht läugnen. — Und gleichwohl ist die Trauer um den Tod Adonis nichts weniger als eine sanfte Empfindung eines glückseligen Lebens, alle Liebesgötter beweinen ihn. Von den Bergen her erschallt die klagende Stimme der Oreaden. „Und Venus untröstlich, mit aufgelösten Haaren, „mit nakten Füssen schweift durch die Wälder; Dornen trinken ihr Blut, das Blut „einer Göttin. Heulend irret sie in den „Thälern und ruft ihren Assyrischen Gemahl, „und ruft ihren Geliebten — Venus hat „so viel Thränen vergossen als Adonis Blut „ver

„vergoß.“* Die Liebe der Schäferpoesie ist nicht immer eine Liebe, die auf Rosen schläft; sondern öfters eine verderbliche und wütende Leidenschaft. Ihr Amor ist nicht selten ein grausamer Gott, wie sich Theocrit ausdrückt, der die Milch einer Löwin gesogen, und in Wäldern auferzogen worden. — Der Cyclobe beym Theocrit und Corydon beym Virgil besingen die trostlose Unruhen ihrer Liebe.

Ah, Corydon, Corydon, quæ te *dementia* cepit!

Geßner hat es so gar gewagt einst einen neidischen Schäfer zu schildern, und wie glücklich! Lamon der mißgünstige Betrüger, giebt ihm die Gelegenheit zu einer Situation, die ich für eine von den angenehmsten in seinem Daphnis halte. — Warum sollte nicht auch sein Kain ein schöner bukolischer Charakter seyn? Ein Wettgesang zwischen Kain und Abel von Geßnerischer Ausführung, würde, meines Erachtens, durch den

* S. Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften. 1ster Band. S. 358.

den schönen Contrast der Sinnesarten die vortreflichste Wirkung thun. Wie kommts also, daß Herr Schlegel von nichts als sanften Empfindungen, und noch dazu eines glückseligen Lebens wissen will.

Ich will ihm indessen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Worte „sanfte Empfindungen einer glücklichen Lebensart,“ worinn die ganze Kraft seiner Erklärung liegt, mögen vielleicht mehr dem Ausdrucke, als dem Sinne nach, fehlerhaft seyn. Vielleicht soll sanft hier nicht so wohl ein Beywort der Empfindungen, als des Colorits seyn, das der bukolische Dichter seinem Gemälde geben muß, und in so weit ist es wohl nicht zu läugnen, daß die schmerzhaftesten Leidenschaften in der Schäferpoesie sich mit keiner Härte, mit keiner Rauhigkeit des Colorits vertragen. — Auch die Worte eines glückseligen Lebens liessen sich noch entschuldigen. Sie sollen vermuthlich, die Lebensart der Schäfer überhaupt andeuten; und nicht die Umstände, in welchen sie der Dichter nimmt. — Herr Schlegel hat also vielleicht

leicht sagen wollen, die Schäferpoesie sey der sanfte Ausdruck der Empfindungen solcher Leute, die eine ungekünstelte glückselige Lebensart führen. — — Allein warum schließt er an einem andern Orte ausdrücklich die schmerzhaften Empfindungen von der Schäferpoesie aus? Warum weiset er ausser der Liebe, keiner andern Empfindung, als der Redlichkeit, Offenherzigkeit, Gutthätigkeit, Weichmüthigkeit, Dienstfertigkeit und Edelmüthigkeit eine Stelle darinnen an? Heißt dieses nicht dem Dichter vorschreiben, er soll die Schäfer niemals anders als im Glücke und in ihren ruhigen Tagen schildern, da die sanfte Liebe, oder die Güte des Herzens ihre einzige Bewegung ist?

Wie viel richtiger und philosophischer drückt sich Geßner in der Vorrede zu seinen vortreflichen Idyllen, über diesen Punkt aus! „Die Ekloge, sagt er, giebt uns Züge aus „dem Leben glücklicher Leute, wie sie sich „bey der natürlichsten Einfalt der Sitten, „der Lebensart und ihrer Neigungen, bey

„allen Begegnissen in Glück und Unglück
„betragen." Unvergleichlich! Diese Be-
schreibung der Schäferpoesie vergnügt so sehr,
als eine von den schönsten Idyllen dieses be-
liebten Dichters. So selten Geßner der
Dichter, seine Schäfer im Unglücke geschil-
dert; so hat doch Geßner, der Kunstrichter,
sehr wohl eingesehen, daß es angehet, und
daß dieser Umstand, als eine wesentliche Be-
stimmung mit zur Definition gehöret.

D.

Sechs und achtzigster Brief.

Sie gestehen mir, daß der erste Theil der
Schlegelschen Erklärung, wenigstens falsch
ausgedruckt sey, und ich setze hinzu, daß
die übrigen Stücke derselben noch weit tadel-
hafter sind. Er fordert zur Schäferpoesie
eine einfache, weder heroische noch lächer-
liche, sondern natürliche Handlung; —
die Handlung ist nicht nothwendig, und
wenn sie da ist, so kann sie auch zusammen-
gesetzt seyn, denn wenn das wahr ist, was
Batteux sagt, so können „die Schäfer epi-
„sche

„sche Gedichte haben, wie der Abbis von
„Segrais, Comödien, Tragödien, Opern,
„Elegien, Eklogen, Epigrammen, Inscriptio-
„nen, Allegorien, Leichengesänge, u. d. g.
„und haben sie auch wirklich.“ Verschie-
dene Idyllen vom Geßner sind eigentliche
Schäferoden; und die erste Ekloge des Vir-
gils ist ein Schäfergespräch, das noch
weniger Handlung hat, als ein Gespräch
des Plato.

Die Handlung soll weder heroisch noch
lächerlich, sondern natürlich seyn. Wie
unbestimmt! Das Natürliche kann noch
allenfalls dem Heroischen entgegenstehen,
aber mit dem Lächerlichen macht es einen sehr
übelgewählten Gegensatz. Und die Scene,
die Herr Schlegel dem Schäfergedichte an-
weiset, ist die reizende Scene der Natur.
Vermuthlich die Büsche, die Bäche, und
die Auen, die er an einem andern Orte den
zufälligen aber schicklichen Zierrath der Schä-
ferpoesie nennet. Was wollen wir aber aus
der Fischeridylle des Theocrits machen.
Die Scene, auf welcher sie vorgehet, ist

nichts weniger, als die reizende Scene der Natur. „Sie schliefen in ihrer Schlafhütte „auf einer Streu von trockenem Meergrase, „gelagert an eine bemooste Wand.“ Hier sehe ich Natur, aber gewiß keine reizende. —

Sie würden mich indessen unrecht verstehen, wenn Sie die ganze Abhandlung des Herrn Schlegels aus dem Gesichtspunkte beurtheilen wollten, den ich Ihnen vorhalte. Seine einzelne Anmerkungen sind überaus lesenswürdig; nur in dem philosophischen Theile scheinet er noch ein wenig zu französiren. Wir Deutschen suchen auch in der Critik bestimmtere Begriffe; die Weltweisheit hat uns verwöhnt. — — Wie? wenn ich es versuchte, auf den Ruinen der Schlegelschen Erklärung eine neue aufzurichten? Sie werden mich desto strenger beurtheilen, je weniger ich meinem Vorgänger nachgesehen habe? — Gut! Ich verlange so wenig Nachsicht, als ich glaube, das Herr Schlegel verlanget.

Das

Das Landgedicht ist von der eigentlichen Schäferpoesie unterschieden, so wohl in dem Gegenstände, als in der Ausführung unterschieden, wie Herr Schlegel bemerkt. Dem ohngeachtet aber möchte ich sie zu einer Classe, allenfalls zu einer obern Classe rechnen. Und sollte es blos der gefälligen Empfindung wegen geschehen, die sie beyde in uns erregen, ihre gemeinschaftlichen naiven Wendungen, und der Bereitwilligkeit wegen, die sie bey uns antreffen, uns in alle ihre Umstände mit Vergnügen zu versetzen. — Doch wozu diese erbettelte Gründe? Sie haben wirkliche Aehnlichkeiten. Die Personen, deren sie sich in ihrer Malerey bedienen, kommen darinn überein, daß sie in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Das Landvolk, Schäfer, Jäger, Fischer, u. d. g. sind Leute, die als Familien und Freunde unter einander leben, keine höhere gesellschaftliche Verhältnisse kennen, und wenn sie auch durch geheime Bande mit einem grossen Staate verknüpft sind, so sind diese Bande doch so versteckt, daß sie der Dichter unsern Augen völlig unsichtbar machen kann. Der

allge-

allgemeinste Gegenstand der Landgedichte, so wohl als der Idylle sind also, die kleinern menschlichen Gesellschaften, ungefähr so, wie sie der Weltweise in der Oekonomik moralisch betrachtet!

Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart dieser kleinern Gesellschaften betrachten, oder ihre Empfindungen und Leidenschaften. So wohl die Lebensart als die Empfindungen, können entweder der Natur gemäß, gleichsam portraitirt, oder nach dem Ideal verschönnert werden. Hier haben Sie in wenig Worten die Beschreibung viererley Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse gehören! 1) Die Beschäftigungen der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht, davon Herr Schlegel redet; die zweyte kömmt mit der Beschreibung des güldnen Weltalters überein;

ein; die dritte, ist eine Art von Landec-loge, die nicht ganz zu verwerfen ist, und von welcher ich verschiedene anmuthige Stücke als Exempel anführen könnte. Die vierte Art endlich, ist die wahre Idylle Theocrits, Virgils und Geßners.

Was ist nunmehr die Idylle? Nichts anders, dünkt mich, als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben: Diese Erklärung setzet dem Genie keine willkührliche Schranken, denn sie ist nicht blos aus den vorhandenen Werken in dieser Art abstrahirt, sondern in der Natur unserer Empfindungen gegründet, und dieser muß sich das feurigste Genie unterwerfen. Sie fordert vom Schäferdichter Empfindungen und Leidenschaften; sie überläßt es aber seiner Willkühr, ob er sanfte oder stürmische wählen will. In diesem Stücke ist sein

Genie

Genie der beste, und der einzige Rathgeber. Nur muß die Quelle dieser Leidenschaften keine Begierde seyn, die nur in grossen Gesellschaften entstehen kann. Herrschsucht, Geiz, unmäßige Ehrbegierde, Heucheley, fanatischer Eifer, Liebe zur Meuterey, u. d. g. sind Affecten, die das Innerste der Städter durchwühlen, den Gliedern der kleinern Gesellschaften hingegen unbekannt sind. Aber Liebe, Eifersucht, gebrochene Treue, beleidigte Freundschaft, der schreckliche Verlust der Freunde und Geliebten, die uns auf Erden das Schätzbarste sind; warum sollten diese nicht mitten unter den einfachsten menschlichen Gesellschaften die allertragischsten Handlungen veranlassen können?

Es stehet ferner bey dem Dichter, ob er gar keine, eine gewöhnliche, oder auch eine heroische Handlung zum Grunde legen will. Die Heroische verwirft

Herr

Herr Schlegel, aber ohne Grund. Die Schäferwelt hat ihren eigenen Heroismus, der aus andern Quellen fliest, aber nicht weniger erhaben ist, als der Heroismus der Landbezwinger. In einer Idylle beym St. Mard erlegt Tyrsis einen Wolf mit blossen Händen, der ihm ein Lamm rauben wollte, und dieses Lamm war das Pfand der Treue seiner Schäferin. „Er schleppte, so erzehlt „der Schäfer, Götter, was für ein „Schmerz! Er schleppte das Pfand deiner „Treue, das so geliebte Lamm, mit sich „fort. O! welche unglückliche Vorbe„deutung von meiner Liebe, rief ich aus. „Grausamer! ich verachte deine Wuth. „Bald, ob ich gleich ohne Hund und Stab „hier bin, bald sollst du es empfinden, „daß ein Liebhaber nichts fürchtet. „Endlich hat dieses Raubthier, bis in sei„ne Höle verfolgt, durch meine Streiche „seinen Raub und sein Leben verloren." Gestehen Sie! Gefällt Ihnen dieser herkulische Heldenmuth nicht weit besser,

als

als wenn der Schäfer furchtsam geflohen wäre, und das geraubte Lamm in Stanzen beweinet hätte?

Der Beschluß künftig.

IX. Den 28. Februar 1760.

Beschluß des sechs und achtzigsten Briefes.

Die Schäfer haben ihre Helden, ihre berühmten Leute. Ihr Daphnis hat so viel Unglück erfahren, daß ihnen τὰ Δάφνιδος ἄλγεα zum Sprichwort geworden ist. Phyllis, Alcon und Codrus sind ihnen berühmte Namen.

> — — — Si quos aut *Phyllidis* ignes,
> Aut *Alconis* habes laudes, aut jurgia *Codri*.

Sie können auch Helden einer höhern Art; denjenigen

> — — qui potuit rerum cognoscere causas,
> Atque metus omnes, & inexorabile fatum
> Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari.

Warum sollten sie also keine heroische Handlungen haben?

Kann aber der Dichter auch eine lächerliche Handlung wählen? — Warum nicht? Nur das niedrige Lächerliche, das Burleske muß er vermeiden. Dieses gehört zur beschriebenen dritten Art, zur Landekloge. Die Erklärung der vierten Art, der wahren Idylle, fordert eine Veredelung der Empfindungen, die mit dem Burlesken streitet. Das feine und naive Lächerliche aber ist ein edler Zierrath des Schäfergedichts. Wenn Virgil seinen berauschten Silen anbinden, wenn er Aegle, die Schönste der Najaden, ihn mit blutrothen Maulbeersaft Stirn und Schläfe bemalen läßt: so ist dieses allerdings eine lächerliche, beynahe poßirliche Handlung. Allein wie vortreflich hat sie der Dichter veredelt! Gresset hat befürchtet, dieses Bild würde seinen Landesleuten eine gar zu niedrige Idee erwecken, und hat die spaßhafte Handlung in eine Tändeley verwandelt. Statt der vortreflichen Zeilen,

> — — — Timidis supervenit Aegle,
> Aegle, Najadum pulcherrima, jamque videnti
> Sanguineis frontem moris & tempora pingit:

setzt der delicate Franzose:

> La jeune Egle survint & se joint aux Pasteurs
> Pour former au vieillard *une Chaine de fleurs.*

Weg ist der muthwillige Scherz der Najade, und die schalkhafte Laune des Alten, mit welcher er ihr den Spaß wiedergiebt, Carmina vobis, huic aliud mercedis erit! —.—

Welche Scene wollen wir aber der Idylle anweisen? Mich dünkt jeden Ort, an welchem sich die beschriebenen einfachen Gesellschaften aufhalten können, das freye Feld für die Schäfer, die Gebürge für Jäger, die Ufer der Flüsse für Fischer, die Hütten, die Einsiedeleyen; die arabische Wüsten, wie ein neuer Engländer gethan, für die Kameeltreiber; und was das Genie sonst für Oerter ausfündig machen kann, wo sich Menschen aufhalten, die von dem Joche der willkührlichen Ungleichheit befreyet sind. Der erfindsame Geist spottet nur der schwachen Fessel, die ihm der Kunstrichter anlegt, und wenn er sich in all-

zuengen Schranken fühlet; so nimmt er sich desto mehr Freyheiten, je weniger man ihm hat erlauben wollen. Es ist wahr, das Genie hat öfters eine gütige Laune, in welcher es der Kunstrichter, fast wie Delila den Held, ausholen kann, worinn seine grosse Kraft sey; allein seine erste Antwort wird mehrentheils lügen.

Sie sollten Wunder sehen, wie sehr sich die Kunstrichter die von der Schäferpoesie handeln, so zu sagen, in ihrem eigenen Gewebe verwirren! Man siehet wohl, daß ihnen Aristoteles und Horaz in dieser Dichtungsart nicht vorgearbeitet haben. Ein gewisser französischer Schriftsteller hat die Regeln der Hirtengedichte so pünktlich auseinander gesetzt, die Sitten, die Schreibart, die Handlung, bis auf die Anzahl der Personen so genau bestimmt, daß er beynahe alle Idyllen, Theokrits und Virgils aus der Anzahl der Hirtengedichte herausgekünstelt hat. „Von ungefähr dreyßig Stücken, spricht er, die wir „vom Theokrit, unter dem Namen Idyllen „haben, und von zehnen, die wir vom Virgil, „unter

„unter dem Titel Eklogen besitzen, sind kaum „acht oder zehn Eklogen, die man, nach der „französischen Bedeutung dieses Worts, so „nennen könnte.„ * Schön! So danke ich denn für die französische Bedeutung dieses Worts!

Andere haben die Personen des Schäferge- dichts aufsuchen wollen. Sie haben sie in Arkadien, in dem Stande der Natur, in dem güldenen Weltalter, sie haben sie so gar in der Bibel gesucht, und nicht gefunden. Fontenelle hat den Witz eines französischen Hofmannes und die Muße der Hirten zusammen geknetet, um sich einen Schäfer nach seinem Geschmacke zu schaffen. Alle haben die Frage beantworten wollen, wo denken die Schäfer so, wie man sie in der Ekloge denken läßt? Und doch hat noch niemand gefragt, wo reden die Thiere so, wie in den Fabeln Aesops? — Es ist derselbe Fall! Man hat kleine Anlagen zu vernünftigen Fähigkei-

* Der Königl. Akademie der Aufschriften rc. ausführliche Schriften. 2ter Theil, S. 214. der deutschen Uebersetzung.

higkeiten, die man bey den Thieren wahrnimmt, bis auf die höchste Stufe veredelt; eben so hat man es mit den Empfindungen des Landmannes gemacht. Man hat sie verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so, daß sie ihrer Natur nicht ablegen, das heißt, daß sie in ihrer vollkommensten Veredelung noch mit den übrigen Eigenschaften eines Landmannes bestehen können.

Dieses bringt mich noch auf eine andere Anmerkung: und dann genug von der Schäferpoesie! Die Franzosen können die niedrigen Züge, wie sie sie nennen, nicht ausstehen, die Theokrit und zum Theil auch Virgil in ihren Hirtengedichten mit unterlaufen lassen. St. Mard höret die Schäfer nicht gerne von Käse, Milch, Castanien und Nüssen reden. Er denkt vielleicht, wie jener beym Petronius.

Sordent velleribus hirsuta Cydonia canis,
Sordent hirsutæ munera castaneæ;
Nolo nuces Amarylli tuas, nec cerea pruna;
Rusticus hæc Coridon munera magna putet.

Fontenelle kann sich nicht genug verwundern, wie die Alten ihre Schäfer, gleich auf den

den zärtlichsten und anmuthigsten Stellen von Liebesangelegenheiten, können von solchen bäuerischen Dingen, von ihren mühsamen Beschäftigungen, und von ihrer armseligen Lebensart reden lassen.

Ich kann dieses Räthsel sehr leicht erklären. In der Idylle sollen die Leidenschaften und Empfindungen der Menschen, die in kleinern Gesellschaften leben, bis auf den höchsten Grad veredelt werden, und eben deswegen thut der Dichter wohl, wenn er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisirt. So wie der Fabeldichter seine Thiere in Nebenhandlungen, die nicht zu seiner Absicht gehören, noch völlig Thiere seyn läßt, um sie nicht ganz aus ihrer Sphäre zu heben, und eine andere Art von Geschöpfen aus ihnen zu machen: eben so verfährt der Hirtendichter. Er veredelt die Empfindungen seiner Personen, und läßt ihrer Lebensart nach die Vestigia ruris, dadurch sie, philosophisch zu reden, in ihrer Art bestimmt sind, weil die Lebensart nicht zu seiner Absicht gehört. Durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus der Irre der ideali-

schen

schen Welt auf die Natur zurückgeführt, die Charaktere erlangen ein bestimmtes Daseyn, und was gewinnet der Dichter nicht von Seiten der Mannigfaltigkeit! — Ich sehe mich nach Beyspielen um, diesen Gedanken zu erläutern. Doch wozu? Geßner ist Beyspiels genug. Mich dünkt, das größte Verdienst dieses Dichters sey, daß er diese Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt. Die Empfindungen seiner Schäfer grenzen beynahe an das Erhabene, aber ihre Lebensart ist so ländlich, so gemein, und fast so armselig als in der Natur. Man wünscht sich mit seinem Palemon ausrufen zu können. „O du Armuth sey mir gelobt, wenn „es Armuth ist; die Arbeit hat meine Glie„der genährt, und die Mittagssonne brennet „mich nicht.“

D.

Sieben

Sieben und achtzigster Brief.

Ich gehe rückwärts. Nach der achten Abhandlung des Herrn Sch. von der Schäferpoesie, les' ich die fünfte von dem höchsten Grundsatze der Poesie, und wer weis, ob ich nicht bald auf die Vorrede komme. In der That gehört die Vorrede des Herrn Sch. oder dessen Schreiben an den Herrn Pr. Gellert, mit zur letztern Abhandlung, denn es werden darinnen einige Gründe wider den Batteuxschen Grundsatz der Nachahmung erörtert. Herr Sch. ist, wie Sie wissen, der erste, der diesen mangelhaften Grundsatz des Batteux bestimmt, und glücklich bestritten hat. Er hat hinlänglich dargethan, daß die Nachahmung der Natur, mit allen Winkelzügen, deren sich Batteux bedienet, unmöglich der höchste Grundsatz der Poesie seyn könne, und ich weis nicht, was ich zu folgender Stelle sagen soll, in welcher Herr Sch. ohne es zu merken, seinem Gegner wieder alles einzuräumen scheinet. „Habe ich Unrecht, fragt er den Herrn Pr. Gellert, „habe ich „Unrecht, wenn ich der Meinung bin, daß

 der

„der Poesie ist im Wesentlichen von dem, wel-
„chen ich festgesetzt, durch nichts unterschieden,
„als daß der Meinige weiter auseinander
„setzt, was jener kurz faßt; welches nach mei-
„nem Erachten, wofern ich anders in meiner
„eignen Sache ein Urtheil fällen kann, in der
„Kritik zur leichtern Entwickelung der Regeln
„nicht ohne Nutzen seyn wird.„

Wir wollen diese beyde Erklärungen mit einander vergleichen. Die Poesie, sagt Herr Sch: ist der sinnlichste und angenehmste Ausdruck. Das Beywort, angenehmste, ist ein Zusatz des Herrn Sch. und er will dadurch, wie er sich selbst erklärt, sowohl den Ekel als den höchsten Grad des Entsetzens von der Poesie ausschliessen; indem sich diese wiedrige Empfindungen ihrer Natur nach in keine angenehme verwandeln lassen. Ist dieser Zusatz hier gut angebracht? — Es scheinet nicht. Der höchste Grad des Entsetzens muß nicht von der Poesie, sondern wie ich in einem meiner vorigen Schreiben gezeigt, blos von der theatralischen Vorstellung ausgeschlossen werden. In der Dichtkunst ist der höchste Grad

des

des Entsetzens mit dem Erhabenen verwandt, und öfters die Quelle desselben. Die Einschränkung der Poesie auf das Angenehme, in so weit man das Entsetzliche ausschliessen will, ist also ungegründet. — Und in so weit sie den Ekel aus der Poesie verbannen soll, ist sie überflüßig. Denn ist anders der Gegenstand der Poesie, wie Herr Sch. will, das Schöne, oder das Gute, oder das Schöne und Gute zugleich, so ist der Ekel schon sattsam ausgeschlossen, denn er ist weder schön noch gut, noch beydes zugleich. Weg also mit dem trüglichen Worte angenehmsten, das uns das Erhabene rauben könnte! Die Poesie ist nunmehr, der sinnlichste Ausdruck, u. s. w. durch die Sprache. — Ein Ausdruck durch die Sprache? — verständlicher; eine Rede. Die Dichtkunst ist die sinnlichste Rede. Vollkommen Baumgartisch.

Doch Herr Sch. bestimmt auch den Gegenstand der Poesie. — Dies thut der Frankfurtsche Weltweise nicht. Diesem ist alles ein Gegenstand der Poesie, was sich sinnlich und vollkommen in einer Rede vortragen läßt;

und

und wo, ich nicht irre, so ist jede nähere Bestimmung des Gegenstandes, ein Eingriff in die Freyheiten des Dichters. Alles was ihm der Weltweise in dem höchsten Grundsatze seiner Kunst vorschreiben kann, ist, wähle einen Vorwurf, der sich vollkommen und sinnlich in einer Rede vortragen läßt.

Was für einen Vorwurf weiset aber Herr Sch. der Poesie an? Das Schöne und das Gute. Mit dem Guten verbindet derselbe einen sehr entfernten Begriff. Er will das Unangenehme in der Natur, das uns in den schönen Künsten gefällt, darunter mit verstanden wissen. Hören Sie, was er hiervon sagt: „In der Natur erkennen wir nichts für gut; „als was mit unserm Willen wirklich übereinkömmt. In den Künsten hingegen ist es keine Uebereinkunft in einem so eingeschränkten „Verstande; welche erfordert wird; — — ja „eine genaue Uebereinstimmung mit unsern „Eigenschaften und Vergnügen ist dazu so wenig vonnöthen, daß so gar die Mißhelligkeit „mit denselben noch grössere Wirkung thut. „— — Das Schlimmste in der Natur, das, „was

„was uns empört, und von sich zurück scheucht, „Furcht, Schrecken, Angst, Traurigkeit, Ab„scheu, ziehet uns in den schönen Künsten an „sich, und hat in ihnen eine vorzügliche Güte.„ Gut, heißt also in diesem Verstande, alles was in den schönen Künsten, und insbesondere, wenn von der Poesie die Rede ist, was in der Poesie gefallen kann, wenn es auch in der Natur das Schlimmste ist. — — Ferner; das Schöne, davon Herr Sch. in der Erklärung redet, gehört nicht zur Poesie, in so weit es in der Natur, sondern in so weit es in der poetischen Nachahmung gefällt, das heißt, in so weit es nach Herrn Sch. Erklärung gut ist. Er hätte also das Schöne aus seinem Grundsatze weglassen, und ihn folgendergestalt ausdrükken können; die Poesie ist die sinnlichste Rede von dem Guten. Dieses mag in der Natur schön oder häßlich, angenehm oder unangenehm seyn: was schadet dieses der poetischen Güte?

Das Ueberflüßige und Unbestimmte weggeschafft, setzet also Herr Sch. den Gegenstand der Poesie in das Gute. Nicht in das metaphysi-

physische oder moralische, auch nicht in das physische, sondern in das poetisch Gute. Und was nennet er so? Alles, was in der Poesie gefallen kann. Allein, heißt dieses nicht den Leser wieder sachte da absetzen, wo man ihn genommen hat? Man verspricht den Gegenstand der Poesie zu bestimmen; das heißt, man will zeigen, was in der Poesie gefallen kann, und sagt, es sey das Gute. Man setzt hinzu, das Gute sey allhier von einer besondern Art, und der Leser müßte das Wort ganz anders verstehen, als er gewohnt ist. Wir dringen auf eine nähere Erklärung; itzt macht man eine geschickte Schwenkung, und sagt, gut sey allhier, was durch die Kunst gefallen kann, das heißt, was geschickt ist, ein Gegenstand der schönen Künste, und in unserm Falle, ein Gegenstand der Poesie zu seyn. — Sehen Sie, wie mißlich das Unternehmen ist, eine kurze wohlgefügte Erklärung auszudehnen? Man will das Gemälde aufheitern, und giebt ihm ein falsches Licht.

D.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 6. März 1760.

Acht und achtzigster Brief.

— Nicht als ob ein vernünftiger Mann nicht auch zuweilen den Statisten spielen könnte? — Zwar nicht einen Statisten von derjenigen Art, der an seinem Tische oder auf seinem Spaziergange, die Cabinetter grosser Herren durchzuschauen glaubet, der ihnen in der heimlichen Gesellschaft seiner Mitstatisten, wichtige Rathschläge giebt, und boshaft lächelt, wann die Grossen der Erde seinem Systeme nicht folgen, weil er es im Geiste vorher siehet, daß sie sich ruiniren werden. Nicht den, der in seinem Kopfe Bündnisse macht, Völker anwirbt, Schlachten liefert, Länder erobert, Welthändel entscheidet. Nicht den, der mit ängstlicher

Sorgfalt darnach schnappet, eine Neuigkeit zuerst zu haben, und Wind und Wetter zu Trotze, zwölf Stunden lang auf den Courier wartet, der — — nicht kommen wird. — Doch darf der Weltweise eben sowohl die Welt betrachten, wie sie wirklich ist, als sie sich mit einem Plato, Rousseau, Iselin vorstellen, wie sie seyn sollte. Er kann ein Reich, als eine einzige Familie betrachten, er kann die Pflichten der Obern gegen die Untern erörtern, er kann zu derselben Erläuterung, Beyspiele aus der Geschichte hernehmen, und was sollte ihn hindern, dieselben, sowohl aus der itzigen, als aus der alten Geschichte zu wählen.

Sie kennen des Hume paradoxe politische Discurse, und haben sie mit grossem Vergnügen gelesen, ohnerachtet Sie das Staatsinteresse von England nicht sehr interessiret. Hier haben sie einen Schriftsteller, der Sie dem ersten Anscheine nach, noch weniger interessiren sollte, weil er sein Absehen hauptsächlich auf die kleinen deutschen Höfe gerichtet zu haben scheinet, um welche

Sie

Sie sich wohl noch weniger bekümmern, als um England. Aber es ist das Loos jedes Schriftstellers, der nützliche und vortrefliche Sachen, gleichsam aus dem Grunde seines Herzens hervorfliessen lässet, daß der Leser ganz unvermerkt eine Zuneigung zu ihm gewinnet, also bin ich gewiß, daß Sie das Werk, so ich Ihnen hiebey übersende *, mit dem grösten Vergnügen durchlesen, und zum zweytenmale durchlesen werden.

Der Verfasser desselben ist der jüngere Herr von Moser. Er ist ein Freund der Tugend und der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, er hat sich daher vorgenommen, die kleinen Tyrannen unter Fürsten und Ministern zu bestrafen, und zugleich einen Grundriß von der Einrichtung einer vernünftigen Landesregierung zu geben.

Sein Buch bestehet aus zerstreueten Gedanken, die aber eine gewisse versteckte Verbindung

* Der Herr und der Diener geschildert, mit patriotischer Freyheit, bey Raspe, in 8vo.

bindung haben, und daher unter sechs Haupttitel eingetheilet sind. Ihnen diese herzusetzen und die besondere Absichten des Verfassers weitläuftig zu erörtern, würde unnöthig seyn. Lieber will ich Ihnen einige Stellen, die mir vorzüglich in die Augen gefallen sind, hersetzen, und Ihnen das übrige in dem Buche selbst zu lesen überlassen, welches Sie, da Sie die Carte der Höfe, und sonderlich der kleinern deutschen Höfe kennen, gewiß nicht gereuen wird.

Wann die grossen Herren wüßten, heißt es S. 21. wie leicht es Ihnen wird, die Herzen der Menschen zu gewinnen, sie würden noch ungemein viel mehr Gutes thun, sie, deren schmeichelhaftes Vorrecht es ist, alle die Mittel in sich beysammen zu haben, um unter die übrige unzählbare Menge Menschen, gegen welche sie nur eine kleine Familie ausmachen, Freude, Wonne, Vergnügen und Ueberfluß auszubreiten.

Ja gewiß, wir geben ihnen den Vortheil in die Hand, der ihnen zu einem starken Antriebe

triebe tugendhafter und löblicher Handlungen dienen könnte. Wir Unterthanen sind nur allzugeneigt, das Beste von ihnen zu glauben, wir bedecken und entschuldigen gern ihre Fehler, wir achten und schätzen ihre gute Eigenschaften gern aufs höchste, wie leicht ist es ihnen, vor tugendhaft, gerecht großmüthig und menschenliebend gepriesen zu werden; ein Herr darf nur nicht offenbar ruchlos, lasterhaft, grausam, geitzig, und mürrisch seyn; so hat er sein Lob weg; er muß es sehr arg treiben, bis sein Name stinkend wird vor seinem Volke. Uebernehmen ihn menschliche Schwachheiten, geht es bis zur Ausschweifung, wozu ihm die Schranken so leicht geöfnet sind, kaum darf er Spuren der Reue blicken lassen; so ist schon alles wieder gut, vergeben und vergessen; um ein gutes herzliches Wörtgen, giebt der Unterthan den Sparpfennig her, welchen er seiner Wittwe und Kindern zu hinterlegen sich vorgenommen hatte, ein freundlicher Blick, ein gnädiges Achselklopfen, belebet den alten Vater, der sich in dem Joche der Geschäfte grau gedienet hat.

§. 73. Alle Regenten prangen in dem Prädicate selbstregierender Herren; sie sind es aber so wenig, alle, als wenig alle, so im Harnische gemalet werden, Helden sind.

Es ist wohl eine der nothwendigsten Pflichten gegen sich selbst, und eine grosse Wohlthat von Gott, zu erfahren, und überzeugt zu werden: welches die eigentliche Bestimmung sey, wozu man in die Welt gesetzt, und mit den nöthigen Gaben und Fähigkeiten, dazu von Gott auserseher worden. Wie viele lächerliche Ausschweifungen und Thorheiten würden auf diese Weise unterbleiben? Die Grossen scheinen von dieser Pflicht freygesprochen zu seyn, denn der zum König und Fürsten gebohren ist, bringt die Bestimmung seiner ganzen künftigen Lebenszeit schon mit sich, es sey nun, daß er sich in die Welt schicke, oder die Welt in ihn, wie jedes das andere findt. Im Grunde aber ist diese Art der Selbsterkenntniß, wirklich eine auch die Majestäten und Durchlauchtigkeiten umfassende allgemeine Pflicht. Sollt ein Regent, welcher durch tägliche Proben von sich

über=

überzeugt ist, daß er die zu würdiger Führung seines Regiments erforderliche Einsichten und Weite des Verstandes nicht besitze, nicht verbunden seyn, diesen Mangel durch eine desto willigere Befolgung des Raths seiner treu erachteten Diener zu ersetzen, als daß er einen Alexander, einen Ludewig XIV. einen Friedrich den Grossen, lächerlicher Weise copiren will.

Gewiß würde sich derjenige schlecht anempfehlen, der seinem gnädigsten Herrn das wohlverdiente Epitaphium setzen wollte, womit ein alter deutscher Dichter den Seinigen besungen hat;

Derselbig führt' zwar keine Pracht,
Blieb bey der gewöhnlichen Tracht,
Aber seine unterthane Leut
Waren seiner wenig erfreut:
Er hörte nicht ihr Noth und Klagen,
Wartet sein Weydwerk und Jagen,
Fieng Caninchen, Hasen und Reh,
Und sonst viel andre Wildprett meh:
Als wär er um ein grosses Geld
Für einen Jägermeister bestellt,

Oder mit Nebucadnezar
Verdammet zu der Bestien Schaar
Und nicht gesetzt zum Landesherrn,
Sein Leut zu regieren mit Ehrn,
Zu befördern Gericht und Recht
Zu schützen den Herrn und Knecht.

Mache deine Rechnung, oder sie macht sich selbst; heißt es bey einem Privathaushalter, und so mag es auch mit Recht von einem Fürsten heissen, der des ganzen Landes vornehmster Hausvater ist. *

Mancher Herr muß sich seine ganze Regierungszeit hindurch, elend behelfen, er wird seines Lebens nie recht froh, er muß zu tausend Niederträchtigkeiten seinen Namen und Unterschrift hergeben, er kann auf keine Ordnung und Verbesserung denken, weil er weiß, daß seine treueste Diener Betrüger sind, die er darum angenommen und befördert hat, weil sie alles das blindlings thun, dessen blosse Zumutung ein ehrlicher Mensch sich schämen würde. Er tröstet sich seines kümmerlichen Lebens damit: Wann es nur hält,

* H. Gr. Tessin Br. II. Th. p. 305.

hält, so lang ich lebe; und mit diesen schlechten Gedanken behilft er sich noch zehen und mehr Jahre, bis an das Ende seines elenden und ruhmlosen Lebens, er, der glücklich und reich hätte leben können, wenn er beym Antritt seiner Regierung sich nur einige wenige Jahre hätte einschränken wollen.

Der nach diesem kommt, findet die Zerrüttung so groß, daß ihm graut, an eine Verbesserung nur zu gedenken. So geht es vollends fort, und auf einen Generalbanquerout los. K. Ludewig XIV. machte ihn durch seinen Tod, unsere Deutsche Herrn machen ihn beym Reichshofrath, und denen die letzte Lebenssäfte vollends aussaugenden Kayserl. Debitcommißionen.

S. 269. Der grosse Colbert ließ einstmals die vornehmste Handelsleute von Paris, und einigen benachbarten Orten zu sich kommen, um sich mit ihnen über die Verbesserungsmittel der Handlungen zu berathschlagen. Keiner getraute sich zu reden, jeder wartete, bis der andere anfangen

 würde.

würde. Der Minister fiel endlich vor Unmuth aus: Seyd ihr denn alle stumm! O nein! erwiederte ein kluger Kaufmann von Orleans, wir fürchten aber alle, Ew. Gnaden zu beleidigen, wann uns ein Ihnen mißfälliges Wort entführe. Colbert versetzte darauf: Sprecht nur ganz frey, ich werde den für den treuesten Diener des Königs, und für meinen besten Freund halten, der am freymüthigsten sprechen wird. Hazon, der Kaufmann von Orleans, fieng darauf an: Weil Ew. Gnaden es uns befehlen, und uns versprechen, das gut zu halten, was wir Ihnen vorzustellen die Ehre haben werden; so muß ich frey heraus bekennen, daß, als sie Minister geworden, der Karren auf der einen Seite gelegen, und Sie haben ihn nur aufgehoben, um ihn auf die andere Seite umzuwenden. Colbert voll Feuer fuhr ihn an: Wie? was schwatzt ihr, mein Freund? Hazon antwortete ihm ganz gelassen: Ich bitte Ew. Gnaden unterthänigst um Vergebung, daß ich so thörigt gewesen, mich auf Ihr Versprechen zu verlassen, ich werde kein Wort weiter reden.

Der

Der Minister befohl den andern zu sprechen, aber vergebens, und die Conferenz hatte damit ein Ende *.

§. 83. Welch geliebte und erwartete Personen seynd die Erbprinzen! * Die natürliche Liebe zu Veränderungen; die Hofnung besserer Zeiten, trägt einen jeden (die Väter der jetzigen werden wissen, ob es ihnen nicht eben so ergangen) mit seidenen Händen auf den erledigten Regentenstuhl. Wohl dem, der sich nicht darneben setzt, und groß ist der, welcher ihn ganz ausfüllt.

Alles wartet nun auf das so lang verhofte Besserwerden, und versprochene Bessermachen. In die neue Uhr kommen auch neue Räder; nun wird sie richtiger gehen.

Was ist aber das Ende dieser magnifiquen Hofnungen. Gemeiniglich dieses:

Man

* Memor. d'Amelot T. II. p. 101.

* Un Dauphin de France, n'a jamais tort aux yeux du peuple. Mem. de MAINTENON, T. IV. p. 157.

Man setzt die Reformation nur in einer Rache gegen ein oder andere Personen, läßt aber die Fehler der Verfassung ungeändert. Es bleiben eben dieselbe Gebrechen, es werden nur andere Scenen von andern Personen aufgeführet; oder man unterläßt eine an sich gute Sache um des Mißbrauchs willen, der dabey untergelaufen; oder man schüttet das Kind mit dem Bad aus, macht den Schaden grösser als er ist, um nur sein Verdienst dabey zu vergrössern, nach Art der Aerzte, die eine Wunde lang offen halten, um die Ehre einer beschwerlichen Cur davon zu tragen.

Der Erbprinz eines sichern Hofs bemerkte aus seinen Zimmern die öftere nächtliche Abschleppung aus dem Hofkeller, er eiferte dagegen aber vergebens. Sein Favorit machte ihm glaublich, der ganze Fehler käme daher, weil kein Oberschenk am Hofe sey; der junge Herr kommt zur Regierung, unter den ersten Veränderungen erscheint auch der Oberschenk, wozu wohlbedächtlich ein

erst Mann gewählet wurde, der von Natur den Wein nicht vertragen konnte. Es wurde ihm eine Besoldung von 1600 Gulden, freye Tafel, und Fourage auf zwo Pferde ausgeworfen; ein Junker schlägt nicht leicht dem andern was ab, wann es nur über des Herrn Beutel geht, man holte nun den Wein nicht mehr des Nachts, sondern der Herr Oberschenk gab dazu Billets am Tage. Diese Verbesserung kostete den Herrn des Jahrs über 5000 Gulden, anstatt sonst etwa vor 500 Unterschleif geschehen seyn mochte.

§. 227. Ein alter Graf von Ostfriesland wurde von seinen Landständen zur Rede gestellt, daß er so viele Ausländer in Dienst brächte, mit Bitte: Ihro Gnaden möchten doch inskünftige mit ihren eigenen Ochsen pflügen. Der Graf antwortete aber darauf: Ihro Hochgräfliche Gnaden brauchten keine Ochsen zu Dienern. So ist es auch in der That, und dies giebt den gerechtesten Ausschlag: Wo in einem Lande eine

zu

zu Besetzung der Dienste hinreichende Anzahl von gleichbrauchbaren, verdienten und wackern Männern vorhanden ist: so ist es eine Schuldigkeit und Billigkeit, selbige Ausländern vorzuziehen; wann aber ein Herr zu wenig rathsfähige Menschen in seinem eigenen Lande hat; so thut er ohnmaßgeblich wohl, keine Ochsenregierung anzulegen, sondern die beste Männer, so er aus der Fremde nur immer bekommen kann, wann sie auch theuer im Ankauf stehen, zu Hülfe zu nehmen.

§. 144. Es ist zwar ein dem menschlichen Herzen sehr gewöhnlicher Wunsch, das jedes gerne grösser seyn möchte, als es wirklich ist, man kann auch dieser angebohrnen Schwachheit vieles nachsehen, so lang es nicht auf Thorheiten hinauslauft. Dann wann z. E. der Kayserin Königin, und des Königs in Preussen Majestäten, sich im Angesicht der Welt sagen, daß sie einander an Macht und Stärke gleich seyen; so reden sie aus

der

der bekannten und anständigen Sprache der Mächtigen auf Erden: Wann aber Ihro Erlaucht zu * * eben diesen Ausdruck von sich in Vergleichung gegen ihren Vettern gebrauchen; so möchte dem gelassensten Menschen die Geduld ausgehen, wann er den Monarchen von 6 oder 8 Dörfern von Macht sprechen hört, der stolz als ein Held ist, wann er einen armen Bauern um einen Gulden Strafe belisten kann.

Wann Ludewig XIV. ein Versailles, und sein Nachfolger ein Belvedere baut, wann der Garten und die Wasserkünste zu Herrenhausen Tonnen Goldes kosten, wann aus dem alten Hause zu Potsdam ein königliches Schloß hervorsteigt; so verwundert sich niemand darüber, der Herr (heißt es) hats ja. Ja wohl hat ers. Wann aber so viele ungebaute Häuser kleinerer Herren in Deutschland gefunden werden; so sagt der einfältigste Mann im Lande: Mein Herr hats so groß angefangen.

Ich

Ich höre, daß diese Schrift dem Herrn von Moser sogar Verfolgungen zugezogen hat, ein fast unläugbarer Beweiß, daß Wahrheiten darinn seyn müssen.

Re.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 13. März 1760.

Neun und achtzigster Brief.

Das grosse Geheimniß unsers Ph. ist endlich an den Tag gekommen. Der gute Mann! Wir fiengen bereits an, einiges Mißtrauen in ihn zu setzen. Die geheimnißvolle Sorgfalt, mit welcher er die Briefe von und nach Altona, so wie einige andere Schriften, vor uns verbarg, ließ uns besorgen, er möchte sich, wer weiß wozu, haben verführen lassen. Nunmehr können wir ruhig seyn. Ph. ist (wer hat sich so was können träumen lassen?) ein geheimes Mitglied einer unsichtbaren metaphysischen Gesellschaft, die im Hollsteinischen ihren Sitz hat. Das war sein geheimer Briefwechsel, und die Schriften, die er nicht wollte sehen lassen, sind gedruckte Sachen eben derselben

Gesellschaft, davon nunmehr einige bekannter geworden sind. Hier ist ihr erster Versuch, mit welchem sie vor der Welt erscheinet. Der Titel * scheinet neben dem Tiefsinnigen, auch viel Lustiges zu versprechen. Schade, Dreyer, und Gottsched sind die Personen dieses Lustspiels, und in der Welt hätte sich kein schönerer Contrast zusammen finden können.

Was

* Einleitung in die höhere Weltweisheit, der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften erster Versuch, oder erstes Stück, mit einer sehr merkwürdigen Zueignungsschrift an Ihro Königl. Majestät zu Dännemark, Norwegen, ꝛc. ꝛc. nebst einem Anhange von den boshaften Bemühungen des Secretär Dreyers zu Hamburg; den Fortgang dieser Gesellschaft, und das ihr zum Nutzen verliehene Privilegium auf die Altonaische Staats- und gelehrte Neuigkeiten, zu unterdrucken; wie auch eine schuldige Ehrenrettung des Prof. Gottscheds, wider das boshafte Angeben, als wenn er Urheber von dem Optimisme oder des Candide wäre; aufs neue herausgegeben und verbessert, durch Georg Schade, königl. Ober- und Landgerichts Advocaten. Altona, gedruckt und zu bekommen in der Königl. privilegirten Schadischen Buchdruckerey, 1760.

„Was ist aber der Zweck dieser Gesellschaft? dürften Sie hier mit den Freunden des Reisenden beym Lichtwehr fragen: „Besorgen „sie die Wohlfarth der Gemeinde? — — „Suchen sie der Weisen Stein? — Oder „wollen sie vielleicht des Zirkels Vierung finden?“ Das ist es alles nicht, sie spielen; antwortete der Reisende in der Fabel. Ich aber kann Ihnen nicht also antworten, denn mir scheinet diese Gesellschaft alles dieses, und noch weit wichtigere Dinge leisten zu wollen. Sie verspricht aus der Lehre von den einfachen Substanzen in der Natur, „alle Wirkungen und Erscheinungen, „welche bey den zusammengesetzten Dingen „oder Körpern der Natur, ingleichen bey „den Seelen und Geistern in der Welt wahrgenommen werden, in einer systematischen „Ordnung herzuleiten, und in die Form einer „ordentlichen Wissenschaft, die sie die höhere „Weltweisheit nennet, zu bringen, und dadurch eines Theils, die Geisterlehre und „natürliche Gottesgelahrtheit, nebst den „davon abhängenden, zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit der Geister gereichen den

„moralischen Disciplinen: andern Theils „aber die Naturlehre, Chymie, und „Mathematik, von welchen die Medicin, „Oekonomie, ingleichen alle Manufaktu„ren und Künste, die zur Gesundheit des „Leibes, und zur Verbesserung unsers äusser„lichen Zustandes etwas beytragen, dependi„ren, zu verbessern, und in ein helleres und „ungezweifeltes Licht zu setzen.“ Und dieses alles durch die Lehre von den Monaden!

Sie erstaunen über diese ungeheuere Versprechungen, und sind vielleicht kleingläubig genug, an der Erfüllung derselben zu zweifeln? Ich nicht! Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß Leute, die sich Weltweise nennen, es mit der Welt so machen würden, wie jener, der zu London öffentlich mit Leib und Leben in eine Bouteille zu kriechen versprach; und am dazu bestimmten Tage unsichtbar ward. Schade mag entweder, wie einige wollen, überall der einzige Versprecher in der Gesellschaft seyn, oder, wie ich vielmehr glaube, der einzige, der, als Sekretär der Gesellschaft, sich zu nennen,

für

für gut befunden: so hat die Welt doch wenigsten einen Gewährsmann, den sie dafür ansehen kann, und der nicht so leicht verschwinden wird, als ein englischer Bouteillenkriecher.

Und was für Gründe haben Sie auch in die Aufrichtigkeit, oder in das Vermögen der Gesellschaft ein Mißtrauen zu setzen? Sie hat nicht blosse Versprechungen gethan; die Erfüllung derselben hat schon ihren Anfang genommen. Hören Sie, was die Gesellschaft von ihrem ersten Versuche saget. Nach einer Anrufung an die Mitglieder, heißt es: „Es „erscheinen im gegenwärtigen ersten Stücke „der höhern Weltweisheit, grosse Wahrheiten in einer geringen und einfältigen Ge„stalt. Dasjenige, womit die größten „Köpfe seit der Wiederherstellung der „Wissenschaften, ja wir dürfen sagen, seit „der Erschaffung der Welt, sich beschäfti„get, und das unter die größte Geheimnisse „der Natur mit Recht gehalten worden, fin„det sich hier auf eine simple Art aufgedeckt.“ Schämen Sie sich nun nicht, solche Leute

in Verdacht gehabt zu haben? So widersinnig und lächerlich Ihnen auch monadologische Verbesserungen in der Oekonomie und Medicin, in Manufakturen und Künsten, u. s. w. vorkommen mögen; so müssen Sie doch solchen Leuten alles zutrauen, die dasjenige, womit sich die größten Köpfe seit Erschaffung der Welt beschäftiget, auf eine simple Art aufzudecken wissen.

Als eine Nebenabsicht setzt sich die Gesellschaft vor, „das zeitliche Glück ihrer Mit„glieder, die sich durch diese Erkenntniß ge„schickt gemacht, die Glückseligkeit ihrer Ne„benmenschen zu befördern, auf eine oder „andere Art, entweder durch eine so viel „mögliche Forthelfung zu Bedienungen, oder „durch Gelegenheit zu einem sich für sie schi„ckenden Gewerbe, auf einen festen Fuß „zu setzen.“

Nichts wird leichter seyn als dieses, denn die Gesellschaft wird ja alle Gewerbe und Handthierungen, die nur möglich sind, auf einen bessern Fuß setzen, indem ihre theoretische

tische-Schriften, wie sie sagt, einen grossen Einfluß, nicht allein auf alle Oekonomie: „Commerz: Cammeral: und Kriegswissen: „schaften, sondern auch auf die natürliche „Gottesgelahrheit, Jurisprudenz und Regie: „rungskunst, als welches doch die reelsten „und nützlichsten Wissenschaften auf der Welt „sind, haben sollen.“

— — — Sapiens operis sic optimus omnis
Est opifex solus, sic rex.

Herr Schade hat sich zu diesem Endzwecke ein Privilegium, eine Buchdruckerey, und eine Zeitungsexpedition ausgebeten, und von jedem Mitgliede beym Eintritte in die Gesellschaft, zur Bestreitung der schweren Kosten, 7 oder 8 Thaler Dänisch Geld bezahlen lassen. Man will versichern, daß die Anzahl der Mitglieder schon auf einige Tausend angewachsen seyn soll. Nun klage man noch ferner über den Verfall der Methaphysik in Deutschland!

Wollen Sie dem Herrn Sekretär der Gesellschaft einen Species Dukaten, nebst der Anzeige Ihrer Addresse postfrey übersen-

den: so können Sie folgende fünf Stücke dafür bekommen:

„1) Nachricht von der Gesellschaft, mit „den Anhängen von 1753 und 1754, nebst „neuen Einrichtung von 1756.

„2) Das erste Stück von der höhern „Weltweisheit, voll tiefsinniger Betrachtun„gen, aus der tiefsten Methaphysik und Na„turkunde.

„3) Das zweyte Stück aus der höhern „Weltweisheit.

„4) Eine umständliche historische Nachricht „vom Anfange, Wachsthum, Hindernissen, „und nunmehrigen Fortgange und Nutzen „dieser, zur Verbesserung der höhern Natur„und Geisterlehre, errichteten Gesellschaft, „bis aufs 1757ste Jahr.

„5) Ein Vorbereitungstheil zur höhern Na„turlehre, oder zum dritten Stücke der hö„hern Weltweisheit, worinn der wahre Nu„tzen der Monadologie in der Naturlehre „und Chymie gezeiget wird.“

In dem dritten Stücke der höhern Weltweisheit, oder der tiefsten Metaphysik, sollen die

die echten Geheimnisse erst kommen, und dieses Stück soll auch einzig und allein den Mitgliedern der Gesellschaft geweyhet seyn. Wir armen Layen werden nichts davon erfahren.

Sie werden bemerkt haben, daß die Gesellschaft alle Künste und Wissenschaften durch die Monadologie zu verbessern verspricht, blos die schönen Wissenschaften ausgenommen, denen sie nicht die geringste Hofnung zu machen scheinet. Ja sie hat, allem Ansehen nach, diesen niedrigen Wissenschaften den völligen Untergang geschworen. In der sehr merkwürdigen Zueignungsschrift, wie sie Herr Sch. nennet, bekommen die blos witzigen und sinnlichen Leute, denen die hohe Erkänntnisart der Gesellschaft undurchdringlich und unbegreiflich ist, ihre verdiente Abfertigung. „Unser jetziges Jahrhundert, heißt es unter andern, „zeuget einen solchen „Ueberfluß an dergleichen vermeinten schönen „Geistern, daß es, wie in der mehrbemeldeten historischen Nachricht vom Jahre 1757 „umständlich dargethan worden, sehr zu be-

„fürchten stehet, daß dieselben gar bald die
„Welt ganz unvermuthet, unter dem Namen
„von schönen Wissenschaften, in die tiefste
„Barbarey und Unwissenheit hinein stürzen
„werde.“

Μάντι κακῶν, — — — — — —
Αἰεί τοι τὰ κάκ' ἐστι φίλα φρεσὶ μαντεύεσθαι,
Ἐσθλὸν δ' οὐδέ τι πω εἶπας ἔπος, οὐδ' ἐτέλεσσας.

Sie können sich leichtlich einbilden, daß diese Verbitterung wider die schönen Wissenschaften, durch die Händel, die Herr Schade mit dem Sekretär Dreyer gehabt, aufs höchste gestiegen seyn muß. Nun ist keine Erbarmung mehr zu hoffen. Der böse Dreyer hat die Gesellschaft um die Zeitungen gebracht, in welchen sie ihren Mitgliedern, neben den Staatsneuigkeiten, ihre Entdeckungen und fernern Anstalten hat mittheilen wollen; und Dreyer ist ein schöner Geist!

Z.

Neunzigster Brief.

Ich fürchte, ich muß auch etwas vom schönen Geiste weg haben. Sie wissen, daß Leibnitz, Wolf, und Baumgarten mein täglicher Umgang sind, und daß ich die Lehre von den Monaden für die vernünftigste Hypothese in der Metaphysik halte; aber die Schadischen Lehren aus der höhern Weltweisheit sind mir gar zu hoch, gar zu undurchdringlich. Ohne Umschweif! Dem Verfasser dieses ersten Versuchs fehlet meines Erachtens, so viel zum Verbesserer der Monadologie, daß er das Bekannte und Ausgemachte in derselben nicht einmal richtig vorträgt. Man braucht nur das erste das beste Lehrbuch aus der Leibnitzischen Schule aufzuschlagen, um zu sehen, wie wenig Herr Schade von den einfachen Substanzen in dem Sinne des Erfinders philosophirt, wie fehlerhaft seine Erklärungen, wie unbündig seine Beweise, und wie ungereimt die Zusätze sind, mit welcher er die Theorie von den Monaden bereichert hat.

Sie haben vermuthlich weder Muße noch Lust, sich itzt mit mir in die Subtilitäten der Metaphysik einzulassen, und ich will auch nicht sehr in Sie dringen. Wenn Sie bey Gelegenheit Ihre Geduld üben wollen; so lesen Sie die Schadesche Schrift selber. Mehr brauchen Sie nicht, um überführt zu seyn, daß ich nicht für die lange Weile tadle.

Doch ich kann ihnen dieses mit wenigem zeigen. Nach einigen Proben von der Denkungsart des Herrn Schade, werden Sie sich schon ungefähr einen Begrif von seiner ganzen Philosophie machen können.

§. 29. wird behauptet, daß keine Wirkung oder Absicht (dieses sind dem Herrn Verfasser gleichbedeutende Worte. s. §. 4.) hervorgebracht werden kann, ohne eine dunkele, klare, oder deutliche Vorstellung. „Wir „wollen dieses, heißt es, durch ein fühlba„res Exempel aus der Erfahrung erläutern, „wo nicht gar völlig beweisen. Es ist be„kannt, daß in einem verfinsterten Zimmer, „in welchem das Licht durch eine kleine glä„serne Linse, oder ein enges Loch fällt, wel-

ches

„ches man sonst Cameram obscuram nennet,
„alle Sachen, von welchen Strahlen oder
„Wirkungen des Lichts auf das Glas fallen
„können, in einer gewissen Weite von dem
„Glase, oder von dem Loche, auf das aller-
„deutlichste, jedoch umgekehret, vorgestellt
„werden, und zwar mit ihren natürlichen
„Farben, Bewegungen und übrigen Verhält-
„nissen. Gesetzt nun, daß in der mittelsten
„Monade der Linse nicht alle und jede
„Strahlen oder Wirkung von jedem Punkt
„oder Monade der ausserhalb der Cameræ
„obscuræ seyenden Sachen zusammen träfen,
„und darin concentrit oder abgebildet, und
„in eben derselben Lage vorgestellt würden,
„wie sie ausserhalb der Linse in den Sachen
„selbst sich befinden; so würden sie gewiß
„nicht wieder fortgepflanzt werden können,
„mithin sich auch nicht auf der hintersten
„Wand präsentiren. Hätte also die mittelste
„Monade der Linse, keine Vorstellungskraft
„gehabt; so würde sie weder jemalen im
„Stande gewesen seyn, alle Strahlen und
„darinn enthaltene Wirkungen der äusserli-
„chen Dinge in sich existiren zu lassen, nach

„sich

„sich bemühen, eben dieselbe Wirkungen
„in den nächst um ihn seyenden Monaden
„gleichfalls zur Existenz zu bringen, damit
„sie dieselbe in geraden Linien von Monaden
„bis an die hinterste Wand des dunkeln Zim-
„mers fortpflanzen könnten, folglich würde
„auch auf solchen Fall keine Repräsentation
„oder Vorstellung der äusserlichen Dinge auf
„der hintersten Wand erfolgen, sondern eine
„vollkommene Finsterniß da seyn. Sollen
„also alle diese Wirkungen, dergleichen wir
„doch alle Tage in den Augen aller lebendigen
„Geschöpfe, als welche insgesammt derglei-
„chen verfinsterten Zimmern gleichen, wahr-
„nehmen, erfolgen; so muß nothwendig die
„mittelste Monade der Linse in der Camera
„obscura und in der kristallnen Feuchtigkeit
„des Auges mit einer Vorstellungskraft be-
„gabt seyn, wodurch sie die Wirkungen der
„äusserlichen Dinge aufnehmen, und weiter
„fortpflanzen können, ob sie gleich derselben
„nicht bewußt ist.“

Nun dies war das Exempel, welches die Sache erläutern, wo nicht gar beweisen sollte. Hat man je eine plumpere Anwen-

dung

hung der Metaphysik auf die Erscheinungen der Natur gesehen? Was für Begriffe! — Und was für einen Vorschmack giebt uns Herr Schade hier, von seiner durch die Monadologie verbesserten Dioptrik. Lauter kinderleichte und kurze Erklärungen! Kürzer kann man unmöglich wegkommen. Die Lehre von der Strahlenbrechung, vom Brennpunkte der beyden converen Seiten, und tausend andere Kleinigkeiten, mit welchen sich die größten Köpfe seit Wiederherstellung der Wissenschaften, ja man kann sagen, seit Erschaffung der Welt beschäftiget haben, sind nunmehr überflüßig worden. Die höhere Philosophie hat einen kürzern Weg gefunden. In der Mitte der Linze sitzt eine Monade, die die ankommenden Bilder der äussern Gegenstände aufnimmt, und weiter besorgt. Die Strahlen versammlen sich nicht durch die Brechung im Brennpunkte, sondern sie gehen in einer geraden Linie den nächsten Weg, von der mittelsten Monade, die sie schon in ein Bild concentrirt hat, bis auf die hinterste Wand. O die tiefe grundlose Weisheit!

Herr

Herr Schade beweiset aus eben dem Exempel noch einen andern Satz, daß nämlich, die Elemente des Raums (die er, die allerunterste Classe der Monaden nennet, weil sie wenig Kraft besitzen, indem sie gar nicht zusammenhängen, sondern nur aussereinander nebeneinander seyn können) eine Vorstellungskraft haben müßten. „Denn, sagt „er, in einer Camera obscura erfolgen alle „oben beschriebene Abbildungen eben so, wenn „gleich die Strahlen, oder die Wirkung der „Sonne nicht eine gläserne Linse, sondern „nur blos durch ein kleines Loch gelassen wird, „welches nicht geschehen würde, dafern die „mittelste Monade des Raums im Loche nicht „eben so wohl, als die mittelste Monade der „Linse eine Vorstellungskraft hätte.“ Muß man nicht in der Höle des Trophonius gewesen seyn, um sich hier des Lachens enthalten zu können?

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 20. März 1760.

Beschluß des neunzigsten Briefes.

Ich brauche Ihnen beynahe nichts mehr von der Schadischen Philosophie zu sagen, denn sie scheinet in den angeführten Stellen ziemlich durch. Sie haben es gewiß schon gemerkt, daß Herr Schade seinen einfachen Substanzen wirkliche Gegenden plagas, wann Ihnen das deutsche Wort nicht deutlich genug ist, zuschreibet, daß er sie in der Reihe neben einander stellet, um Linien zu formiren. — Ja er nennet sie (§. 14) die kleinsten Theile des Körpers, und weigert sich gar nicht, ihnen eine örtliche Bewegung beyzulegen. Die Seele selbst, meinet er (§. 58), müsse sich mit dem Körper fortbewegen wie wir solches in der täglichen Erfahrung sehen,

Bey einer solchen Verwirrung, der ersten Begriffe, die jedermann von einfachen Substanzen hat, sagt Herr Sch. noch, er lege das alles zum Grunde, was andere vor ihm von der Natur der Monaden bewiesen haben!

Was dünkt Ihnen, wie ein ächter Leibnitianer folgende Erklärung von der Kraft der Trägheit aufnehmen würde? „Ein jedes einfaches Ding, heißt es (§. 52.), woraus das „universum bestehet, ist mit der Kraft, nach „allen Gegenden gleich stark zu wirken, und „seine Bemühung oder Absicht hervorzubringen, versehen. Eine gleich starke Bemühung nach allen Seiten, verursacht ein „Gleichgewicht, oder eine Ruhe. Folglich „muß jedes einfache Ding mit einem Vermögen begabt seyn, an seinem Orte zu bleiben, und nicht ohne zulänglichen Trieb sich „aus der Ruhe in Bewegung setzen zu lassen. Dieses Bemühen, in der Ruhe zu „bleiben, ist es, was die Kraft der Trägheit (vis inertiæ) genennet wird.„ Wo wird der Leibnitianer mit seiner Wiederlegung den Anfang machen? So viel Worte, so viel

Un-

Unrichtigkeiten! — Und gesetzt, man wollte dem Herrn Sch. alles durch die Finger sehen; so kann man ihm doch unmöglich das verzeihen, daß er mit den einfachen Substanzen so körperlich umgehet, und ihren Bemühungen Gegenden anweiset, die sich einander gegenüber stehen, damit in gewissen Fällen ein Gleichgewicht oder eine Ruhe, und in andern eine Bewegung erfolge, heißt dieses nicht auf eine unverantwortliche Art mit Worten spielen? — Hätte Schade die Schriften der Leibnitianer mit Bedacht gelesen; so hätte er dieses alles nicht nöthig gehabt. Baumgarten zeiget in seiner Metaphysik (§. 416.) ganz unverbesserlich, wie die Erscheinung im Zusammengesetzten, die man der Kraft der Trägheit zuschreibt, aus den Wirkungen der einfachen Dinge zu erklären sey.

Wie Herr Schade aber die Totalkörper und Weltgebäude aus Monaden zusammensetzt, mit welchen Monaden er den weiten Raum zwischen den Totalkörpern anfüllet, wie er die Centralkräfte, und die Bewegung um die Axe durch die Monaden erklärt;

das dürften Sie freylich aus den angeführten Stellen nicht errathen. Habe ich doch alles gelesen, was Schade von dieser Materie schreibt, und weis Ihnen dennoch keinen Begriff davon zu machen? Lesen Sie also immer selber, oder vielmehr, seyn Sie ein Augenzeuge, wie eine Welt entstehet! Eine Menge von Monaden dränget sich um die allerstärkste einfache Substanz, die in der Mitte auf dem Throne sitzt; so entstehet ein Totalkörper! Sie wenden alle eine gleiche Bemühung an, sich dem Mittelpunkte zu nähern; daher wird der Körper kugelrund! Andere einfache Substanzen (vermuthlich die von schlechterer Extraction sind) müssen sich in einer gewissen Entfernung halten, und machen die Atmosphäre aus. Eine gewisse noch schlechtere Gattung von Monaden entfernen sich vom Mittelpunkte so weit sie können, und werden zum Aether. So wird Sie Herr Schade von Weltkörper auf Weltkörper, von System auf System führen, und Ihnen mit einer ihm gewöhnlichen Deutlichkeit zeigen

- - - - - - Ut his exordiis permis
Omnia, & ipse tener mundi concreverit orbis.

Zur Veränderung können Sie auch die äusserste Himmelsluft durchstreichen, und allda einen angenehmen Ort besuchen, den Herr Sch. die Aufhörung der Bewegung der blos leidenden Substanzen, die Scheide, oder äusserste Grenze zwischen der Möglichkeit und Wirklichkeit nennet (§. 83). Nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie diese Grenze nicht überschreiten, sonst möchten Sie auf einmal aus einem wirklichen Dinge in ein Mögliches verwandelt werden. —

Mehr kann ich Ihnen von den Geheimnissen dieser höhern Weltweisheit nicht verrathen. Vielleicht läßt sich Herr Ph. bewegen, Ihnen ein mehreres davon zu entdekken; er, der ein wahrer Initiat dieser Geheimnisse zu seyn scheinet. Ich begnüge mich für diesesmal, eine nähere Erklärung aufzusuchen, von dem, was Herr Schade ein blos leidendes ens simplex nennet. — Der Gedanken ist neu, und sollte manchem offen-

bar mit der Lehre von den Monaden zu strei-
ten scheinen. Lassen Sie uns sehen, wie sich
Herr Sch. darüber erkläret!

§. 110. heißt es: „Nach der generalen
„Vorstellungskraft, welche die einfachen Din-
„ge von der ganzen Welt haben, nach dem
„Punkt, wo sie sich darinn befinden, aus
„welcher auch die vis inertiæ, oder die Be-
„mühung nach allen Seiten zu wollen ent-
„stehet, haben die einfachen Dinge kein spe-
„ciales, sondern nur ein allgemeines Wol-
„len, ohne Vorstellung einer besondern Ab-
„sicht, oder speciellen Bemühung nach an-
„dern Dingen, eine Absicht mit ihnen zugleich
„auszuführen. Diejenige einfache Dinge,
„welche nun diese allgemeine Vorstellungs-
„kraft besitzen, und keine speciale Absicht sich
„vorstellen, und derselben gemäß wirken
„können, sind auch nicht geschickt, einen Kör-
„per zu formiren. Denn, da sie keine spe-
„cielle Bemühung haben; so können sie auch
„nicht vereiniget werden, um ein zusammen-
„gesetztes Ding auszumachen. — — —
„Diejenige einfachen Dinge, welche über die

allge-

„allgemeine Vorstellung des Universi sich
„eine besondere Absicht vorstellen, und der-
„selben gemäß wirken können, nennet man
„Simplicia activa, dahingegen diejenige, wel-
„che nichts mehr als die allgemeine Vorstel-
„lungskraft besitzen, Simplicia passiva genen-
„net werden. Aus der erstern Art entstehen
„die besondern Körper, die Totalkörper und
„Weltgebäude. Sie sind daher die wahre
„Elemente der Körper; die andere Art aber
„macht den wirklichen Raum aus, worinnen
„sich die Totalkörper und die Systemata be-
„finden, und unterhält die Communication
„der Wirkungen in die Ferne. u. s. w." Ich
kann unmöglich ohne Widerwillen weiter
schreiben. Haben sich je in der Seele eines
Träumenden ungereimtere Begriffe zusam-
men gefunden? Einfache Dinge, die eine all-
gemeine unbestimmte Kraft haben; eine Be-
mühung nach allen Seiten zu wollen; Ein
allgemeines Wollen, ohne eine besondere Ab-
sicht; Substanzen, die für sich nicht wirken,
sondern blos die Wirkungen anderer in sich
aufnehmen, und weiter fortsetzen; Simplicia
passiva, die neben einander sind, ohne zu-

 sammen

sammen zu hängen, und wie Herr Sch. sich in der Folge ausdrückt, gleichsam ein grosses Meer ausmachen, worinnen alle große Weltgebäude schwimmen, und in einander wirken. — Solche Abentheuer will man der Welt für Weltweisheit verkaufen, dem eigentlichen Wortverstande nach verkaufen!

Z.

Ein und neunzigster Brief.

Und was hat diese allgemeine Monadengesellschaft mit einer Staatszeitung machen wollen? fragen Sie. Wozu will sie sich mit Staats- und politischen Neuigkeiten bemengen; so lange sie noch die Kriegskunst und Politik nicht durch die Monadologie verbessert hat? — Dieses ist leicht zu beantworten. Herr Schade sagt, die Welt sey jetzt so begierig nach politischen Neuigkeiten, daß die Gesellschaft geglaubt hat, ihr bey dieser Gelegenheit in den gelehrten Artikeln auch manches aus der höhern Weltweisheit beyzubringen. Zudem würde diese die bequemste Gelegenheit gewesen seyn, die Correspondenz mit

den entfernten Mitgliedern zu befördern, und ihnen von den fernern Einrichtungen, Anstalten, und Entdeckungen der Gesellschaft, die schleunigsten Nachrichten mittheilen zu können. Zum Unglück ist die Zeitung in die Hände eines Dreyers gerathen, der sich um die Aufnahme der allgemeinen Gesellschaft nicht sehr zu bekümmern schien. Er schrieb witzige Artikel aus dem Felde der schönen Wissenschaften, und weigerte sich die Weisheit und Tugend befördernden Aufsätze des Herrn Schade einzurücken. Nunmehr, da der Gesellschaft das Zeitungsprivilegium genommen worden, hat Herr Sch. einige von seinen Aufsätzen, der Einleitung in die höhere Weltweisheit angehängt.

In einem derselben verspricht Herr Schade im Namen der Gesellschaft, zum Nutzen des Publici alle zwey Monathe, eine auf das System der Gesellschaft sich gründende periodische Schrift herauszugeben. In der ersten soll gleich an der Spitze folgende Materie abgehandelt werden. „Die vernünfti„ge Metempsychosis, als das wahre Innere

 „der

„der Natur, sowohl in dem Körper: als in „dem Geisterreiche. — Diese wichtige Wahr= „heit, sagt Herr Sch. ist das einzige Gesetz, „worauf die ganze höhere Naturlehre und „Chymie, die Verwandelung und natürliche „Abänderung der Metalle, nebst dem Ur= „sprung, Fortwachs, und der endlichen „Auflösung oder Tod aller und jeden na= „türlichen Körper zu einem bessern Leben, „von dem geringsten Mineralpunkte an, „bis zu dem Cherub, in allen Naturreichen „eines jeden großen Weltkörpers, und mit „einem Worte, alle Veränderungen in der „Natur einzig und allein beruhen.“ Und an einem andern Orte heißt es: "diese Ab= "handlung von der vernünftigen Seelen= "oder Archäenwanderung, ist in der Natur= "lehre, vornehmlich in der hermetischen, und "in der ordentlichen sowohl als höhern Chy= "mie, nicht weniger in der natürlichen Got= "tesgelehrsamkeit, und allen moralischen Dis= "ziplinen von gar großer Wichtigkeit." Se= hen Sie wie sich die Absichten des Herrn Sch. nach und nach offenbaren? Ich betrüge mich sehr, oder er gehet mit einer Entdeckung

schwan=

schwanger, die schlechtere Mineralmonaden in Goldmonaden zu veredeln. Diese muthmaßliche Absicht des Herrn Sch. streuet ein ganz besonderes Licht auf seine ganze Unternehmung, und nunmehr klärt sich mir verschiedenes in seinen Schriften auf, das mir vorhin ganz unbegreiflich war.

Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sey der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V. unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Monf. le Docteur Ralph, im französischen herausgeben. Er, Herr G. aus L. habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. G. nach Paris geschickt, es sey aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, "wie die Herren "Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften

ten zu übersetzen pflegen. — Er verwundert sich über den Herrn von B. daß er ihm einen solchen Streich gespielet, da er, B. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm B. den Namen Doctor Ralph beygelegt, da ihm doch der Name G. beynahe so gut bekannt seyn müßte, als sein eigner. "Jedoch setzt Herr G. hinzu, man "kann ungefähr die Ursachen des Neides er"rathen, seitdem ich einer Gnade gewürdiget "worden, von welcher nicht nur ganz Ger"manien spricht, sondern die auch in Frank"reich hat bekannt werden müssen." Herr Gottsched, der selten Spaß verstehet, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten, "und einem Unschul"digen, wie er sich im Neuesten ausdrückt, "solche groben Irrthümer, und satyrische "Verwegenheit zuschreiben, davon ihm in sei"nem Leben nicht geträumet hat." Er machte gewaltigen Lerm in seinem Neuesten, schrieb auch deswegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretair Dreyer, und

versi-

versichert, er habe die Schrift, Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man dem Herrn Pr. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse: 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L.; 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G.; 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preußen wiederfahren, und endlich 4) aus dem vertraueten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heissen mögen?

Dem sey wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstrirt gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verfasser des Candide seyn könne. Ich dächte Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften

haften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung, als Gottsched für den Verfasser des Candide halten.

Z.

N. S.

Ich kann diesen Brief unsers Z. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute Z., sehe ich wohl, verstehet von den Gottschedischen Autorstreichen eben so wenig als von der Schabischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sey, so gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darinn vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das allerunsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie du? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl den närrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles

über-

überdrüßig geworden ist, der von den vortreflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrille Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betrügen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erkläret ausdrücklich, in seinem Handlexico der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere Wahrheit seyn soll, was der närrische Italiäner sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nämlich unter dem Artikel Milton „Das verlohrene Para„dies hat unter den Deutschen so viele Bewunde„rer und Tadler gefunden, daß wir unsere Mei„nung nicht sagen, sondern nur die Worte eines „auch unstreitig großen französischen Dichters (der „aber auch gut Engländisch versteht) hieher setzen „wollen. — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So „schreibt Herr von Voltaire in seinem Optimisme.„ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Vol-

tairens

taires Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procurantè Noble Venitien! (Denn itzt besinne ich mich erst, das ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi *Joannis Christophori Gottschedii* P. P. Methaphysices *ordinarii* & Poeseos *extraordinarii* in Academia Lipsiensi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weis es eben so gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weis, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Litteratur betreffend, macht. *

* Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. II. von diesem Jahre.

G.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 27. März 1760.

Zwey und neunzigster Brief.

Nichts gleichet dem Zorne eines schlechten Schriftstellers, dem der Finger der Kritik gerühret hat. Er erhitzt sich, er schnaufet, die Zunge klebt ihm am Gaumen, die Haare stehen ihm zu Berge, er kennet sich selbst nicht mehr, er fähret auf, und schreyet gewaltig.

Quales mugitus, fugit cum saucius Aram
Taurus et incertam excussit Cervice Securim.

Sie kennen ihn doch, den Autorstier, der nun schon ein paarmal freymüthig herausgebrüllet hat, aber seines gewaltigen Schüttelns ohngeachtet, das Beil nicht hat los werden können, welches in der tiefen Wunde sitzt, und immer tiefer drückt, und hindert, daß sie nicht zuheilet. Ihm freilich muß dabey nicht gut zu Muthe seyn, das merkt man wohl, aber das Publicum wird dadurch sehr belustiget, und man möchte wohl, wie die Königin im Peter Squenz ausrufen: o lieber D. — brülle noch einmal!

Man sagt im Sprichworte: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; dies sieht man auch in der gelehrten Welt. Es ist nicht genug, daß ein rascher Kritiker, den Stolz eines armen Schrift-

stellers demüthiget, und ihn bey der Welt in den Verdacht bringt, daß es mit seiner Gelehrsamkeit und mit seinem Schriftstellen schlecht bestellt sey, sondern der gute Autor wird noch dazu von jedermann ausgelacht, wann man die Verlegenheit merkt, worin er sich befindet, die sich durch die blinde Hitze, mit der er sich vertheidiget, nur allzusehr entdecket, zumal, wenn er selbst unter seinem Poltern und Toben, hin und wieder die Fehler deutlich merken läßt, wegen welcher er sich vertheidigen will.

Izt habe ich eben einen solchen zornigen Schriftsteller vor mir, und ich sollte fast glauben, es wäre eben unser obiger verwundeter Stier. Verwundet ist er, das merkt man an seinem Stossen und Schlagen, Brummen und Heulen: Denken sie einmal wozu er uns, uns, die wir an sie schreiben, in der Hitze seiner Erbitterung macht! Zu Juden, — ja wirklich zu Juden! Ganz recht! Dann:

Qui meprise *Cotin* n'estime point son Roi
Et n'a selon *Cotin* ni Dieu ni Foi ni Loi.

Da haben sie die grausame Wundergeschichte! Der Verfasser einer neuen Zeitung *, die, wann ich mich nicht sehr irre, mit der Schadischen Metaphysikerpedition in Verbindung stehet, hat nach langem Forschen, endlich erfahren, daß wir Juden und Buchhändler sind, weil er aber beydes zugleich doch nicht so recht glauben will; so beweiset er — oder vielmehr, er sagt es uns auf den Kopf zu, daß wir wenigstens

Ju-

* Hamburgische Anzeigen und Urtheile von gelehrten Sachen.

Juden seyn müssen, und vom Juden bis zum Buchhändler ist es nach der Rechnung eines beklemmten Autors nicht so gar weit.

Sie erinnern sich doch noch, was unser G. an der Lehrart des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser der Welt kennen zu lernen, aussetzte*. Er sagte: „Wenn ein Vater unter dem Vorwande, von dem „Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fort„zugehen, seinem Kinde, Jesum blos als einen from„men und ganz heiligen Menschen vorstellen will; so „heißt dies mit einem Worte, sein Kind so lange zum „Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fas„sen kann.“ Unpartheyische Kunstrichter haben angemerkt, daß diese in der That sehr natürliche Anmerkung, den Freunden der Religion angenehm seyn werde. Aber geben Sie Acht was unser ungenannter Widersacher sagt: „Wer könnte wohl eine „so vernünftige Unterweisung in den Lehren des Chri„stenthums mißbilligen, es müßte denn ein Jude „oder ein verdeckter Freygeist seyn.“ Wer? fragt der Herr, könnte eine solche Unterweisung mißbilligen. Wer? —

„Ich bin dieser Wer! wird Herr G. ausrufen, und „gewiß kein Jude, sondern selbst zum Glück für den „Aufseher, ein sehr orthodox denkender Christ, denn „wenn ich ein Jude wäre; so würde es lustig seyn, „wenn mein Brief die Ueberschrift hätte:

 Der

* Siehe dieser Briefe dritten Theil S. 58. 59.

„Die Göttliche Natur Jesu, vertheidiget von
„einem Berliner Juden, gegen den Herrn Hof-
„prediger Cramer in Copenhagen."

Doch ich will Ihnen das ganze Blättchen beylegen: Einige Anmerkungen, die ich an den Rand geschrieben habe, können einigermaßen dienen, zu bemerken, wie wenig die entbrannte Hitze des V. ihm zugelassen hat, dasjenige wenigstens zu überdenken, dessen er uns gern beschuldigen wollte. Sie sind mir nur so beym Abschreiben entfahren, dann ein solcher Angriff ist einer ordentlichen Widerlegung nicht werth, da er bey Vernünftigen gewiß niemanden, als dem Angreifer selbst schaden kann. Vielleicht würde es von gutem Nutzen für denselben seyn, wenn er jederzeit, ehe er etwas wider die Briefe die neueste Litteratur betreffend, niederschriebe, nach Herrmann Bremens Beyspiele, die Zahlen von 1 bis 24 hersagen wollte.

Re.

„Hamburg.

Wir sind unsern Lesern eine Nachricht von dem Ur-
„theil schuldig, das in den Briefen über die neueste
„Litteratur, und zwar im dritten Theile von dem
„ersten Bande des Nordischen Aufsehers, gefället ist.
„Herr Cramer thut demselben zu viel Ehre an, wenn
„er es eine Critik nennet. Es ist vielmehr ein Mu-
„ster, wie man alle Griffe und Künste der unredlich-
„sten Verläumdung anzubringen habe, wenn man dem
„Publico eine schöne Schrift aus den Händen schwa-
„zen

„zen will *. Kaum hatten wir in der Nachricht von
„unsern Anzeigen erkläret, daß unsere Absicht auch
„dahin gienge, den Schriften, von welchen aus merk-
„licher Partheylichkeit zu viel Gutes, oder zu viel
„Böses gesagt wäre, Gerechtigkeit wiederfahren zu
„lassen; so erhielten wir ein Schreiben, worin der
„Nordische Aufseher gegen die oben genannten Briefe
„vertheidigt wird. Wir würden es ganz einrücken,
„wenn wir nicht zweifelten, daß es mit einigen dar-
„in befindlichen Anekdoten seine Richtigkeit hätte. Es
„wird uns nämlich darin gemeldet, daß die vier ersten
„Bände der Bibliothek der schönen Wissenschaften,
„und diese Briefe über die Litteratur einerley Verfas-
„ser hätten, daß an der Spitze dieser Leute, ein Ber-
„liner Jude und ein Buchhändler stünden, und daß
„ein sehr niedriger Bewegungsgrund sie aufgebracht
„habe, den Aufseher, als ein höchst schlechtes Werk **
„herunter zu setzen. Inzwischen, wenn auch beson-
„ders das letztere nicht gegründet seyn sollte; so wer-

 „den

* Wir haben den Aufseher keinem Leser aus den Händen schwatzen wollen, wir haben ihm vielmehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber wir haben auch ohne Umstände gesagt, was uns daran misfällt.

** Wir haben den Aufseher nie vor ein höchstschlechtes Werk ausgegeben, ob wir ihn gleich nicht gelobt haben, wie ein Klient seinen Patron lobt, hiezu gehöret nichts als die uralte deutsche Freyheit, seine Meynung ohne Umschweif zu sagen; niedre Bewegungsgründe bey jemanden zu vermuthen, dessen Betragen gar keines geheimen Bewegungsgrundes bedarf, setzt eine Denkungsart voraus, die man wenigstens nicht erhaben nennen kann.

„den die Verfasser der Briefe nicht dabey gewinnen.
„Es bleibt sodann nichts als ein unendlich mehr has-
„senswürdiger Grund übrig, aus welchem sich die
„boshaftesten Verdrehungen, der in dem Nordischen
„Aufseher befindlichen Stellen, und die mit einem
„entscheidenden Tone, und der ungezogensten Art
„vorgebrachten Schmähungen herleiten lassen. Von
„beyden wollen wir aus dem Briefe unsers Freundes,
„den wir mit beyden Schriften sorgfältig verglichen
„haben, ein paar Exempel zum Beweise hersetzen.
„Denn alles anzuführen, würde für unsere Blätter
„zu weitläuftig seyn. Wir versichern aber, und wol-
„len, wenn wir dazu genöthigt werden sollten, es um-
„ständlicher darthun *, daß alles übrige, was wir über-
„gehen müssen, von gleichem Schlage sey. Man weiß,
„daß der Aufseher sich besonders angelegen seyn lasse,
„zu zeigen, wie man Kinder, besonders junge und
„zarte Kinder, in den Wahrheiten der natürlichen und
„geoffenbarten Religion unterweisen müsse. Er will,
„daß man dabey von dem Leichten und Begreiflichen,
„zu dem Schweren fortgehe. Er räth an, ehe man
„solchen Kindern die geheimnißvollen Lehren von der
„persönlichen Vereinigung der beyden Naturen in
„Christo, und von seiner Genugthuung bekannt ma-
„che; so sollte man sie Jesum, als einen Mann von
„Unschuld und menschenfreundlicher Gesinnung, und
„wohlthätiger Geschäftigkeit, zugleich als einen gött-
„lichen Lehrer und Wunderthäter kennen lernen, da-
„mit

* Dienstliche Bitte an den V. dieses doch fein bald zu thun.

„mit sie dadurch zuerst eine Hochachtung gegen seine „Person gewinnen, und hernach den Aussprüchen „desselben von seiner göttlichen Hoheit, und von dem „Hauptzweck seiner Offenbarung im Fleische, einen „desto ehrerbietigern Glauben geben möchten. Dies „nennen die Herren S. 58. den Begrif von dem Er„löser nicht erleichtern, sondern aufheben, die Kin„der zu wahren Socinianern machen. Sie erlau„ben sich nämlich dabey die Verdrehung, als ob der „Aufseher den Kindern eingeschärft wissen wollte, „Jesus sey nichts mehr als ein bloßer Mensch ge„wesen. Wir bieten alle diejenigen auf, die noch „die geringste Empfindung und Ehrlichkeit * haben, „sich auf ein Exempel einer Verdrehung zu besinnen, „welches hämischer wäre, als diese. Und wie müssen „diese Herren nicht beschämt werden **, wenn sie in

N 4 „dem

* Und ich biete einen jeden auf, der noch die geringste Empfindung von Vernunft hat, mir zu sagen: Wann ein Socinianer anders ein solcher ist, der Christum für einen bloßen Menschen hält, und jemand lehret ein Kind, (S. den Aufseher S. 457) „daß es nur zween ganz gute und vortrefliche Menschen gegeben habe, den ersten Menschen Adam „der es nicht geblieben, sondern zum Ungehorsam verführet „worden sey, und einen andern Jesum Christum, der seine „moralische Güte und Vortreflichkeit allezeit behalten habe;„ ob es eine Verdrehung sey, wenn man saget: dieser Satz sey Socinianisch, und mache also das Kind das diesen Satz glauben soll, zu einem Socinianer.

** Gar nicht, dann wir wissen es ja schon, daß der Aufseher seinen Lehrling nur so lange hat einen Socinianer wollen seyn lassen, bis er die orthodoxe Lehre fassen könnte. Ob aber dieser Art ein Geheimniß beyzubringen, anzurathen sey, darüber mögen unsere Theologen urtheilen.

„dem zweyten Bande des Aufsehers lesen, wie er
„es angreife, auch Kindern, von Christo, als dem
„Erlöser, einen deutlichen und würdigen Begriff
„zu machen. Wer könnte auch wohl eine so ver-
„nünftige Unterweisung in den Lehren des Christen-
„thums misbilligen, es müßte denn ein Jude, oder
„ein verdeckter Freygeist seyn, dem sein Gewissen
„sagt, wie viel die christliche Religion damit ge-
„winne, wenn alle, die sich zu derselben bekennen,
„von der göttlichen Sendung Jesu und seinem erha-
„benen Charakter, eine starke Ueberzeugung haben,
„und der aus Liebe zu seinem Irrthum, oder aus ei-
„nem heimlichen Haß gegen das Christenthum, einen
„solchen Unterricht gerne in übeln Ruf bringen will.
„S. 65 f. suchen sie die Orthodoxie des Aufsehers
„verdächtig zu machen, und ihn zu beschuldigen. als
„ob er sich die Miene der neumodischen Orthodoxie
„gäbe, die es für gleichgültig hält, wie man über
„diese oder jene Wahrheiten der Religion denke.
„Und das soll in dem 11. Stück des ersten Bandes
„geschehen seyn, wo der Aufseher beweiset, daß man
„ohne Religion, kein rechtschaffener Mann seyn kön-
„ne *. Der Einfältigste siehet, daß dieser Satz der
„sogenannten neumodischen Orthodoxie gerade entge-
„gen gesetzt sey. Aber wie oft siehet der einfältigste
„Ver-

* Herr M. hat hiebey nur gesagt, daß solche enthusiastische Sätze einen feinen Deckmantel für einen neumodischen Orthodoxen abgeben können. Inzwischen hat er auch deutlich gezeigt, daß der Aufseher diesen Satz durch offenbare Trugschlüsse hat behaupten wollen.

„Verstand etwas, was das schlechte Herz nicht sehen „will! Auch haben die Briefsteller nicht für gut ge„funden zu sagen, wie solches auf die Rechtgläubig„keit des Aufsehers einen Verdacht werfen könne. „Zum Beweise, wie ungezogen sie sind, und wie gut „sie sich auf das Schmähen verstehen, wollen wir ihr „Urtheil über Cramern als Dichter hersetzen *: „Cramer ist ein vortreflicher Versificateur, der „eine beneidenswürdige Leichtigkeit zu reimen „hat; daß aber sein poetisches Genie, wenn man „ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugeste„hen kann, sehr einförmig ist, das haben wir „beyde oft bedauert. Wer eine oder zwey von „seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie „alle gelesen. Sein Feuer ist ein kaltes Feuer, „das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und „Frage, blos in die Augen leuchtet. Wer das den „Herren

* Das ist doch auch wohl nicht eins von den Urtheilen, die des Herrn B. Meynung nach, nur ein Jude oder ein verdeckter Freygeist fällen kann. Inzwischen macht hier der V. der Hrn. G. so viel Verdrehungen aufbürden will, gewiß die allerunverschämteste Verdrehung, er wirft den Perioden herum, und läßt das Nothwendigste weg, bis ein ganz andrer Verstand herauskommt. Hr. G. schreibt folgendermaßen: (3ten B S. 97.) „Hr. Cramer ist der vortreflichste Versificateur dafür erkennen „wir ihn beyde. Daß aber sein poetisches Genie, wann man „ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, „sehr einförmig ist, das haben wir oft beyde bedauret. Wer „eine oder zwey von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der „hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische „Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen: „aber

„Herren nicht zuglauben will, dem können wir nicht „helfen. Gesagt haben sie alle diese unverschämten „Machtsprüche. S. 97. 98. Bey Gelegenheit eines „Liedes auf die Auferstehung Christi im ersten Bande „des Aufsehers St. 16. welches sie Klopstock zu„schreiben, sagen sie: Es ist, wie des Herrn Klop„stocks Lieder alle sind, so voller Empfindung, „daß man oft gar nichts dabey empfindet. Es „kömmt uns das letztere Urtheil so vor, als ob jemand „von Leßings schönen Fabeln urtheilen wollte, sie „wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber „würden. Das wäre leicht gesagt. Aber wer würde „nicht einen Menschen, der aus Dummheit so ur„theilte, bedauren, daß sein Geschmack so sehr ver„warloset wäre, oder, wenn ihm die Bosheit ein „solches

„aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die „kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so sonderbaren „Ganzen macht." Nun wird man urtheilen können, ob die Benennung eines Versificateurs anzeigen soll, daß man Cramern etwa für nichts als einen blossen Reimer halte. Der Verfasser des Essay on the Writings of Pope hat ein großes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß Pope nichts als ein Versificateur sey. Die besten französischen Kunstrichter behaupten, daß Boileau ein bloßer Versificateur sey. Wer hat sich aber träumen lassen, dieses für eine Schmähung auszugeben. Hr. Cramer kann sich unmöglich geschmähet glauben, wann man ihn mit Boileau und Pope in eine Classe setzet. Daß im übrigen in Absicht auf die Oden des Hrn. Cramers auch Kenner unserer Meynung seyn, kann unter andern das sehr bedeudente Stillschweigen eines Ramlers, in seiner Einleitung in die schönen Wissenschaften, bezeugen.

„solches Urtheil dictiret hätte, ihn verabscheuen. So
„viel mag genug seyn. Wir haben es für nöthig er„achtet, diesen plumpen Angrif, den zween der grös„sesten Schriftsteller unsrer Nation erfahren müssen,
„ins Licht zu setzen, nicht um des eigentlichen Publi„ci willen, welches urtheilen kann, sondern um der
„Leser willen, bey welchen die Regel, calumniari au„dacter, allemal gut angebracht ist, und die schwach
„genug sind, das Urtheil dieser Leute für die Stim„me der Nation zu halten. Zumal, da die Erwartung
„unsers auswärtigen Freundes erfüllet ist, daß weder
„Cramer noch Klopstock, sich so weit herabgelassen
„haben, darüber zu zürnen, oder auch nur die ge„ringste Empfindlichkeit zu zeigen *. Wir hoffen, sie
„werden sich ferner nach der Regel richten, die sie im
„Nordischen Aufseher B. 1. No. 49. in dem vortrefli„chen Stücke vom Publiko allen guten Schriftstel„lern geben, und welche besonders Klopstock mit
„einer bewundernswürdigen Großmuth bisher beob„achtet hat **: Hat ein Scribent das Glück, zu
„seiner

* Wie wäre es möglich, daß Leute von der Einsicht eines Cramers oder Klopstocks zürnen oder empfindlich werden könnten, weil man an ihren Schriften etwas auszusetzen findet. Leute von kriechender Denkungsart pflegen dieses sehr leicht zu thun, aber kein vernünftiger Mann.

** Diese Stelle schickt sich, ohnerachtet der Einschiebsel des V. ganz im geringsten nicht hieher. Denn der Geschmack unserer Nation und selbst des

„seiner Zeit zu schreiben, da der Geschmack seiner „Nation (wir setzen hinzu, oder eines Theils seiner „Nation) schon völlig ausgebildet ist; so hat er „blos zu einigen niederträchtigen Angriffen still „zu schweigen, die nur deswegen auf ihn gesche„hen, weil er noch nicht todt ist. Denn wenn er „auch menschlich genug wäre, sogar diejenigen „nicht zu verachten, die so stolz sind, daß sie ihre „Aussprüche über Sachen, die sie gar nicht beur„theilen können, für nöthig halten, (oder die so „hämisch sind, ihn wider ihre eigene Absichten zu „verläumden) welchen Nutzen würde es haben, „wenn er sein Stillschweigen bräche!“

des größten Theils unserer Nation ist nichts weniger als völlig ausgebildet. Wir haben zwar offenherzig und ohne Schmeicheley, aber niemals niederträchtig angegriffen; wir haben auch niemand angegriffen weil er noch nicht todt ist; wir sind nicht stolz genug unsere Aussprüche für nöthig zu halten; aber wir sind uns auch bewußt, daß wir blos von Sachen urtheilen, die wir zu beurtheilen im Stande sind. Eine Probe davon, im kleinen, mag seyn, daß wir das Einschiebsel, oder die so hämisch sind ihn wider ihre eigene Absichten zu verläumden, unbeurtheilet lassen, weil wir wirklich nicht verstehen, was der V. mit diesem Non Sense sagen will.

Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



VIter Theil.

Berlin, 1762.

bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe
des sechsten Theils.

Zwey und neunzigster Brief. Von des Hrn. P. Sulzers Abhandlung vom Genie in der *Histoire de l'Academie des sciences & belles Lettres Année 1757.* S. 211.
Drey und neunzigster Brief. Von eines Ungenannten, Abhandl. vom Genie in des zweyten Bandes erstem Stücke der Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften. S. 225.
Vier und neunzigster Brief. Von Hrn Merians Vergleichung zweyer psychologischer Grundsätze. Von des Hrn. v. Premontval Theologie vom Wesen oder Kette von Ideen, von Wesen bis zu Gott. Beyspiel der sonderbaren Schreibart dieses Schriftstellers. S. 229.
Fünf und neunzigster Brief. Von dem seltsamen universitätshaftigen Ton, in der Jenaischen philosophischen Bibliothek. S. 241.
Sechs und neunzigster Brief. Nachricht, daß der Verf. der poetischen Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Schrift, in der Jenaischen Bibliothek zu einem Dichter der ersten Grösse erhoben worden. Imgleichen, daß ein jenaischer Magister den Candide sehr gründlich nach den Regeln der Schule widerlegt habe. S. 246.
Sieben und neunzigster Brief. Von Hrn Prof. Meyers Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns. S. 250.
Acht und neunzigster Brief. Nachricht von der achten Ausgabe der Poesies diverses. S. 257.
Neun und neunzigster Brief. Von der Imitation de Lucrèce sur les vaines terreurs de la mort & les frayeurs d'une autre vie. S. 263.
Hunderter Brief. Ueber das Gedicht an Maupertuis, daß die Vorsehung sich nur um die Art, und nicht um die einzelne Dinge bekümmere. S. 273.
Hundert und erster Brief. Vertheidigung einiger Ausdrücke eben dieses Gedichts gegen einige falsche Auslegungen die davon gemacht werden könnten S. 276.
Hundert und zweyter Brief. Von des Hrn. Basedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nor-

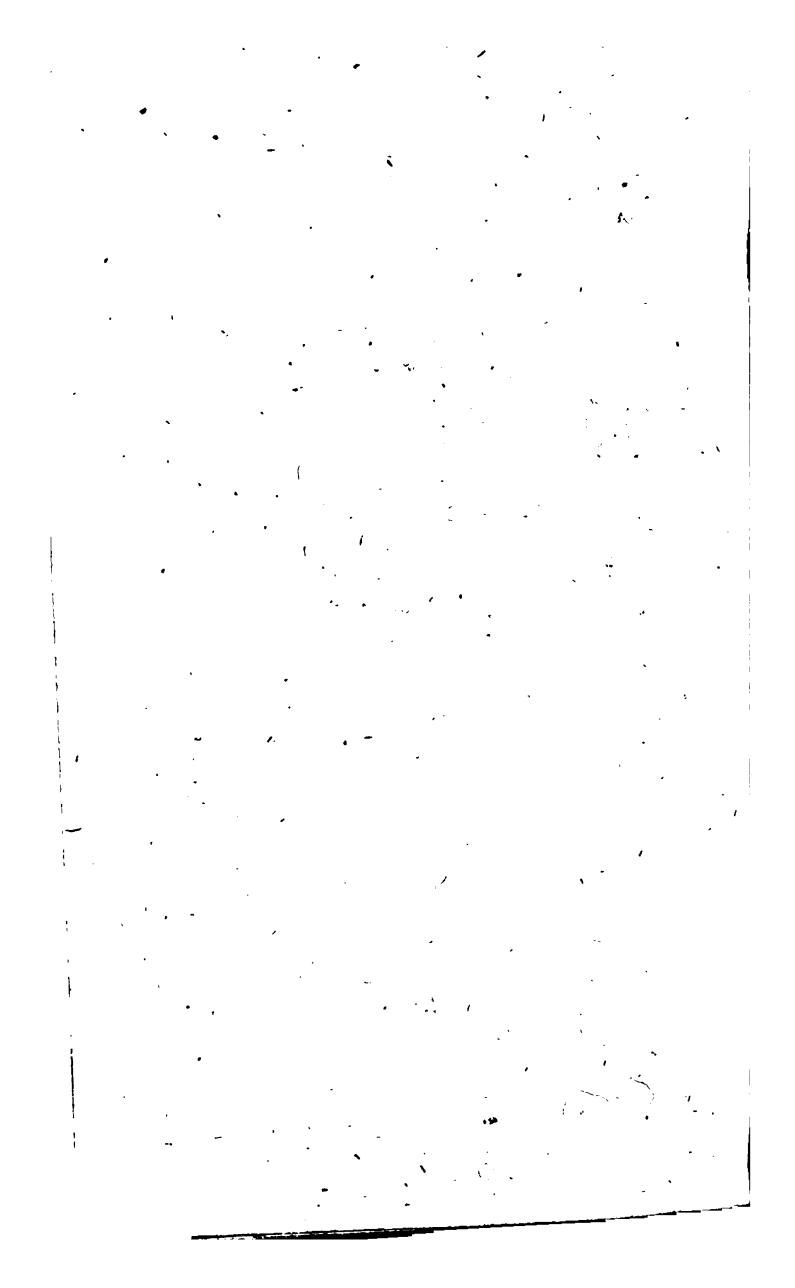
dischen

dischen Aufsehers mit den Beschuldigungen gegen dieselben. S. 289.
Hundert und dritter Brief. Daß es keine Schmähung sey, wenn man Hrn. Cramer den vortreflichsten Versificateur genennet hat. S. 297.
Hundert und vierter Brief. Von Hrn. Basedow geforderte Beyspiele, daß es dem Aufseher gewöhnlich sey, viel Worte zu machen und einen kleinen Gedanken durch weitschweiffige Reden aufzuschwellen. S 305.
Hundert und fünfter Brief. Daß es also kein Verbrechen sey, zu sagen, der Stil des fleißigsten Mitarbeiters am Aufseher, sey der schlechte Kanzelstiel eines seichten Homileten 2c. S. 313.
Hundert und sechster Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufseher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könnte, und der Basedowischen Vertheidigung. S. 321.
Hundert und siebender Brief. Wie der Aufseher wol auf diesen Satz möge gekommen seyn. S. 341.
Hundert und achter Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufseher vorgeschlagene Methode, junge Leute den Erlöser der Welt kennen zu lernen. S. 347
Hundert und neunter Brief. Daß diese Methode weder durch die Rede die Paulus vor den Athenienfern, noch durch die, welche er vor dem Felix und Agrippa hielt, könne gerechtfertiget werden. S. 353.
Hundert und zehnter Brief. Von der Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit, die sich der Aufseher zu geben sucht. S. 369.
Hundert und eilfter Brief. Von Hrn. Klopstocks Eintheilung der Arten über Gott zu denken, und von dessen Liedern, von welchen beyden der Verfasser wenig hält. S. 373.
Hundert und zwölfter Brief. Von einem im Aufseher befindlichen, unter dem Namen des Kupferstechers Rauke erdichteten anzüglichen Briefe. S. 379.
Hundert und dreyzehnter Brief. Anpreisung der Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums. S. 385.
Hundert und vierzehnter Brief. Von Hrn. Knorrs allgemeiner Künstlerhistorie. S. 401.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Sechster Theil.



Zwey und neunzigster Brief.

Ich glaube nicht, daß die Alten ein Wort gehabt haben, das auszudrücken, was wir itzt Genie nennen. Ihre Schriftsteller schweigen gänzlich von dieser Eigenschaft des Geistes, die unsere Kunstrichter beständig im Munde führen, und unsere Weltweisen nun auch endlich zu untersuchen anfangen. Es muß jenen also blos an dem Worte gefehlt haben, dadurch ein abstrakter Begrif, ein Gegenstand der Untersuchung werden kann; denn von der Eigenschaft selbst haben sie, wo nicht mehr besessen, doch gewiß mehr gezeigt als wir. Der Schluß ist seltsam, den einige Schriftsteller von dem Mangel gewisser Worte bey einer Nation, auf die Abwesenheit, der dadurch ausgedrückten Begriffe

machen wollen. Mich dünkt, man finde Precieux, Ennuyeux, und Cocquetten genug in Deutschland, ob wir gleich kein Wort haben, diese Charaktere auszudrücken. Muralt, * der uns Glück wünscht, daß uns diese Laster unbekannt zu seyn scheinen, müßte uns von der andern Seite bedauern, weil wir auch zu Genie kein deutsches Wort haben.

Und dieses ist wirklich Schade; denn wenn das Wort Genie, vor einiger Zeit in Deutschland bekannt gewesen wäre, zu welchen schönen Untersuchungen hätte es nicht unserm grossen Wolf, in der Seelenlehre Anlas gegeben! Baumgarten handelt zwar in seiner Metaphysik vom Genie, allein mit der ihm gewöhnlichen Kürze. — Ausser ihm hat meines Wissens, niemand als Dubos und Trublet, von dieser Materie geschrieben. Jener kritischer, und dieser mit mehr Witz, aber keiner von beyden philosophisch genug. Ich habe mich gefreuet, letzthin zwo Abhandlungen, über das Genie von deutschen Schriftstellern

* Lettres sur les Anglois & sur les François.

stellern zu finden. Eine von dem Herrn Pr. Sulzer, * und die zwote von einem ungenannten Verfasser, ** der uns noch eine Fortsetzung verspricht. Erlauben Sie, daß ich Sie mit den wichtigsten Anmerkungen aus diesen Aufsätzen unterhalte;

Herr Sulzer legt die Namenerklärung des Abts Dubos zum Grunde. „Genie, spricht die„ser, nennet man das Geschicke (l'aptitude) das „ein Mensch von der Natur empfange, gewisse „Dinge gut und leicht zu verrichten, die von an„dern Menschen, wenn sie sich auch noch so viel „Mühe geben, nicht anders, als schlecht verrich„tet werden können.„ Man kann mit dieser Erklärung so ziemlich zufrieden seyn, dünkt mich. Jedoch wäre zu wünschen, daß man die gewisse Dinge näher bestimmen könnte, die das Genie soll leicht und gut verrichten können, denn es giebt Verrichtungen des Körpers, die ein

* Histoire de l'Académie Royale des Sciences & des Belles Lettres. Année 1757.

** Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften. 2 B. St. 1.

solches Geschick, als Dubos beschreibt, voraus-
setzen, und dennoch allzugeringschätzig sind, als
daß sie dem Genie sollten zugeschrieben werden.
Die Erklärung des Herrn Pr. Sulzers, kömmt
einer Sacherklärung näher, und ist zugleich an-
passender. „Das Genie, sagt er, bestehet vor-
„nehmlich in dem Vermögen, sich aller erken-
„nenden Seelenkräften mit Leichtigkeit und Ge-
„schicklichkeit bedienen zu können.„ Es ist keine
besondere Fähigkeit der Seele, heißt es an einem
andern Orte, sondern eine allgemeine Bereitschaft
(disposition;) gewissermassen eben dasselbe, in
Ansehung der erkennenden Seelenvermögen, was
das sittliche Temperament in Ansehung der Be-
gehrungsvermögen ist. — — Dieser Gedanke
kömmt der Baumgartischen Erklärung ziemlich
nahe. „Ein jedes Begehrungsvermögen in uns,
„sagt dieser Weltweise, * ist eingeschränkt, daher
„kommen ihm gewisse und bestimmliche Schran-
„ken zu. Vergleicht man also die erkennende
„Vermögen mit einander; so muß ein Ver-
„hält-

* Metaph. §. 648.

„hältniß und eine bestimmte Proportion zwischen
„ihnen Statt finden, vermöge welcher eines grös-
„ser oder kleiner ist, als das andere. Diese be-
„stimmte Proportion der erkennenden Seelen-
„kräfte in einem Menschen, nennet man inge-
„nium latus dictum, oder wie es Herr B. ver-
„deutscht, Kopf, Gemüthsfähigkeit." Das,
was man vorzugsweise Genie nennet, könnte nach
dieser Erklärung heissen, eine solche Proportion
der erkennenden Seelenvermögen, die dazu über-
einstimmen, den Menschen, der sie besitzet, zu
gewissen Verrichtungen in ausnehmendem Grade
geschickt zu machen.

Jedoch lassen Sie uns mit dem Erklären so lan-
ge inne halten, bis wir die wesentliche Stücke
kennen, die zum Genie erfordert werden. Herr S.
hat sich bemühet, sie auseinander zu setzen. Das
erste, was man bey einem Genie bemerkt, ist
die lebhafte Wirksamkeit des Geistes, vivida vis
animi, wie sie Lucrez beschreibet. Diese nen-
net Herr S. die Grundlage des Genies, die
eine unmittelbare Wirkung eines höhern

Grades der Vorstellungskraft ist. Eine Vorstellungskraft, ist ein Bestreben nach neuen Begriffen, und ein höherer Grad der Kraft macht das Bestreben lebhafter, feuriger und wirksamer.

Diese Wirksamkeit der innern Kraft, erzeuget eine Lust und anspornende Begierde zu solchen Gegenständen, die ihr zusagen; das heißt, die dem Temperamente ihrer Fähigkeiten, die beste Nahrung, und den glücklichsten Fortgang versprechen. Man nennet dieses, Lust zu einer Sache haben. Die unwiderstehliche Lust ist das erste Merkmal, dadurch sich das Genie zu erkennen giebt, und bey ausserordentlichen Genies, pflegt sie bis zur Leidenschaft anzuwachsen. Alsdenn kann sie nichts von ihrem Vorsatze abhalten. Sie übersteigen alle Schwierigkeiten, die sich ihnen darbieten, und werden ohne die geringste Aufmunterung in der Kunst oder Wissenschaft vortreflich, die ihre Zueignung gewonnen hat.

Indessen sagt Herr S. ist diese Lust zu einer Sache, zwar die erste Wirkung des Genies,

aber

aber nicht das Genie selbst. Man kennet mittelmäßige Künstler und Schriftsteller, die in ihr Metier bis zur Leidenschaft verliebt sind. Es hat ihnen also nicht an Lust, und dennoch an Genie gefehlt. Welche Eigenschaften müssen also zur Lust hinzukommen, um ein Genie auszumachen? — Erstlich Witz und Scharfsinnigkeit, oder das Vermögen, an den Gegenständen eine grosse Menge von Verhältnissen und Beziehungen wahrzunehmen, sie gleichsam mit einem Blick zu übersehen, und ihre Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu unterscheiden. — Daß dieses eine nothwendige Eigenschaft des Genies sey, werden Sie dem Herrn S. ohne Beweis zugeben. — Zweytens, eine gründliche Beurtheilungskraft, um die Wichtigkeit der Verhältnisse schätzen zu können, und diejenige zu wählen, die am sichersten, bequemsten und angenehmsten zum Zwecke leiten. Nur durch diese Eigenschaft kann man zu dem hohen Grade der Kunst, zur edlen Einfalt gelangen, die alles Ueberflüßige verwirft, und durch die kleinste Mittel die größte Endzwecke erreicht.

Die dritte Eigenschaft, die Herr S. zu einem G nie erfordert, ist die Besonnenheit, oder Gegenwart des Geistes, (contenance, du présence d'esprit,) welche die Seele in der größten Erhitzung der Einbildungskraft, bey der Freyheit erhält, die Aufmerksamkeit, wohin es ihn beliebt, zu lenken, um den Vorwurf im Ganzen übersehen zu können. „Ein lebhafter „Kopf, sagt Herr S. dem diese Eigenschaft feh„let, wird von den Mitteln seine Absicht zu er„halten, die sich ihm am ersten darbieten, allzu„stark gerühret: Er überläßt sich ihnen mit der „größten Hitze, und denket nicht daran, daß „es sichere und leichtere Mittel geben könne. „Mit aller möglichen Scharfsinnigkeit und „Beurtheilungskraft, kann man auf solche „Weise die größten Fehler begehen. Indem „man eine Idee allzufeurig verfolgt, läßt „man sich verschiedene andere entwischen, „und bringet sich selbst um den Vortheil, „den Werth der Ideen gegen einander ab„wägen zu können. Nun sind ordentlicher„massen in jeder anhaltenden Unternehmung

„viele

„viele Dinge zu betrachten, eine grosse Anzahl
„von Mitteln in Erwegung zu ziehen, die alle
„zu eben demselben Endzwecke führen, deren
„einige sich selbst anbieten, andere aber nicht
„anders als durch emsiges Nachsuchen gefunden
„werden; und sehr oft sind die letztern die be-
„sten. So wie der Mahler denselben Ausdruck
„auf unendlich verschiedene Weise geben kann,
„indem er die Haltung, die Gesichtszüge, oder
„die Gebärden verändert, eben also kann der
„Dichter und Redner denselben Gedanken auf
„vielerley Art ausdrücken. — — Es gehört
„also Gemüthsstille und Besonnenheit dazu, al-
„le mögliche Wege ausfündig zu machen, und
„den besten zu wählen.„ Mann kann hinzu
thun, daß ein Künstler öfters die besten
Mittel gewählt haben, und dennoch ohne
Hülfe dieser wichtigen Eigenschaft sehr mittel-
mäßig bleiben kann. Entweder, er wird
von dem Feuer der Einbildungskraft so sehr
überwältigt, daß er sich die Mittel lebhafter
vorstellet, als die Absicht, und daher bey
jedem Schritt in Gefahr kömmt, sein Ziel
aus

aus den Augen zu verlieren; oder er wird seine Kräfte nicht gehörig auszusparen wissen, und sie bey einer geringern Gelegenheit verschwenden, ohne vorherzusehen, daß wichtigere Gelegenheiten auf ihn warten, die ihn sodann erschöpft finden werden. Mit einem Worte, das Genie muß Meister über seine Begeisterung seyn, die Vernunft muß in dem Temperamente seiner Fähigkeiten, oben an sitzen, und im Sturme der Leidenschaften selbst, das Steuer nicht verlieren. Akenside hat diese Eigenschaft eines grossen Genies vortreflich ausgedrückt. *

When lightning fires
The arch of heav'n, and thunders rock the ground.
When furious whirlwinds rend the howling air,
And ocean, groaning from his lowest bed,
Heaves his tempestuous billows to the sky;
Amid the migthy uproar, while below
The nations tremble, *Shakespear looks abroad*
From some high cliff, *superior, and enjoys*
The elemental war.

Diese Eigenschaft ist es, dünkt mich, dadurch das Genie zum Erhabenen fähig wird; denn alles,

* The Pleasures of Imagination. Book III. v. 550.

les, was es in dieser Disposition des Gemüths hervorbringt, wird der Charakter der stillen Majestät an sich haben, die uns als ein Merkmal einer ausnehmenden Vollkommenheit in Bewunderung setzet. Ein Mensch, der die größten Begebenheiten und ungestümsten Leidenschaften heiter und mit sich selbst bewußter Grösse, wie Addisons Engel die Gewitterwolke vor sich her treibet, ist meines Erachtens, der vollkommenste Sterbliche, der die Grenzen der menschlichen Fähigkeiten schon beynahe überschreitet.

Ich verliere mich, und vergesse, wem und wovon ich schreibe. So sehr hat mir die Idee gefallen, dem Genie die Gegenwart des Geistes, als eine nothwendige Eigenschaft zuzuschreiben. Ich gestehe indessen, daß mir Herr S. von diesem fruchtbarem Gedanken, nicht den besten Gebrauch zu machen scheinet. Indem er den Nutzen desselben ausdehnen will, verringert er seinen Werth, und verwandelt durch die Besonnenheit, das schöpferische Genie in ein correctes und fehlerfreies Wesen, das sich immer

mer gleich bleibt, und Tadel so sehr scheuet, als Verachtung. „Wenn ein Künstler beständig „mit Leidenschaft arbeitet, sagt er; so können „seine Werke zwar voller glänzenden und erha- „benen Züge seyn, aber im Ganzen wird man „ohne Zweifel noch grosse Fehler antreffen. „Die Leidenschaft mag beschaffen seyn, wie man „will; so fällt sie doch allezeit falsche Urtheile. „Horaz, dieser grosse Kenner von Werken des „Genies, und selbst ein grosses Genie, befielt „dem Dichter, sein Werk neun Jahre bey sich „zu behalten, bevor er es bekannt werden läßt. „Warum? Weil es schwehr ist, die Fehler „einzusehen, die man in der Begeisterung „begangen, weil man die Hitze, mit welcher „man gearbeitet, muß vorüber gehen lassen, „um über alle Theile eines Werks, ein freies „Urtheil fällen zu können.„ Wohl! Dieses beweiset, daß das Ausbessern für das Genie rühmlich sey, warum will es aber Herr S. für eine Wirkung des Genies machen? Warum will er das vortrefliche Instrument des Genies, die Besonnenheit, zur kriti-

schen

schen Feile erniedrigen? Dieses sind die Verrichtungen des Geschmacks und der Kunst, und das Genie selbst, muß sich ihrer Hülfe bedienen, wenn es sich anders bis zum Ausbessern herunterlassen will. Der Abt Trublet hat hiervon einige sehr artige Gedanken. „Wie kömmts, fragt er, daß „in manchem Werke, sehr matte Stellen und „grobe Fehler, neben sehr grosse Schönheiten „anzutreffen sind? — Die Antwort ist leicht. „Der Verfasser war ein Genie. Dieselbe Ursa„che erzeuget seine Fehler und seine Schönhei„ten. Man kann ihm das Talent, jene zu ver„meiden, nicht geben, ohne ihm das wichtigere „Talent, diese hervorzubringen, zu benehmen. „Was er von Seiten der Kunst und des Ge„schmackes gewinnen würde, das würde er von „Seiten der Einbildungskraft und des Genies, „wieder verlieren. — Wenn ein Werk ohne „Fehler möglich wäre; so müßte es einen mit„telmäßigen Menschen zum Verfasser haben. —

Lassen Sie uns mit eben demselben Schriftsteller schliessen. „Da das Genie die Schön„heiten

„heiten hervorbringt, die Kunst und der Ge-
„schmack aber, nur die Fehler zu vermeiden,
„und die Schönheiten auszubessern lehrt; so las-
„sen sie uns an dem Verfasser eines Werks, das
„Genie erfordert, an einem Redner oder Dich-
„ter, z. E. nichts so sehr erheben, als das Genie.
„Es übertrift alles, und so schätzbar auch der Ge-
„schmack ist, wenn ich die Macht hätte, einem
„Schriftsteller, der viel Genie, und nicht Ge-
„schmack genug besässe, noch etwas zu geben:
„so würde ich ihm nichts anders geben, als
„Genie.„

D.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 13. April 1760.

Drey und neunzigster Brief.

Der ungenante Verfasser des Versuchs über das Genie, davon ich Ihnen geschrieben, hat einen andern Weg genommen. Er macht den Anfang mit den Redensarten, die man vom Genie zu gebrauchen pflegt, und suchet durch eine Art von Induction, die Erklärung herauszubringen, und die Eigenschaften des Genies auseinander zu setzen. Die Redensart, Genie zu einer Sache haben, ist die erste, die er untersucht. Er theilet sie in drey Hauptclassen ein, im Genie zur Erlernung, zur Ausübung, und zur Erfindung einer Sache, handelt in gegenwärtigem Versuch von den ersten beyden, und verspricht in einer Fortsetzung, auch das Genie zur Erfindung näher zu betrachten.

Er wirft gleich Anfangs die Frage auf: „Wie gehet es doch immer zu, daß man „zwar sagt: Ein Mensch habe Genie zur Er„lernung der Malerey, der Dichtkunst, u. s. w. „daß man aber niemahls sagt: Der Mensch „hat Genie zur Moral, zur Theologie, zur „Philosophie, zur Arzeney oder Rechtsge„lehrsamkeit, kurz, zu allen höhern Wissen„schaften? — Erfordert die Erlernung der„selben weniger Genie, als die Erlernung „irgend einer Kunst?„ Nichts weniger, dünkt mich, so sehr sich auch der Verfasser in der Folge auf diesen Gedanken zu stützen scheinet. Man sagt sehr wohl, Genie zu den Wissenschaften haben, aber man macht die Eintheilung nicht, Genie haben zur Theologie, zur Moral, zur Medicin, u. s. w. so wie man solches in Ansehung der Künste zu thun pflegt. Und nichts ist vernünftiger, als dieser Sprachgebrauch. Eine jede Kunst hat ihren besondern Gegenstand, und fordert zur Erlernung eine besondere Mischung, eine Proportion der Seelenkräfte, die dem Ge-

genstände angemessen ist. Hingegen erfordern alle höhere Wissenschaften nichts anders, als einen richtigen Gebrauch des Verstandes, und setzen alle in dem Lernenden eben dasselbe Genie zum voraus. Warum soll also der Sprachgebrauch dasjenige unterschieden, was an sich nicht unterschieden ist?

Noch mehr! Ich glaube, daß man folgende Redensarten zu unterscheiden pflege, **Genie zur Historie, zur Philosophie, oder zur Mathematik haben.** Ist diese Bemerkung anders richtig; so läßt sie sich sehr gut erklären. Der Unterschied zwischen der historischen, philosophischen und mathematischen Kenntniß, scheinet auch eine Verschiedenheit im Genie, wenigstens in der Anwendung desselben zu erfordern. Wo aber die Art der Kentniß einerley ist, da hat der Sprachgebrauch auch keine Verschiedenheit im Genie des Lernenden gesucht. Diesem Genie zur Rechtsgelehrsamkeit, und jenem zur Theologie zuschreiben, wäre eben so viel, als diesen zur Erlernung der chineschen, und jenen zur Erlernung der griechischen Historie für geschickter zu halten.

Uebrigens ist diese Abhandlung voller schönen Betrachtungen, die zum Theil auch neu sind. Ich begnüge mich, Ihnen einige Sätze abzuschreiben, die der Verf. aus seinen Anmerkungen gezogen hat.

„Man kann vieles behalten, und auch wohl „wieder anbringen, und es ist kein Merkmal des „Genies.„ —

„Wer Genie zur Erlernung einer Sache hat, „bey dem ist die Fähigkeit, oder Fertigkeit, wel„che dazu erforderlich ist, herrschend.„

„Wer Genie zu einer Sache hat, bey dem ist „die herrschende Fähigkeit, entweder durch die „Beschaffenheit der innern und äussern Sinne, oder „durch die Lage des Körpers, oder durch die ersten „Eindrücke, oder durch Erziehung und Umgang so „ausgebildet worden, daß sich leichter auf diesen „Gegenstand lenkt, als auf einen andern.„

„Wenn zu Erlernung einer Sache die vorzüg„liche Schärfe eines sinnlichen Werkzeuges erfor„derlich ist; so hat derjenige, dem solche mangelt, „kein Genie dazu, wenn auch gleich die Fähig„keit der Seele, welche dazu erfordert wird, „herrschend bey ihm seyn sollte.

„Wenn

„Wenn ein Mensch keine gute Muster vor sich „gehabt hat; so sind seine schlechte Arbeiten noch „keine Zeichen von dem Mangel des Genies.

„Wer aber die besten Muster elend nachähmet, „der beweiset auch, daß er zu der Kunst, darin „er arbeitet, kein oder wenig Genie habe.

„Es ist also eine richtige Prüfung, ob ein Mensch „zu einer Sache Genie habe, wenn man ihm gute „Muster davon zur Nachahmung vorlegt, und endlich

„Wäre es eine vortrefliche, aber nur zu oft ver„säumte Regel der Erziehung, wenn man junge „Leute mit den besten Mustern in allen Arten der „Künste bekant zu machen sucht.„

Sie sehen, daß beyde Schriftsteller auf denselben Wege sind, nur daß sie von entgegengesetzten Seiten ausgegangen sind. Wenn der Ungenante, wie er verspricht, fortfahren wird; so wird er vermuthlich den Herrn S. begegnen.

D.

Vier und neunzigster Brief.

Ich habe den Band der Geschichte der Königl. Academie nun einmal zur Hand: Die Sulzeri-

sche Zergliederung des Genies hat Ihnen gefallen: Lassen Sie uns zusehen, was die Classe der speculativen Weltweisheit sonst neues hat.

Den Anfang macht Herr Merian mit einer Vergleichung zwischen zweyen psychologischen Grundsätzen, nehmlich zwischen der Leibnitzischen Vorstellungskraft, und dem Candillacschen Vermögen zu empfinden. Der Einfall ist nicht unglücklich. Nichts kann uns die Schwäche oder Stärke eines Systems deutlicher zeigen, als die Vergleichung, und es wäre zu wünschen, daß ein neuer Plutarch die Arbeit übernehmen wollte, die Helden der Weltweisheit mit einander zu vergleichen. Aber er müßte so unpartheilich seyn, als Herr M. und sich niemals, weder für, noch wider ein System erklärt haben, damit beyde Partheyen ihn für den zustehenden Richter erkennen. Wer sich erklärt hat, oder gar selbst mit Systemen schwanger gehet, dem stehet das Richteramt nicht zu, denn er gehört zur Parthey.

Sie, die Sie sich von dieser Seite eines unbefleckten Gewissens rühmen, hier ist was für Sie zu beurtheilen! Eine neue philosophische Theologie

von dem Herrn von Premontval, die er die Theologie vom Wesen, oder Kette von Ideen, vom Wesen bis zu Gott * nennet.

Der Anfang dieser Abhandlung befindet sich unter den Schriften der Akademie vom Jahr 1755. Herr von P. beweiset allda, daß alle mögliche Grade der Vollkommenheit, alle mögliche Wesen, auch wirklich sind, und er will so gar die äusserste Unvollkommenheit, oder das größte Uebel nicht davon ausgeschlossen wissen. Er macht sich aber den Einwurf, daß man aus diesem Grundsatze, sowohl das Daseyn eines vollkommen bösen, als eines vollkommen guten Gottes schliessen könnte. Diese Besorgnis veranlaßt ihn hier, in der Fortsetzung das System der Manichäer zu widerlegen. Seine Gründe sind nicht neu, aber die Art des Vortrags ist ihm völlig eigen.

„Was verstehen wir hier, durch einen äusserst „bösen Gott? — Ein Wesen, das einen sol„chen Verstand, und eine solche Macht besitzt,

P 4 „als

* La Theologie de l'etre, ou chaine d'idées de l'être jusqu'à Dieu. Multum series juncturaque pollet. v. Histoire de l'Academie. Année 1757.

„als ich zur Idee von Gott erfordert habe, das
„aber statt der Güte, die beständig würksam
„ist, allen möglichen Wesen, so viel Gutes
„zu erzeigen, als möglich ist mit einer Bos-
„heit begabt wäre, die beständig würksam ist,
„allen möglichen Wesen, so viel böses zu
„erzeigen, als möglich ist. Vollkommener
„kann der Contrast nicht seyn!

„Chimäre! Ein solches Ungeheuer ist eine bloß-
„se Chimäre! Ein viereckigter Zirkel, oder ein
„rundes Viereck!

„So viel ist gewiß, es giebt in der Unermeß-
„lichkeit der Wesen auch einen höchsten Grad
„der Bosheit. Aber ich behaupte, dieser höchste
„Grad der Bosheit, kann unmöglich mit dem
„höchsten Grade der Macht beysammen seyn.

„Warum?

„Weil er ohne Widerspruch nicht mit dem höch-
„sten Grade des Verstandes verknüpft seyn kann;

„Und weil der unendliche Unterschied in Anse-
„hung des Verstandes, auch einen Unterschied in
„Ansehung der Macht, mit sich führet.

„Man

„Man wird einwenden; die Mächtigsten unter „den Menschen sind gleichwohl gemeiniglich auch „die boshaftesten.

„Ich antworte aber 1) ich weiß nicht, ob das „an dem sey. Ich sehe wohl, daß ihre Bosheit „mehr Lärmen macht; ich sehe aber nicht, daß „sie eben grösser sey.

„Ich antworte 2) daß die Tyrannen nicht so„wohl aus Macht, als aus Unvermögen Ty„rannen sind. Aus Dürftigkeit, aus Mangel „der Mittel, sich selbst Genüge zu leisten.

„Ich antworte 3) daß kein Tyrann so abscheu„lich sey, daß er nicht gerne Gerechtigkeit thun, „und die Gesetze beobachten läßt, wenn seinen „Leidenschaften nichts im Wege stehet.

„Ich antworte 4) daß endlich alle Tyrannen „und Lasterhafte, so viel es ihrer jemahls gegeben, „doch immer Menschen gewesen sind, denen es „in tausenderley Absicht, an Einsicht und „Vernunft gefehlt hat.

„Ich wiederhole es also, der höchste Grad des „Verstandes, kann unmöglich mit viel Bosheit „beysammen seyn.„

Herr von P. treibt den Schluß noch weiter, und folgert, daß die allerhöchste Bosheit mit gar keinem Verstande begabt seyn könne. Alles was er ihr einräumet, ist eine Kraft, ein blinder Antrieb, ohne Verstand, ohne Willen, und ohne Vorsatz. — Indessen giebt es doch nach dem System des Hrn. von P. nothwendig einen höchsten Grad der Bosheit, wo wird dieser wohl anzutreffen seyn?.

„Wo anders, meinen Sie, als in einem Wesen, „das weder Verstand, noch Willen, noch Vorsatz, „sondern eine blosse Kraft hat, in der Materie?„ Gerahten! aber doch nur halb, denn Sie, und der Herr v. P. verbinden mit dem Worte Materie, nicht einerley Begrif. Hören Sie, wie er sich erklärt!

„Durch die höchste Bosheit verstehen wir über„haupt, dasjenige, woraus alle und jede würkli„che und mögliche Uebel entspringen. (Vorhin hat Hr. v. P gesagt, die höchste Bosheit sey ein beständiges Bestreben, allen möglichen Dingen, so viel Böses zu erzeigen, als möglich ist, und ich zweifele, ob die folgende Schlüsse sich mit dieser Erklärung vertragen.

„Nun ist erwiesen, daß die höchste Bosheit „nicht anzutreffen seyn kann.

„Weder

„Weder in einem einzelnen, allerweisesten und „allervernünftigsten Wesen; denn der Begrif „eines hohen Verstandes, kann nicht mit dersel„ben bestehen.

„Noch in einem einzelnen Wesen, das wenig „oder gar keinen Verstand hat: Ein solches „Individuum ist ein gar zu kleiner Gegenstand. (Ein etwas seltsamer Grund!)

„Sie muß also in einer Sammlung von We„sen, ihren Sitz haben:

„Und augenscheinlich, in der Sammlung al„ler Wesen.„ (Wenn dieses folgen soll; so muß Herr v. P. nicht nur die Individua, sondern eine jede Sammlung von Wesen, die nicht alle in sich begreift, für einen gar zu kleinen Gegenstand halten.)

„Aller Wesen, oder wenigstens aller unvoll„kommenen und eingeschränkten Wesen, sie mö„gen Verstand und Sinne haben, oder nicht.

„Mit welchem Rechte wollte man auch einige „ausschliessen, da von dem höchsten Grade die „Rede ist?„ (Wie folget das? Der höchste Grad begreift alles in sich, was sich von einer gewissen Qualität gedenken läßt, darum begreift er auch alle nur ersinnliche Wesen in sich?)

„Der

„Der höchste Grad begreift alles in sich, und „alles heißt alles.

„Was unvollkommen, und in irgend einer Ab„sicht eingeschränkt ist, das trägt zum Bösen et„was bey, das ist ein Element des Bösen (Die Frage war, ob alles Endliche und Unvollkommene, auch der Ursprung des Uebels sey, und ob das Uebel einzig und allein seinen Grund in der Unvollkommenheit und Einschränkung der Wesen haben, oder nicht? Diese Frage, auf welche alles ankommt, hat Herr v. P. gar nicht beantwortet. Die Ausdrücke zum Bösen etwas beytragen. Ein Element des Bösen seyn, sind gar zu vieldeutig, und können in der Sache nichts entscheiden.)

„Wie? wenn wir die ganze Masse, oder den „unendlich unendlichen Inbegrif aller dieser We„sen zusammen annehmen?

„Wo werden wir einen grösseren Grad von „Uebel finden, als in dieser Masse?

„Dis ist eben das, was man Materie zu nen„nen pflegt.

„Dieser Gesichtspunkt ist wichtig; man überlege „es wohl. Ja, was man Materie nennet, ist nichts

„als

„anders, als die Masse, oder der unermeßliche „Inbegrif der Wesen. (Es ist dem Herrn v. P. erlaubt, das Wort Materie, oder Masse zu erklären, wie es ihm beliebt. Er gestehe nur, daß dieses Wort sonst eine ganz andere Bedeutung zu haben pflege.)

„Der Inbegrif aller vorhandenen Dinge, aller „Qualitäten, aller Eigenschaften, und aller nur „ersinnlichen Naturen. (Dieses alles nennet er „Materie. Wie seltsam!)

„Das Theater aller Modificationen und auf „einander folgenden Veränderungen der Dinge.

„Ich rede von allen Dingen, um es nochmals „zu erinnern. Von allen Wesen, sie mögen zusam„men gesetzt, einfach, vernünftig, unvernünftig, „mit Empfindung begabt, oder empfindungslos „seyn. Man hätte vielleicht nun die Worte ein„geschränkt und unvollkommen, noch hinzu zu „thun, um das vollkommenste Wesen auszu„schliessen; wo ich nicht irgend mit Leuten rede, „die von dessen Daseyn nicht überzeugt sind.

„Man hat von je her, von der Unvollkom„menheit der Materie, und von ihrer Wider„spenstigkeit gegen das Gute gesprochen. Diese

„Leh-

„Lehre hat einen wahren Grund, der genau betrach-
„tet werden muß. Nichts giebt ihr mehr Licht, als
„dieser Begrif. (Gar kein Licht giebt ihr der Begrif
des Hrn. v. P.! denn wenn alles, ausser Gott, Ma-
terie heißt: so sagt der Satz, die Unvollkommenheit
rühre von der Materie her; so viel als nichts.)

„Die Materie ist kein, ich weiß nicht *was*,
„das allen andern Dingen zur Base dient, oder wor-
„aus alles bestehet; ohne Bestreben und ohne Kraft.

„Sondern vielmehr aus allen andern Dingen
„zusammengesetzt, sie enthält alles, besitzt alle
„Kräfte, und alle Bestrebungen.

„Sie ist also das **Chaos per excellentiam**,
„die **Unordnung**, die **Anarchie**. (Ich sehe
die Schlußfolge nicht ein. Sie enthält alle Kräf-
te; darum ist sie die Unordnung, die Anarchie?)

„Der sinnreichste Tyrann in seiner Wuth, ist
„so boshaft nicht, als ein gemeines Volk, das
„von einer blinden Raserey beseelt wird.

„Keine Boshaftigkeit kann grösser seyn, als die
„Boshaftigkeit der Materie, oder der Samlung
„unendlich unendlicher Wesen, die in beständi-
„gem Streite sind.

„Da

„Da ist keine Ausgelassenheit, der sich jenes nicht „ergiebt, wenn es nicht von einer höhern Autori„tät im Zaume gehalten, gelenkt, und regiert wird.

„Da ist kein Uebel, daß diese den einzelnen Din„gen, woraus sie bestehet, nicht zuwege bringet, „wenn sich nicht eine Weisheit ins Mittel schlägt, „die tüchtig ist, Friede und Ordnung einzuführen; „ni melior litem Natura diremat.

„Die Materie ist also das äusserst böse Ding, „oder die äusserste Bosheit.

„Da aber dieses Wesen zusammengesetzt ist, „und aus vielen bestehet; so hat es keinen Ver„stand, und keinen Willen.

„Besonders keinen so wirksamen Willen, den „man Macht (puissance) nennet.

„Es hat blos eine blinde und vernunftlose „Kraft, die aus allen übereinstimmenden und „misstimmenden Kräften der Wesen entspringt, „aus welchen es zusammengesetzt ist.„

In diesem Tone fährt Hr. v. P. fort, und Sie können sich leichtlich vorstellen, daß zur Ausführung dieses Systems noch manches Paradoxon gehört. Daß der Hazard seinen Platz darinnen

findet, ist ihnen von diesem Weltweisen wohl nichts unerwartetes. Ich begnüge mich also, nur eine kleine Stelle noch auszuschreiben, um Ihnen die Kette der Wesen nach dem Sinne des Hrn. v. P. etwas deutlicher zu machen.

„Die höchste Stuf hat nur ein einziges Wesen, „dieses ist Gott. Die zwote kann zwey, drey „oder mehr haben, was weiß ichs? die sich alle „einander gleich, und dennoch zu unter„scheiden sind.

„Einander gleich, sonst würden sie nicht zu „eben der Stufe, sondern zu verschiedenen gehören.

„Dennoch zu unterscheiden, sonst wären es „nicht viele, sondern ein einiges Wesen. Hr. v. P. behauptet nehmlich, es könnten zwey, und mehrere Dinge von einander zu unterscheiden, und dennoch par compensation einander gleich seyn.

„Die dritte Stufe bekleiden noch mehrere ein„zelne Wesen; und die letzten unendlich mahl un„endliche, bis ins unendliche.„ So gar den Unterscheid zwischen den Stufen, und die Proportion derselben, bemühet sich Herr v. P. zu bestimmen, wobey ihm die mathematische Begriffe vom unendlichen, gute Dienste thun. Ich bin aber heute nicht aufgelegt, ihm weiter zu folgen.

D.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XVI. Den 16. April 1760.

Fünf und neunzigster Brief.

Mit dem guten Tone in den Schriften, will es auf unsern hohen Schulen noch nicht so recht fort. Man schreibt unter der Menge, die allda geschrieben wird, oft sehr gute, und zuweilen vortrefliche Sachen. Und gleichwohl wette ich, daß ihre besten Schriften, weder von Ausländern, noch von der grossen Welt in Deutschland, jemahls würden gelesen werden. — Desto schlimmer für die Ausländer, und für die deutsche grosse Welt, sagen Sie vielleicht, daß sie dieser schönen Sachen entbehren müssen? Schon recht! Wenn aber ein Gelehrter einmal schreibt; so braucht er ja seine Absichten nicht blos auf seine Zuhörer einzuschränken, und allenfalls, wenn er auch dieses thun muß; so bilde er sich ein, es befinde sich ein Plato,

Aristoteles, oder Locke unter seinen Zuhörern, denen er zu gefallen hat. Er wird alsdenn weniger an die Universitätsverhältnisse denken, weniger von der Professorhöhe herabreden, und einen edlen und freyen Ton annehmen; so wie er den Wissenschaften anständig ist.

Verstehen Sie mich nicht unrecht! Ich bin so unsinnig nicht, die strenge Methode und die Gründlichkeit an unsern deutschen Schriftstellern zu tadeln, oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge, der Welt zu gefallen, nur das mindeste vergeben sollten. Der Schriftsteller muß erst an die Forderung der Wissenschaft, und hernach an die Bequemlichkeit seiner Leser gedenken. Jene gehen vor, weil der Leser selbst verpflichtet ist, ihnen seine Bequemlichkeit aufzuopfern.

Ich tadele auch keinesweges das, was man in der Welt Pedanterie nennet, so anstößig es auch manchem seyn mag. Oefters nennt die Welt Pedanterie, was ein wahres Kennzeichen vom Genie ist, Newton war in diesem Verstande ein Erzpedant.

Auf

Auf unsern hohen Schulen giebt es so gar nicht viel Pedanten mehr. Die mehresten haben den Schulstaub abgeschüttelt, haben sich mit den schönen Wissenschaften bekannt gemacht, haben deutsche Gesellschaften die Menge errichtet, geben einen Band voll Gedichte über den andern heraus; Was kann man mehr fordern? — Nichts! Nur möchte man wünschen, daß sie es lieber beym Alten gelassen hätten. Ihre jetzige Affectation, ihr gern weltliches Wesen ist zehnmal unerträglicher. Es ist der Pedant im Stutzerkleide!

Mein Buchhändler schickte mir vor einigen Tagen die jenaische philosophische Bibliothek, die unter der Aufsicht des Herrn Hofrath Daries heraus kömt. Ich will den Verfassern derselben, ihre Einsichten in den Wissenschaften nicht streitig machen. Besonders scheinet ein gewisser Adj. Behn, in philosophischen Sachen, richtig zu urtheilen. Aber der Ton, der durchgehends in dieser periodischen Schrift herrscht, ist so seltsam als möglich. Allenthalben die Universität!

versität! Allenthalben die Verhältnisse zwischen Professor und Student, und den übrigen Ehrenstufen, die dazwischen liegen! Ein Professor ist ihnen gleichsam ein kleiner König. Recensiren sie eine von seinen Schriften; so heißt es: „Der berühmte Herr Verfasser, haben sich durch diese neue Bemühung, „aufs neue um die Welt ausnehmend verdient gemacht. — Der Herr Professor beweisen. — Der Herr Professor fahren fort, „u. s. w." Schreibet ein Prof. Polz an den Hofrath Daries, so heißt es unter andern: „Ueberdies bin ich, Würdiger Herr „Aufseher dieser neuen philosophischen „Bibliothek! von Ihrer Art zu denken und „zu handeln, schon überzeugt, daß Sie nicht „leicht zugeben werden, etwas in dieser Monathsschrift abdrucken zu lassen, welches entweder den Ruhm unserer hohen Schule, „oder der Ehre eines öffentlichen ordentlichen Lehrers insbesondere zuwider wäre, „u. s. w." Antwortet ein J. St. Müller dem Herrn Prof. Polz; so sollte man glauben, er stehe vor ihm, und mache zwischen

jeden

jedem Perioden einen tiefen Reverenz. „Es hat „unsere Monathsschrift das Glück genossen, „hebt er an, von Ew. Hochedelgebohrnen „ein Schreiben zu erhalten, das ihr seines gründ„lichen und wichtigen Inhalts wegen, zu keiner „geringen Ehre gereicht. Wir erkennen dieses „geneigte Bezeugen Ew. Hochedelgebohrnen „mit schuldigstem Danke, und erbieten Ihnen „dafür alle mögliche Gegendienste.“ In diesem Tone complimentirt Herr J. St. Müller, vier oder fünf Seiten weg. Was muß ein Ausländer von uns denken, wenn ihm eine solche Schrift in die Hände fällt?

Ich will nicht hoffen, durch diese Gedanken jemand zu beleidigen. Ich bin keinesweges Willens, dem Ruhme dieser hohen Schule, oder der Ehre irgend eines öffentlichen Lehrers derselben, im geringsten zu nahe zu treten. In der That, ist es um die Einkleidung der Wahrheiten überhaupt nur eine Kleinigkeit. Der ist zu bedauern, der sich durch den schlechten Anstand eines Menschen abhalten läßt, seine innere Verdienste zu

 schätzen.

schätzen. Allein ich habe nur die Ursache anzeigen wollen, warum wir unsern Nachbaren so unbekannt bleiben, warum sie auf den Fortschritt unserer Weltweisheit so wenig aufmerksam sind, daß sie Entdeckungen zu machen glauben, wenn sie auf eine Warheit kommen, die in allen unsern Compendiis zu finden ist. Ihrer Abneigung für die Gründlichkeit unserer Schriften, kann man unmöglich die Schuld geben, denn sie lesen ja den Aristoteles, Newton und Locke; sie lesen so gar unsern Euler fleißiger, als wir. Es muß der Philosophie also etwas ganz anders im Wege stehen. Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schuletiquette vergessen, und sich einen freyern und ungezierten Ton angewöhnen sollten; so würde der allgemeine Beyfall, den sie verdienen nicht ausbleiben.

D

Sechs und neunzigster Brief.

Die jenaische philosophische Bibliothek, giebt sich auch mit den schönen Wissenschaften ab.

Vor

Vor der Hand sind zwar der Recension, die dahin eingeschlagen, nur sehr wenig, sie werden aber inskünftige, wie in der Vorrede versprochen wird, häufiger vorkommen. Hier ist gleich eine, die ich von ohngefähr aufschlage! Die poetische Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, sind von Kennern, so viel ich weiß, mit einem sehr mittelmäßigen Beyfall aufgenommen worden. Man hat höchstens einige Tiraden hier und da leidlich gefunden, und im übrigen das Urtheil der Göttingischen gelehrten Anzeigen über diese Poesien, recht sehr gebilliget. Der Recensent in der Bibliothek aber, der sich Abj. Münter nennet, urtheilet ganz anders davon. „Ich „kündige meinen Lesern, schreibt er, hier ei„nen Dichter von der ersten Grösse an, „dem weiter nichts fehlet, diesen Rang öffent„lich zu behaupten, als daß seine vortrefli„chen Gedichte den wahren Kennern allge„mein bekannt werden. Der Herr M. Schmidt „hat sich seit vielen Jahren als ein Genie „gezeigt, das die Welt zu grossen Hofnun-

 „gen

„gen berechtiget: Hier aber hat er seine Flü-
„gel mit ungleich grösserer Stärcke aus-
„gebreitet, und die Erwartungen, die man
„von ihm haben konnte, ich will nicht sagen,
„blos erfüllt, sondern so gar übertroffen.
„Schon die Wahl seiner Gegenstände, ist ein
„unverwerfliches Zeugnis vor dem reinen
„Geschmack des Dichters." — — O ja!
die Wahl der biblischen Geschichte, ist ein
vortrefliches Zeugnis! das den reinen Ge-
schmack so mancher elender Hexametristen
rechtfertigen könnte!

Derselbe Münter liefert einen kurzen Aus-
zug, und eine sehr gründliche Widerlegung
des Candide; alle Spöttereyen und drol-
ligten Einfälle des Doctor Ralphs, ver-
wandelt er in ordentliche Schlüsse, und zeigt,
wie fehlerhaft sie sind, und wie wenig sie
vermögen, das System der Religion, der
besten Welt, der Vorsehung, des Zusammen-
hangs, u. s. w. umzustossen. Lachen Sie
nicht; Die Sache wird ernsthaft. Er hat
in der Philosophie des Martins (ein Welt-
weiser, der ein Reisegefährte des Candide ist)

einen

einen so handgreiflichen Widerspruch gefunden, daß der Doctor Ralph nothwendig die Ehre seines Weltweisen wird retten müssen. Kann der Widerspruch deutlicher seyn? „Martin fällt bey der Gelegenheit, da der „holländische Capitain, der den Candide um „seine beiden Hämmel betrogen hatte, mit „seinem ganzen Schiffe untergieng, ein Ur„theil, das der Gerechtigkeit der Vorsehung „sehr nachtheilig zu seyn scheinet. Candide „will ihn durch dieses Beyspiel überzeugen, „daß die Bosheit doch zuweilen bestraft werde. „Ja, sagt Martin, aber war es denn auch „nöthig, daß die Reisenden, die sich zugleich „auf dem Schiffe befanden, mit untergien„gen? Gott hat den Betrüger bestraft, und „der Teufel hat die übrigen ersäuft. — „Man siehet hier leicht, spricht Herr M. „den Widerspruch, den Martin begehet. „Vorhin sagte eben dieser, Gott hätte die „Erde ganz verlassen, und der Teufel regiere „sie allein. Nun aber übt Gott doch noch „Strafen auf der Welt aus.“ Wie nun? Herr Martin! Ihr scheinet sehr we-

 nig

nig von der Disputirkunst zu verstehen. Sich so häßlich zu widersprechen!

D.

Sieben und neunzigster Brief.

Unter den philosophischen Schriften, die in der Bibliothek angezeigt werden, hat mir der Meierische Versuch eine Erklärung des Nachtwandelns merkwürdig geschienen. Ich lief diese kleine Schrift, die schon seit einigen Jahren heraus ist, bey der Gelegenheit noch einmal durch. Sie ist sehr lesenswürdig. Mich dünkt, wenn Herr Meier nicht so entsetzlich viel schriebe; so könnte er ein von guten Schriftsteller seyn. Das Nachtwandeln ist eine so bekannte als seltsame Erscheinung in der menschlichen Natur, und dennoch haben die Weltweisen noch wenig davon gesprochen. Ich finde bey dem einzigen Baumgarten eine Definition: Quorum somnia commitari solent observabiliores motus corporis externi sensationum similium in vigilantibus comites, sunt *Noctambuli.* (*) Herr Meier beweiset, daß sich die Bewegungen

(*) Metaph. §. 594.

gen der Nachtwandler nicht blos nach ihren Phantasmaten, sondern auch nach ihren gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen richten. Sie träumen zwar, allein ihre Träume sind mit mercklich lebhaften sinnlichen Empfindungen untermengt. Die Nachtwandler sehen, fühlen, und hören lebhaft genug, um ihre äussere Gliedmassen nach Veranlassung dieser Empfindungen freywillig bewegen zu können, aber nicht lebhaft genug, um ihre Einbildungen und Erdichtungen von den sinnlichen Empfindungen zu unterscheiden. Daher sind sie sich ihrer nicht völlig bewußt, und folglich unordentlich in ihren Denken und in ihren Handlungen — Alles dieses hat Herr Meier durch die Erfahrung festgesetzt, und durch psychologische Gründe erläutert. — —

„Das Wachen eines Menschen, sagt Herr „M. (S. 39.) ist der Zustand desselben, in wel„chem es ihm, so viel die Beschaffenheit seiner „eigenen Seele und seines eigenen Körpers „betrift, natürlich möglich ist, sich nach Maß„gebung seiner klaren äusserlichen Empfindun„gen, oder derjenigen Vorstellungen, die er

„dafür

„dafür hält, willkührlich zu bewegen; — —
„Indem ich sage, daß ein Wachender im
„Stande seyn muß, sich nach Maßgebung
„derjenigen Vorstellungen zu bewegen, die er
„für äusserliche Empfindungen hält; so ziele
„ich damit auf einen Verrückten. Ein Ver-
„rückter wacht, und hält Einbildungen für
„Empfindungen und bewegt sich diesen Einbil-
„dungen gemäß. Allein da er sie für Empfin-
„dungen hält, so ist eben dieses ein Beweis,
„daß er würcklich wacht.„ Dieser Winkel-
zug ist zu sehr gekünstelt. Und unnöthig, wo
ich nicht irre. Der Mensch wacht, wenn seine
äussere Empfindungen so lebhaft sind, als er-
fordert wird, wenn willkührliche Bewegungen
darauf sollen erfolgen können. Die Empfin-
dungen eines Verrückten haben in der That
diesen Grad der Lebhaftigkeit, und er wacht
auch würklich. Allein seine Einbildungen sind
stärker und lebhafter als gewöhnlich, daher
vermischt er sie mit den Empfindungen, und
seine willkührlichen Handlungen richten sich
zum Theil nach den Einbildungen, zum Theil
aber nach seinen Empfindungen. Mit einem

Träu-

Träumenden verhält es sich gerade umgekehrt. Seine Einbildungen sind nicht lebhafter, als die Einbildungen eines Wachenden, und daher selten wirksam genug willkührliche Bewegungen hervorzubringen; allein seine Empfindungen sind vergleichungsweise schwächer. Daher hält der Träumende seine Einbildungen sowohl als der Verrückte, für äusserliche Empfindungen, und ist dennoch fast aller willkührlichen Bewegung unfähig. — Wenn diese Eintheilung richtig ist; so kan man das Nachtwandeln vielleicht als einen Zustand beschreiben, der in Ansehung der Empfindung, zwischen den Träumen und Wachen, in Ansehung der Einbildungen aber fast zwischen Wachen, und Verrücktseyn das Mittel hält. Denn daß die Empfindungen eines Nachtwandlers, den Empfindungen eines Wachenden fast gleich kommen, hat Herr Meier hinlänglich dargethan. Daß aber seine Einbildungen stärcker sind, als die Einbildungen eines Wachenden, ist daraus zu ersehen, weil sie bey ihm anhaltender willkührliche Bewegungen hervor bringen. Nichts ist hierinnen mit derselben zu

ver-

vergleichen als die Einbildungen eines Verrückten, deren unterscheidendes Kennzeichen es ist, daß sie stark genug sind anhaltende willkührliche Bewegungen zu verursachen. Die Einbildungen der Nachtwandler kommen also beynahe mit den Einbildungen der Verrückten überein, nur daß ihre Empfindungen unterschieden sind. Hieraus würde erhellen, daß das Nachtwandeln würcklich eine Krankheit sey, indem es einen kleinern Grad der Verrückung voraus setzt. Die Aerzte halten es auch in der That für eine Krankheit, und nach Herrn Meiers Erklärung läßt es sich nicht begreiffen, warum das Nachtwandeln mehr eine Krankheit sey, als das Träumen. —

Woher es komme, daß ein Nachtwandler gefährliche Handlungen verrichte, die weder er selbst, noch viele andere im Wachen verrichten können, wie er z. E. auf einem Dache gehen könne, ohne schwindlich zu werden und zu fallen; an steilen Mauern in die Höhe klettern, und was dergleichen mehr ist, ohne Schaden zu nehmen, erklärt Herr M. zwar, wie gewöhnlich, durch die Abwesenheit der Furcht

er

er führet aber den Gedanken etwas philosophi-
scher aus. „Ein Nachtwandler, sagt er, siehet
„nach meiner Meynung, nicht alles, sondern
„nur einiges. Er siehet also nur einen schma-
„len Strich, und so zu reden, nur einen schma-
„len Fußsteig auf dem Dache, nicht aber die
„Abschüßigkeit desselben, und eben so wenig die
„Tiefen von beyden Seiten. Indem er also
„die Gefahr nicht siehet; so fürchtet er sich
„auch nicht. Er gehet also mit Zuversicht
„seinem Gesichte nach, und da er dem zu folge
„durch keinen andern Anblick bestimmt wird,
„seinen Körper nach einer andern Richtung zu
„bewegen; so gehet er gerade und hält das
„Gleichgewicht. Folglich ists unmöglich, daß
„er fallen solte. Man kann sich diese Erklä-
„rung durch das Beyspiel derjenigen erläutern
„welche im Stande sind, ohne Wanken über
„einen schmalen Weg zu gehen, der etwa nur
„eines Fusses breit ist, und der über einen brei-
„ten und tiefen Graben gemacht ist. Solche
„Personen geben nur vornehmlich auf den
„Weg achtung, und da sie also den Anblik des-
„selben stärker und klärer in ihrer Seele erhal-
„ten,

„ten, als den Anblick der Gefahr, so wird ihr „Körper auch vornehmlich nach Maßgebung „des ersten Anblicks bewegt.„ Die Erklärung scheinet sehr richtig, und die Erfahrung bestätigt sie in tausend andern Fälleu. Man muß so zu sagen halb träumen, wenn man sicher durchkommen will. Wer allzuviel um sich siehet, wird allezeit mehr fürchten, und wirklich mehr in Gefahr seyn, als wer seine Blicke auf den schmalen Steig heftet, den er zu wandeln hat.

D.

XVII. Den 24. April. 1760.

Acht und neunzigster Brief.

Hier sind endlich die Poësies diverses, die Sie vermuthlich mit Ungeduld erwarten; denn Sie werden gewiß schon in verschiedenen Zeitungsblättern davon gelesen haben. „Dieses Werk, sagt der Herausgeber, „ist in der Absicht nicht verfertigt wor„den, öffentlich zu erscheinen. Es ist „die Frucht der Ergötzungsstunden eines „grossen Prinzen, der sich der Welt, durch „andere Thaten, als durch poetische „Werke, gewiesen hat. Er theilte sie „bloß einer geringen Anzahl von Per„sonen mit, die er mit dem Namen sei„ner Freunde beehrte. Indessen kam dieses „Werk in Frankreich heimlicherweise zum „Vorscheine, und man weiß eigentlich nicht,

„wenn man diese Verrätherey Schuld geben
„soll. Der es entwendet, und herausgegeben,
„hat sich nicht begnügt, Geheimnisse zu ver-
„rathen, er hat noch die Bosheit hinzu ge-
„than, das ganze Werk zu verfälschen. Der
„Verleumder hat die Unverschämtheit gehabt,
„eine grosse Anzahl Verse wegzulassen, und
„an ihrer Stelle eine Menge anderer hinzu-
„setzen, voller satyrischen und unanständigen
„Züge, die sich der hohe Verfasser niemals
„wider jemanden erlaubt hat. Diese Nichts-
„würdigkeiten, und die Einschaltung so vie-
„ler fremden Verse, haben ihn endlich zu
„der Herablassung vermocht, die Original-
„handschrift zum Drucke herzugeben." —
Was sagen Sie hierzu? Sind die Grossen
nicht zu betauern, wenn sie ihre Würde nicht
einmal wider solche niedrige Beleidigungen
soll schützen können? Man ist es von der
Raubbegierde der gelehrten Hummeln schon
gewohnt, daß sie sich von fremder Arbeit
nähren, daß sie anderer Honig so gar in
ihr eigen Gift verwandeln, und daß weder
Weisheit noch Tugend wider ihre Anfälle in

Sicher-

Sicherheit setzen kann; aber daß sie dreiste genug seyn sollten, sich bis an den Thron zu wagen, den Prinzen in seinen unschuldigen Erholungsstunden zu belauschen, und daß sie noch die Abscheuligkeit hinzuthun sollten, seinem erhabenen Geiste einige von ihren niederträchtigen Zügen zu leihen, um wer weiß welche kriechende Absichten hierdurch zu erhalten, dieses ist wenigstens bisher noch ganz unerhört. Der Herausgeber hat völlig Recht hinzuzuthun: „Wenn sich „Leute finden, die unverschämt und verderbt „genung sind, einen König zu verachten, die „Ehrerbietung, die Ergebenheit, und so gar „die Achtung, die man einem jeden Schriftsteller schuldig ist, aus den Augen zu setzen, „sein Werk zu verfälschen, und es in dieser „häßlichen Gestalt herauszugeben; was für „ein Urtheil soll man aus diesem Verfahren „von den Sitten und von der äussersten „Verderbnis unseres Jahrhunderts fällen? „Finden sich Verwegene und Unsinnige, de„ren treulose Bosheit, Könige selbst nicht

„verschont, was haben Privatpersonen nicht
„zu befürchten, denen die Ruchlosigkeit unbe-
„straft trotzen kann?“

Ueber die Gedichte selbst enthalte ich mich zu urtheilen. Der Ton eines Panegyristen, hat in dem Munde eines Unterthanen einen schlechten Anstand. Er mag sich noch so sehr in den Schranken der Warheit halten: so muß er dennoch in sich selbst einiges Mistrauen setzen; er muß bedenken, daß sein Herz vielleicht schon Parthey ergriffen, ehe noch der Verstand geurtheilet. Ich will Ihnen nur so viel sagen: Sie werden selten bey einem Dichter so viel Philosophie, erhabene Gesinnungen, Kenntniß des menschlichen Herzens, Natur in den Gemählden und Gleichnissen, und so viel Zärtlichkeit in den Empfindungen angetroffen haben; und was an einem Werke des Genies die größte und seltenste Zierde ist, die reine Sprache des Herzens, die sich nie verleugnet, und nie durch die Kunst nachahmen läßt. Jeder Vers beynahe ist ein Zug von dem Cha-

rakter

rakter dieses Prinzen, und das Ganze ist das wahre Portrait, worinn seine grosse Seele, sein noch grösseres Herz, und seine Schwachheiten selbst, auf das natürlichste geschildert sind. Die Nachwelt wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den sie in seinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in seinen Ergötzungen als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. Kaum ist den Pflichten des Regenten, in ihrem weitesten Umfange, Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter, und den Zwang der Majestät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begiebt sich in den kleinen Zirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr, und der strengste Sittenrichter; verabscheuet den Schmeichler, züchtiget den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigene Fehler, und haßt niemanden als den Tyrannen und den Heuchler, die Feinde der menschlichen Glückseeligkeit.

Welcher Verlust für unsere Muttersprache, daß sich dieser Prinz die französische geläufiger gemacht! Sie würde einen Schatz besitzen, um den sie ihre Nachbarn Ursache hätten zu beneiden. Aber auch Er selbst, der hohe Verfasser, würde der Herablassung überhoben gewesen seyn, in der Vorrede zu sagen:

Ma Muse tudesque et bizarre,
Jargonnant un français barbare,
Dit les choses comme elle peut;
Et du compas parfait bravant la symmétrie,
Le purisme gênant & la pédanterie,
Exprime au moins ce qu'elle veut.

Libre de cette servitude,
Un trait d'imagination
Vaut mieux au gré de ma raison,
Que cette exactitude,
Dont le Modernes font l'étude,
Et qu'on réprouve à l'Helicon.

D.

Neun und neunzigster Brief.

Die französische Ausgabe unterscheidet sich an einigen Orten von der hiesigen nur in Kleinigkeiten, die aber durch gewisse Nebenumstände wichtig genug werden. Das Gedicht Au Marechal Keith, führet in der hiesigen die Ueberschrift: Imitation du troisieme livre de Lucrece, sur les vaines terreurs de la Mort, & les frayeurs d'une autre vie. Die fremde Ausgabe verschweigt, daß es eine Nachahmung des Lucrez seyn soll, und diese kleine Auslassung zeigt das Gedicht und den Verfasser in einem sehr falschen Lichte. Ich erstaunte recht, die Gründe eines Lucrez in dem Munde eines Friedrichs anzutreffen, als mich noch die fehlerhafte Ausgabe glauben ließ, es wären die eigenen Gedanken des Verfassers. Nichts befremdete mich so sehr, als der entscheidende dogmatische Ton des Lucrez, den ich an unserm hohen Verfasser nicht gewohnt war. In allen vorhergehenden Gedichten,

schien er mir in methaphysischen Dingen der Epoche der Sceptiker, ihrer Unschlüßigkeit in Ansehung der entgegengesetzten Gründe, zugethan zu seyn; oder vielmehr, er schien mir, ein Nachahmer des Socrates, alle blos speculative Warheiten in Zweifel zu ziehen, und unsere Wissenschaft hiernieden blos auf die moralischen Erkenntnisse einzuschränken. So sehr er das Nachdenken liebt: (und welcher grosse Kopf sollte nicht gerne nachdenken?)

Vegeter c'est mourir, beaucoup penser c'est vivre:

so wünscht er doch, die Weltweisen möchten ihrem Fluge Schranken setzen, und von den Betrachtungen, in welche sie sich vertieft haben, auf die nüzlichere und wohlthätige Untersuchung des Guten und Bösen zurückkehren. Daß dieses das System des Prinzen sey, könnte ich Ihnen durch ganze Gedichte beweisen, doch einige Zeilen werden dazu genug seyn.

Non

Non, ne condamnons point cet amour des sciences
Qui remplit notre esprit d'utiles connaissances;
Qu'un sage soit savant; mais loin de s'enteter,
Qu'apprenant à connaitre il aprene à douter,
Et que de sa raison gouvernant la faiblesse,
Dans son propre neant il puise sa sagesse.
Un peu d'or pour un pauvre est un immense bien;
C'est aprendre beaucoup de voir qu'on ne sait rien.

— — — — —

Oui, laissons dans les Cieux la science sublime,
Travaillons dans le monde à detruire le Crime;
Que sert-il aprés tout à l'esprit curieux
De descendre aux enfers, d'escalader les cieux?
Loin de nous egarer dans ce sombre dedale,
Appliquons notre esprit à l'utile Morale;
C'est elle qui fondant tous les replis des coeurs,
Sans fard ose aux mortels reprocher leurs noirceurs,
Devoiler leurs defauts, ataquer leurs vices,
Domter des passions tous les transports outrés,
Changer des furieux en humains moderés
Nous aprendre à connaitre au fond ce que nous sommes,
Et rabaisser les Rois jusqu' niveau des hommes;
C'est elle qui nous fait triompher des revers,

Diese socratische Bescheidenheit im Denken, ist durchgehends der Charakter unseres philosophischen Dichters. Und blos hier sollte er sich auf einmal vergessen haben? Hier in der subtilsten Speculation, mit der sich die Weltweisen je abgegeben, sollte er den Ton eines Dogmatikers annehmen? Und welches Dogmatikers? Des Epicurs, der, so leidlich er auch in der Moral philosophiert, dennoch in der Metaphysik der seichteste und suffisanteste, unter allen Dogmatikern genennt werden kann. Der seichteste, weil gewiß wenig Nachdenken dazu gehöret, sein System zu wiederlegen; und der suffisanteste, denn kein Dogmatiker hat so viel auf sein Urtheil gesetzt, als Er.

Selbst die Gründe, die hier wider die Unsterblichkeit der Seele angeführt werden, scheinen mir so unerheblich, daß sie zwar zu den Zeiten des Lucrez, nach dem damaligen Zustande der Religion und der Weltweisheit, von einem Philosophen konnten vorgebracht werden; zu unsern Zeiten aber

in

in der Philosophie eine so schlechte Figur machen, daß sie kaum beantwortet zu werden verdienen.

Kann man wohl z. B. zu unsern Zeiten noch sagen, daß der Begrif eines zukünftigen Lebens uns den Tod schrecklich mache? daß man also, um den Tod nicht zu fürchten, dieses Vorurtheil ablegen müsse? Oder macht sich der vernünftigste Theil nicht von der Zukunft vielmehr die tröstlichsten Vorstellungen, die ihnen den Tod so gar erwünschenswürdig machen? Wer jetzo sur les vaines terreurs de la Mort schreiben will, der muß die Unsterblichkeit der Seele vielmehr behaupten.

Oder kann ein Schriftsteller, dem der jetzige Zustand der Weltweisheit nicht unbekannt ist, der sich allenthalben als einen gründlichen und Warheitliebenden Kopf zeigt, kann der sichs wohl haben in den Sinn kommen lassen, durch folgende Einwürfe die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu bestreiten?

Quoi

Quoi le Dieu, que j'adore est-ce un tiran cruel?
Serais-je aprés ma mort l'innocente victime
De l'auteur, dont je tiens ce souffle qui m'anime,
Et ces tendres desirs des sens voluptueux.

— — — — —

— — L'ame qu'on nous dit de nature supreme;
Quoi! cet être immortel, presqu' egal des Dieux,
Quitterait-il pour nous l'heureux sejour des Cieux?
Daignerait-il s'unir à ce corps peu durable,
A la Materie ingrate, abjecte & perissable?

— — — — —

Il (l'esprit) n'est qu'un nom pompeux, un fantôme ideal.
Peut-il se souvenir de notre jour natal?
Sait-il comment le Ciel l'unit à la Matiere?

— — — — —

Comme avant que je fusse il n'avoit point pensé,

De

De meme aprés ma mort, quand toutes mes parties
Par la corruption seront aneanties
Par un même destin il ne pensera plus;
Non, rien n'est plus certain, soyons-en convaincus,
Des que nous finissons, notre ame est eclipsée.

Nein! Solche Philosophie hat unmöglich in dem Haupte des Weisen erzeugt werden können, dem wir diese Gedichte zu verdanken haben, und in der That erkennet die authentische Ausgabe diese Gedanken, für eine blosse Nachahmung des Lucrez. Als ein Nachahmer hat der Dichter die Freyheit, die Denkungsart seines Originals anzunehmen, ohne für ihre Richtigkeit stehen zu dürfen.

Wir können schon zum voraus über manchen wichtigen Professor lachen, der sich wider dieses heterodoxe Gedicht wird zum Helden schreiben wollen. Wie viel Logiken werden sie plündern, um dem durchlauchtigsten Verfasser dialectische Schlingen zu legen, um Scheingründe zu widerlegen, die

der

der Verfasser selbst für nichts anders ausgiebt! Wie viel heilige Eiferer werden ihm Meynungen aufbürden, die er nicht hat, um ihre fromme Rache an einem Werke auszuüben, das ihnen in vieler Absicht nicht sehr günstig zu seyn scheinet! Noch grössere Thoren als diese, werden vielleicht ihrem Könige treu zu seyn glauben, wenn sie Gesinnungen annehmen, die ihm die Unwissenheit und die Verleumdung zuschreiben;

L'exemple d'un Monarque impose & fait suivre.

Diesen Leuten dürfte es nützlich seyn, wenn man ihnen begreiflich macht, daß dieses keinesweges die wahre Denkungsart des gekrönten Weltweisen sey, daß die Trugschlüsse eines Epikurs, für die Seele eines Marcus Aurelius viel zu seichte sind, und daß die Freyheit zu denken, wenn sie ein grosses Genie, und ein reines Herz vor sich findet, unmöglich der Warheit nachtheilig seyn könne. — Mit einem Worte, mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unsterb-

lich-

lichkeit zweifelt, ist, mit dem Herrn von Prämontval zu reden, eine blosse Chimäre, ein vierecktigter Zirkel, oder ein rundes Viereck!

Noch eine kleine Lection für den Herrn Pr. G. die vielleicht seinen Hochmuth in etwas niederschlagen wird. Doch er wird sie schon selbst finden. Sein Name wird vermuthlich das erste seyn, das er in diesen Gedichten suchen wird.

D.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen, 2te Sammlung, Frft. 760. 8 Gr.

Polidor oder die unglücklichen Geschwister, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, 8vo. Stralsund, 760. 3 Gr.

Semlers Joh. Salomo eigene historische theologische Abhandlungen, nebst einer Vorrede von Fanaticismo, 1te Sammlung, 8vo. Halle, 760. 10 Gr.

Trinios, J. A. Abhandlung von der Seelenwanderung nach dem Lehrbegrif der Christen, 4to. Leipzig, 760 2 Gr.

Beurtheilung des Zeitpuncts darinnen wir nach der Offenbahrung des Herrn gegenwärtig leben, 2ter Theil. 8. Frf. 760. 10 Gr.

Burk, P. D. Evangelischer Fingerzeig über die Sonn- und Festtagsevangelien. 8. Leipz. 760. 10 Gr.

Scherze der Lyrischen Muse. 8. Leipz. 760. 4 Gr.

Oesfelds, Gotth. Fried. Gedanken von Einwirkung guter und böser Geister in die Menschen. 8. Wittenberg, 760. 3 Gr.

Der Arzt, eine medicinische Wochenschrift, 2 Theile, 8vo. Hamburg, 760. 1 Rthlr. 12 Gr.

Gedanken über die Originalwerke in einen Schreiben des D. Youngs an dem Verfasser des Grandison. 8. Leipz 760. 5 Gr.

XVIII. Den 1. May. 1760.

Der hundertste Brief.

Sie fragen, ob ich auch das Gedichte an Maupertuis gelesen, und was ich von dem Gedanken halte, daß die Vorsehung sich nur um die Art, und nicht um das einzelne Ding bekümmere? * — Was ich davon halte? Das, was ich überhaupt von der Philosophie in Gedichten zu halten pflege. Wenn sich die Dichter eine philosophische Larve vorziehen wollen: so nehmen sie mehrentheils die erste die beste. Eine cynische, stoische, epicurische, oder peripatetische, was liegt daran? Genug, daß die Muse das Vergnügen hat, sich durch den Bart ein nachdenkendes Ansehen zu geben. — Schreiben

* La Providence ne s'interesse point à l'individu: mais à l'espece.

Sie also immer über dieses Gedicht, Imitation de Lucrece, oder sonst eines noch ältern Schwätzers, damit Sie sich niemals irren, und die flachen Gedanken des Dichters auf die Rechnung des Weltweisen setzen.

Hätte ich bey einem unbekannten Dichter die Stelle gefunden,

> Non ne présumes point,
> Que Dieu regle *un detail trop au-dessous de lui;*
> De nos frêles destins, de notre *petitesse*,
> Le Ciel n'occupe point sa supreme sagesse;
> Quoi notre individu, quoi nos nombreux besoins
> Meritent-ils sur eux de distraire ses soins?

so hätte ich sie vielleicht einem Schmeichler, etwa aus den Zeiten Ludwigs des vierzehnten zugeschrieben. Der Franzose, würde ich geglaubt haben, wußte den Fehler seines grossen Königs, der sich ums Detail seines Reichs gar zu wenig bekümmerte, nicht besser zu beschönigen, als wenn er die Regierung Gottes selbst, nur aufs Allgemeine einschränkte. Die Schmeichler haben nur

gar

gar zu oft Gott von seiner Höhe herunter-gesetzt, um ihren irrdischen Götzen, (wenn man also reden kann) auf seine Unkosten zu erheben. Aber uns muß dieser Gedanke beynahe lächerlich scheinen. Wir haben das Glück gehabt, von Regenten beherrscht zu werden, denen das kleinste Detail ihres weitläufigen Reichs nicht zu klein geschienen hat, ihre väterliche Vorsorge bis dahin zu erstrecken. Unsere Petitessen mochten noch so tief unter ihrer Majestät seyn, so bald sie uns nur wichtig waren: so sahen wir mit Bewunderung den Thron sich bis zu ihnen herablassen, und wie ein liebreicher Haüsvater, so gar an dem Spiele seiner Kinder mit Theil nehmen. Können wir uns nun wohl überwinden, dem Höchsten eine Vollkommenheit abzusprechen, die wir an unsern Regenten bewundern? Oder kann der Regent selbst, seinem Muster, der Gottheit, eine Eigenschaft versagen, die ihn derselben so ähnlich machet? — Nein! lassen Sie uns immer den Dichter von dem Regenten, von dem Weltweisen,

 sogar

sogar von dem Menschen trennen. Jenem ist es erlaubt, zum Zeitvertreibe Gedanken in Reime zu bringen, die der Regent durch Thaten verläugnet, der Weltweise durch Gründe verspottet, und der Mensch selbst, der sich seines angebohrnen Adels bewußt ist, anzunehmen sich weigern muß.

D.

Hundert und erster Brief.

Sie glauben etwa, daß ich nur die Gesinnungen des hohen Verfassers rechtfertigen, das Gedicht aber Ihrer Kritik völlig aufopfern werde? — O Sie irren sich! Bis auf einige Ausdrücke, getraue ich mir die Lehren in diesem Gedichte, die Ihnen noch so bedenklich scheinen, zu vertheidigen. Wenn ich sie ja für unwürdig gehalten, auf die Rechnung eines Friedrichs geschrieben zu werden: so geschahe es blos dieser wenigen Ausdrücke wegen, die allerdings am Rande des Irrthums stehen. In dieser dunkeln Materie, ist sehr oft eine blosse Wortbedeutung,

tung, der ganze Unterschied zwischen Irrthum und Warheit. Aber zuletzt kann die kleinste Unachtsamkeit im Ausdrucke, zu würklichen Irrthümern verleiten. Sie sollen sogleich ein Beyspiel hiervon sehen! Der Hauptsatz unseres Gedichts war: Die Vorsehung bekümmert sich nur um die Art, aber nicht um das einzelne Ding. Dieser Satz ist so, wie er hier ausgedruckt wird, irrig und grundfalsch; nicht so? Ich gestehe es. Geben Sie ihm aber eine kleine Wendung, setzen sie: Die Vorsehung handelt nur nach allgemeinen Gesetzen, die dem Besten des Ganzen, aber nicht jedes einzelnen Dinges zuträglich sind; so haben Sie den berühmten Lehrsatz des Pater Malebranche, durch welchen sich, nach Baylens * Geständnisse, tausend Schwierigkeiten wider die Vorsehung, vortreflich heben lassen; den Lehrsatz, den Pope bereits durch die Reitzungen der Dichtkunst verschönert hat.

* Pensées diverses sur les Cometes. chap. 234.

. . . . . . The universal cause
Acts not by particular, but by general laws.

und ferner

Think we like some weak prince th'eternal cause,
Prone for his favourite, to renverse his laws?

In der That ist diese Warheit, von der Lehre unseres Prinzen nur in einer kleinen Nuance, unterschieden. Sie sagt nicht, die Vorsehung bekümmert sich nicht um das Schicksal einzelner Geschöpfe, weil der Gegenstand für die allerhöchste Weisheit gar zu niedrig sey; sie druckt sich philosophischer aus. Wenn aus den allgemeinen Gesetzen, sagt sie, die zur Erhaltung des Ganzen die vortreflichsten sind, in gewissen Fällen besondere Uebel erfolgen, so ändert die Vorsehung deswegen nicht das System der allgemeinen Ordnung. Changer l'ordre de l'univers, sagt Jaquelot, est quelque chose de plus haute importance infiniment que la prosperité d'un homme du bien. Denselben Gedanken scheinet unser philosophische Dichter gehabt zu

haben,

haben, nur daß er ihn durch den übereilten Ausdruck, La Providence *ne s'intéresse à l'individu*, etwas verdächtig gemacht hat. Eine kleine Verbesserung, la Providence ne s'interesse pas *tant à l'individu, qu' à l'espece*, und kein Vernünftiger wird wider diesen Satz etwas zu sagen haben!

Wollen Sie sich völlig überzeugen, daß der durchlauchtigste Verfasser nichts als diese Lehre in den Gedanken gehabt, und daß er sich blos durch die Unbestimmtheit der Worte öfters verleiten läßt, eine andere Sprache zu führen: so lesen Sie das Gedichte noch einmal aufmerksam durch. Sie werden finden, daß alle Gründe, darauf sich der Verfasser stützet, durchaus nichts mehr beweisen, als daß der Vorsehung mehr an dem Ganzen, als den einem Theile gelegen sey, daß sie das allgemeine Beste dem besondern Besten vorziehe, daß der eingeschränkte Sterbliche, nur den geringsten Theil des grossen Plans übersehe, und also thörigt und verwegen handle, wenn er von der Vor-

schung verlanget, sie solle seinetwegen die unendliche Ordnung zerstören, die die gesammten Theile des Unermeßlichen im Ganzen umfasset. Hier sind die Stellen, die mir das meiste Gewicht zu haben scheinen!

Dieu soumit les effets à leurs premieres causes,
Sur des événements il laisse aller les choses;
Ce qui nous paraît bien, ce qui nous paraît mal,
Tout concourt en effet à son plan general.
Le loix, qu' à la matiere imposa sa sagesse
Se bornent au devoir de conserver l'espece.

— — — — —

Eh quoi! la taupe aveugle en son vil souterrein,
Doit-elle critiquer les palais de Berlin?
Peut-elle apercevoir leur immense étendue?
A sa motte de terre elle borne sa vue.
Maupertuis! l'homme est taupe, etroitement borné,
Par l'instinct de ses sens, il se trouve enchainé,
Ses jugemens sont faux, ses lumieres trompeuses.

— — — — —

Tels sont nos préjuges! l'homme d'un regard louche
Voit & sent vivement le malheur qui le touche,

Mais

Mais il n'apperçoit point dans la totalité
Le bien que son mal fait à la société.
Atome imperceptible, insecte qui murmure,
De quel tort tu plains-tu? Que te doit la Nature?
T'avait-elle promis de *troubler l'Univers*
Pour t'epargner des soins, des peines, des revers?

Hierauf folgt eine ungemein rührende Beschreibung von der Pest, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Preussen gewütet; und endlich die daraus gezogene sehr richtige Folge:

Si ces calamités troublaient l'ordre des choses,
La main du *Tout-puissant* arrêterait leurs causes;
Mais ce qui nous parait un malheur capital,
N'est rien, quand on le voit d'un coup d'œil general.

Gestehen Sie mir, aus allen diesen Gründen konnte der Weltweise unmöglich die seltsame Folge ziehen, daß sich die Vorsehung ums Kleine gar nicht bekümmere. Ums Kleine? Wo trennen sich denn in der Natur die Grenzen des Grossen und Kleinen? Wo fangen die

Gegenstände an, für die Vorsehung wichtig genug zu werden? Die Arten sind unerheblich in Ansehung der Gattungen, die Untergattungen in Ansehung der höhern Gattungen; das Allgemeine erkennet ein noch Allgemeineres in Ansehung dessen es wie nichts zu achten ist: wo macht denn die Vorsehung den Anfang?

O nein! lassen Sie uns einem erleuchteten Kopfe keine so übel zusammenhängende Gedanken zutrauen. Beurtheilen Sie Ihn, weder aus dem Titel noch aus einigen Zeilen, in welchen sich der Weltweise zu vergessen scheinet. Vergleichen Sie lieber die angeführten Stellen in welchen ausdrücklich gesagt wird:

1) Alles was wir hier sehen, sowohl was wir für böse, als was wir für gut halten, gehört mit zum allgemeinen Plane.

2) Der eingeschränkte Mensch siehet nur einen sehr geringen Theil dieses unermeßlichen

Plans,

Plans, und kann das Ganze nicht beurtheilen.

3) Er siehet und fühlet nur das Unglück, das ihn drücket, und begreift nicht, daß sein Unglück selbst das allgemeine Wohl befördere.

4) Die Natur ist nicht verbunden die Ordnung des Ganzen zu zerstören, um dem murrenden Insect, dem Menschen, Sorge, Mühe, und Wiederwärtigkeiten, zu ersparen.

5) Die schrecklichsten Uebel, die sich auf Erden zutragen, zerstören die Ordnung des ganzen Weltgebäudes nicht, sonst würde ihnen der Allmächtige Einhalt thun.

Erwegen Sie diese Sätze, und sagen Sie, ob man sich deutlicher erklären kann, daß alle Uebel aus der Welt weg bleiben würden, wenn es ohne die allgemeine Ordnung zu zerstören gesche-

geschehen könnte; daß die Vorsehung zwar das Interesse eines jeden einzelnen Geschöpfes beherzige, aber nur in dem Verhältnisse, in welchem es gegen dem Ganzen stehet; sie versorgt auch das Individuum, aber weniger als die Art, einen kleinen Theil weniger, als einen grössern, und diesen weniger als das Ganze. Dieses ist die völlige Lehrmeynung des Pat. Malebranche; und ich sage es noch einmal, blos durch die Unbestimmtheit der Worte kann sich der hohe Verfasser haben verleiten lassen, an einigen Stellen von diesen vortreflichen Lehren ganz unvermerkt abzukommen.

Ich habe mich sehr oft auf den P. Malebranche berufen, und um Sie an das System dieses Weltweisen wieder zu erinnern, will ich zum Beschlusse eine schöne Stelle aus Baylens Betrachtung über die Cometen hersetzen, in welcher die Gedanken des Paters erläutert werden. „Ich trage kein Bedenken, sagt Bayle, „zu behaupten, daß diejenige, „die das Wohlergehen der Ruchlosen befrem-

„det

„det, über die Natur der Gottheit sehr wenig
„nachgedacht haben, und die Obliegenheiten
„einer Ursache, die alles regiert, nach der
„Richtschnur einer weit niedrigen Vorsehung
„beurtheilen müssen. Dieses zeigt einen sehr
„kleinen Geist an. Wie? Soll Gott, der so-
„wohl die freyen, als die nothwendigen Ursa-
„chen hervorgebracht, und so untereinander
„versetzt hat, wie sie am geschicktesten sind, die
„Wunder seiner unendlichen Weisheit zu offen-
„baren, soll er Gesetze einführen müssen, die
„zwar der Natur der freyen Ursachen angemes-
„sen, aber so unbeständig sind, daß sie der min-
„deste Verdruß, der einem Menschen zustößt,
„zum Untergang der menschlichen Freyheit,
„völlig umstossen soll? Ein gemeiner Statt-
„halter würde sich dem Spotte und der Ver-
„achtung aussetzen, wenn er jederzeit seine
„Verordnungen ändern wollte, so oft sichs
„jemand einfallen läßt, wider ihn zu murren,
„und Gott, dessen Gesetze auf ein so allgemei-
„nes Beste abzielen, daß vielleicht alles, was
„uns sichtbar ist, nur einen geringen Neben-
„antheil

„antheil daran hat, Gott soll gehalten seyn,
„von seinen Gesetzen abzugehen, weil sie heute
„diesem, morgen jenem nicht gefallen; weil itzt
„ein Abergläubiger, den ein Wahn von bösen
„Vorbedeutungen ängstiget, von dem Irthu-
„me, auf ein lasterhaftes Opfer übergehet, und
„itzt eine fromme Seele, die aber die Tugend
„dennoch so hoch nicht schätzet, daß sie den
„Mangel derselben für die größte Strafe hal-
„ten sollte, sich ärgert, daß ein Gottloser reich
„ist, und einer dauerhaften Gesundheit genießt?
„Kan man sich wohl von einer allgemeinen
„Vorsehung falschere Begriffe machen? Alle
„Welt gestehet, daß das Gesetz der Natur,
„das Stärkere überwindet das Schwächere,
„sehr weislich angeordnet sey, und daß es
„lächerlich sey, zu verlangen, Gott solle von
„diesem Gesetze eine Ausnahme machen, so
„oft ein Stein auf ein zerbrechliches Gefäß
„fällt, das dem Besitzer sehr lieb ist, um diesem
„Besitzer den Verdruß zu ersparen. Ist nun
„dieses, so muß man gestehen, daß die Forde-
„rung eben so lächerlich sey, Gott solle von
„dem-

„denselben Gesetz abweichen, so oft sich ein
„Ungerechter mit dem Raube eines Rechtschaf-
„fenen bereichern will. Je mehr sich der Ruch-
„lose über die Eingebungen des Gewissens
„und der Ehre hinweg setzet, destomehr ist er
„dem Rechtschaffenen an Macht überlegen.
„Wenn sie sich also zu nahe kommen; so muß
„der Rechtschaffene nach dem Laufe der Natur
„nothwendig unterliegen. — Die da verlan-
„gen der Lasterhafte soll krank seyn, sind eben
„so unbillig, als diejenige, welche verlangen
„ein Stein soll auf ein Glas fallen können,
„ohne es zu zerbrechen, denn wie seine Orga-
„nen beschaffen sind, können die Nahrungen,
„die er zu sich nimmt, und die Luft, die er
„athmet, nach den Gesetzen der Natur seiner
„Gesundheit auf keinerley Weise schädlich seyn.
„Die sich also über seine Gesundheit beklagen,
„beklagen sich blos, daß Gott ihnen zugefallen
„die Gesetze nicht verändert, die er eingeführt
„hat, u. s. w.

Es

Es ist sehr Schade, setzt Leibnitz, der diese Stelle anführet, hinzu, daß Bayle diesen Weg die Vorsehung zu vertheidigen, den er so glücklich betreten, so bald wieder verläßt. Hätte er fortgefahren, was für Nutzen hätte er nicht stiften können!

D.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XIX. Den 8. May 1760.

Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet, * hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekante Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herab donnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

* Man sehe den zwey und neunzigsten Brief.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad.* Nun? werden sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poßierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte, so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf den Titel merkwür-

* Sorøe, 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

würdige Beschuldigungen nennt, heissen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Critik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein blosses Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abschied der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch ein Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeiget

mir ein Ungeheuer darinn. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abschen der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner, stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der itzigen Ge„lehrsamkeit der Teutschen, wissen die Verdienste „des Herrn Hofprediger Cramers. Der Ver„fasser der nach dem Bossuetschen Muster „fortgesetzten Weltgeschichte; der neueste und „sorgfältigste Ausleger des Briefes an die „Hebräer; der geistliche Redner, der in „unsern Tagen kaum so viel Predigten schrei„ben kann, als die Welt von ihm zu lesen „verlangt; der Uebersetzer des Chrysostomus, „welcher seinem Originale gleicht, das er

„durch

„durch viele Anmerkungen und Abhandlungen
„bereichert hat; derjenige, den wir die beste Ue-
„bersetzung der Davidischen Psalmen in gebund-
„ner Schreibart zu danken haben; der Verfas-
„ser des Schutzgeistes; derjenige, der an dem
„Jünglinge, den Bremischen Beyträgen, und
„darauf erfolgten vermischten Schriften, ei-
„nen ansehnlichen Antheil genommen hat, end-
„lich der Verfasser der meisten Stücke des Nor-
„dischen Aufsehers, sind nur — — ein einzi-
„ger Mann, welcher in der ersten Hälfte der ge-
„wöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann
„ist! —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen; er war auch einer von den hällischen Bemühern, dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unsern treflichsten Schrift-

 stellern.

stellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weis gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickt es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darinn erhalten, die seine Unpartheylichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun sey, in welchem er gerne

wolle,

wolle, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewisser maassen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Critik bey weiten nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, dem es auf keine Weise befremdet, wenn andere andrer Meinung sind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die Selbstvertheidigung, „sagt er, wenn sie nicht zu unvollständig scheinen „sollte, müßte oftmahls in einem Tone reden, „der von denjenigen, die alles, was sie sehen und „hören, in Fehlern und Lastern verwandeln, für „den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit „sich selbst könnte ausgegeben werden. Ueberdem „pflegen Seelen von einer gewissen Würde so „wenig furchtsam und argwöhnisch zu seyn, daß

 „sie,

„sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Gra-
„de klar ist, bey der verständigen und billigen
„Welt keine Verantwortung derselben zu bedür-
„fen glauben.„ — Nicht doch! So ein grosses
Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wol-
len. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte
sein Freund keinen solchen Commentarium darüber
schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf an-
kommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den
Seelen von einer gewissen Würde haben, von
selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er
seine Würkung. Keine Grosmuth will mit
Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die
Finger eines Freundes, o so wird sie vollends
lächerlich! etc.

G.

Hun-

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämische Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortreflichste Versificateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein „poetisches Genie, sagt einer von den ersten, * „den ich eben vor mir liegen habe,„ ist so ausserordentlich selten, that no coutry in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the

* Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope, S. 111.

the true *Maker*, or *Creator*, is so uncommon a progidy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of sir William Temple where he says: „That of all the numbers of „mankind, that live within the compass of a „thousand years, for one man that is born ca„pable of making a great poet, there may be „a thousand born capable of making as great „generals, or ministers of state, as the most „renowned in story.„ Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher ausserordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenser, den Schakespear, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab; Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortreflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich

Cra-

Cramern mache: zu den vortreflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts, als ein Reimer? Kann man der vortreflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begrif mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle difference entre le Versificateur & le Poete! Cependant *ne croyez pas que je meprise le premier: son talent est rare.* Mais si vous faites du Versificateur un Apollon, le poete sera pour moi un Hercule. Or supposez une lyre à la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue; jettes sur ses epaules la peau du lion de Nemée, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in den höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeich-

ler

ler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worinn der Poet von dem Versificateur unterschieden ist: so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreiffen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: παῤ ἐμὶν πονος ἂν κεκτηται.

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortreflichsten Versificateur genennt: und Herr Basedow macht seinen Lesern weis, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genennt, und läßt * diese beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Beyworte

* Seite 9.

worte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortreflichste ist, mit welchem Beyworte sich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen: und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so pralet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetische Genie des Herrn „Hofpredigers, und besonders zu erhabenen und „zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als „daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen kön„nen, Beyfall zu finden, da er es ihm despotisch „absprach, und nichts als die Vollkommenheit „eines Versificateurs lassen wollte. — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerschen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heissen sollen) sich Genie zeiget? Das habe

habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortreflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drey Oden, im ersten Theile des „Nordischen Aufsehers, Anlaß geben, ein solches „Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden „Strophen sehen. — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!

Wie

Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie ist die Hand so schwer?
Allein ich will sie ganz versöhnen,
Laßt sie in diesen Wunden ruhn.
Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
Fleug unser Dank, fleug mit umher,
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

G.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XX. Den 15. May. 1760.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweiffende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine. Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auf-

fallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

„Große Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend „unter denen, welche sich durch Geburt und Wür„den über andere Menschen erheben, sind nicht „allein so rührend, sondern auch so unterweisend „und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, selbst „die, welche sie nicht nach ihrer ganzen Grösse „kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die „Religion das Andenken derselben zu erhalten „und fortzupflanzen verbunden sind, und von „der blossen Furcht, nicht genug von ihnen sagen „zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, „öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie „davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu „ihrem Ruhme vereinigen rc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche „Beleidigung der Tugend; sie erniedriget

„den

„den Menschen so tief; die Vernachläßigung und
„Uebertretung der edelsten Pflichten, ist bey ihren
„Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat
„so viel nachtheilige und unglückselige Einflüsse,
„nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, wel-
„che sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer
„Natur berauben, sondern auch auf das öffentli-
„che und gemeine Beste, daß sowohl der Men-
„schenfreund, als der Patriot, unter einer
„dringenden Verbindlichkeit stehet, für sichre und
„zuverläßige Mittel besorgt zu seyn, einem so ge-
„fährlichen Laster Grenzen zusetzen, und den aus-
„schweifenden Gebrauch berauschender Getränke
„zu verhindern rc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Aeltern
„in der Erziehung ihrer Kinder bestreben
„mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an
„zur Tugend zu bilden, und alles zu ver-
„hindern, was ihr Herz verderben, oder die

„angebohrne Unordnung desselben unterhalten
„und vermehren kann; so nothwendig es auch
„ist, sehr frühzeitig mit denselben, als mit ver-
„nünftigen Wesen umzugehen, die des Nachden-
„kens und der Ueberzeugung fähig sind: So ist es
„dennoch beynahe unmöglich, diese wichtigen
„Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter
„Mittel zu erreichen, ob es gleich eine eben
„so unläugbare Erfahrung bleibt, daß nach den
„von Natur sehr verschiedenen Charakteren der
„Kinder, einige der Züchtigung mehr, und an-
„dere derselben weniger bedürfen.

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie
„sorgfältig mein Vater schon in meiner frühesten
„Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine
„lebhafte Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen
„das höchste Wesen, tugendhaft zu seyn, in meine
„Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir mein
„Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen
„zu denen ich, gleich andern, starke Reitzun-
„gen und Versuchungen gehabt habe, diese
„Neigung mich bewahret hat: so fühle ich
„mich

„mich allezeit von den zärtlichsten Empfindungen
„der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich
„durch nichts beweisen kann, als nur dadurch,
„daß ich das Andenken seiner Gesinnungen erhalte,
„und durch sein Beyspiel andere Väter aufmun-
„tere, Kinder, die sie glücklich zu machen wün-
„schen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse 2c. Kann man abgedroschnere Warheiten mit aufgeblassenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre, daß sich dreyßig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen, Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf ein Wort glauben? Nicht? Ich be-

gehre es auch nicht. Aber ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zusammen; und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich, hebt das dreyßigste Stück an, in „unsern Zeiten die Bestreitung, und Verachtung „der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch „die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist „es für diejenigen, welche sich nach ihren äusser-„lichen Umständen in die Gesellschaften der grös-„sern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit „den Warheiten ihres Glaubens bekannt zu seyn, „und die Gründe einzusehen, die einen vernünf-„tigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu befürch-„ten hat, der muß seine Feinde; er muß ihre „Stärke, ihre Waffen, und die Art wie sie „streiten, können, damit er sich zur Zeit des Kam-„pfes desto glücklicher vertheidigen könne. Es „scheinet zwar, daß man von den Einwendungen „wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu seyn „brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil „und Gewohnheit annimmt: sobald man sie

„bekennt,

„bekennt, weil es richtige, überwiegende und
„unumstößliche Beweise waren, die uns über-
„redeten. Allein, wenn man diese Wissenschaft
„besitzt, und die Schwäche, die Richtigkeit,
„und besonders auch die Strafbarkeit der Ein-
„würfe kennt: So hat man weniger zu befürch-
„ten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der
„Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame
„Erschütterung leiden werde; unsre Vernunft ist
„selbst von einer plötzlichen Unordnung und Ver-
„dunklung sichrer; man ist vorbereiteter und geüb-
„ter zu widerstehen, und ist der rechtschaffene
„Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbun-
„den, denen zu widerstehen, welche die grossen
„Grundsätze desselben angreiffen, und entweder
„durch künstliche und verblendende Schlüsse, oder
„durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn
„scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres
„Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist
„seine Ueberzeugung so gewiß und unbe-
„weglich, daß ihn keine Einwürffe irren kön-
„nen; aber wenn er in irgend einem gesell-
„schaftlichen Gespräche, durch solche Zudrin-

„gungen aufgefordert, welche ihn verbinden, be-
„leidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf ge-
„wisse Einwürfe nicht antworten kann; wenn
„er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schim-
„mer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen,
„und das Falsche in feindseligen Beschuldigungen
„zu entdecken: So wird er wider seinen Wil-
„len die stolzen Verächter seines Glaubens
„in der Einbildung bestärken, daß sie diejenigen,
„die sich für verbunden achten, Religion zu ha-
„ben, weit übersehen; sie werden sein Still-
„schweigen und die Verwirrung, worein sie ihn
„brachten, für einen Triumph über sie selbst
„halten, und den Schwächern können sie viel-
„leicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit
„gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug
„schätzet, weil er sie nicht genug untersucht
hat ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben; wollten Sie sich nicht getrauen,

es

es mit dem siebenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen?

G.

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe sich der Sinn schliesset; wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Nordischen

Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?" Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil; freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rethorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Critik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis gesagt

haben:

haben: Sein Stil sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trift, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser ihrer Ausdehnung meines Tadels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Criticus, so oft er ein Werk zu beur-

beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begrif sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Criticus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhand-

lun-

lungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe: daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat; das weis ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weis ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure; daß ich seine Zuhörer bedaure; Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen: oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Räncke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Iron-

fide

side, macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchen alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, so gewaltig vernachläßiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm sind.

Unterdessen muß bey dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredsamkeit noch grössere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.* Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte: Aber können Sie sich einbilden,

* Man sehe unsern funfzigsten Brief.

den, was er gleichwohl davon sagt? „Ich
„gestehe es, sagt er, einige grosse Schriftsteller
„die mehr Demosthenisch als Tullianisch sind,
„würden hier ein so ausführliches Gleichniß nicht
„gewählt haben. Aber wer war grösser, Tul-
„lius oder Demosthenes? Viele gute Schrift-
„steller würden dies Gleichniß nicht so haben aus-
„führen können, wenn sie auch gewolt hätten.
„Aber diese würden auch dadurch gezeigt ha-
„ben, daß ihnen eine gewisse Art der Grösse
„in der Beredsamkeit fehle, die man an einem
„Cramer mit Ehrerbietung bewundert. —
Da haben wirs! Nun will ich gern nicht
stärker in den Herrn Basedow dringen;
nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir
doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß
bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn
er gestehen müßte, daß auch bey dem Tul-
lius keines anzutreffen wäre, was hätten
wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber
wer war grösser, Tullius oder Demo-
sthenes? anders zu erwarten, als die
zweyte Frage: Aber wer ist grösser,
Tullius

Cyllius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern mit Ehrerbietung bewundern und schweigen.

G.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Hedrichs Benjamin Anleitung zu den vornehmsten historischen Wissenschaften, 8vo. Berl. 1760. 20 Gr.

Muzelii Fried. Compendium universæ latinitatis ad ductum lexici Fabro-Cellariani 8vo. Berolini, 1760. 10 Gr.

Voyages, & avantures de Jacques Massé II. Tom. 8vo. Utopie 1760. 1 Rthlr.

Reponse de sir Manly à Milady Comtesse de Sunderland dans les Lettres de Milady Catesby. 8vo London, 1760. 2 Gr.

Avantages du Mariage. II Tom. 8vo. Bruxelles 1760. 20 Gr.

Gellerts C. F. Betrachtungen über die Religion. 8vo. 1760. 1 Gr.

Schreiben an einen guten Freund über das Gleichniß vom verlornen Sohn. 8vo. 1760. 2 Gr.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XXI. Den 22. May 1760.

Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schiesset! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, misfiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonniret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demselben einigen, die ich selbst „für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte „Name abgesprochen wird.„ Ich erschrack, als

ich diese Worte zum ersten male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie können mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruchs machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweydeutigkeit habe ich eine Sophisterey genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber lieset. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte: „ist es „nicht ein menschlicher Fehler der größten Philo„sophen, sich selbst durch eine unvermerkte Zwey„deutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand

„hat noch eine Metaphysik ohne Fehler geschrie-
„ben, und ich getraue mir zu sagen, daß die
„Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils aus
„der Zweydeutigkeit der Worte entstehen. Wer
„mir solche Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß
„braucht, um andere zu verblenden, wer in ein
„solches Versehen nicht oft verfällt, wer sich nicht,
„wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch
„neue Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget,
„der kann allemal ein grosser und verehrenswür-
„diger Mann seyn, und dem kann man, ohne
„Lust an gelehrten Scheltworten, nicht Sophiste-
„reyen und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst
„müßte kein Leibnitz, Wolf, Mosheim, ja
„kein grosser Mann, von seinen Beurtheilern mit
„Recht verlangen können, daß er mit solchen un-
„höflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben. —
Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr
Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte
Scheltworte, was nichts weniger als Scheltwor-
te sind. Wenn ein grosser Mann eine Sophiste-
rey begehet, und ich sage, daß er eine begangen
hat: so habe ich das Kind bey seinem Namen ge-

 nennt.

nennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn des-
wegen einen Sophisten nennte. Man kann sich
einer Sophisterey schuldig machen, ohne ein So-
phist zu seyn; so wie man eine Unwahrheit kann
gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn;
so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein
Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein gros-
ser und verehrungswürdiger Mann. Nun ja;
und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet
mich denn, von einem grossen und verehrungs-
würdigen Manne in dem Tone eines kriechenden
Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der
einem grossen und verehrungswürdigen Manne
gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Warheit,
und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird: und
hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lie-
ber, wenn man ohne Umstände sagt: das und
das dünkt mich eine Sophisterey: als wenn man
viel von menschlichen Fehlern der größten
Philosophen präliminiret, und ihn um gnä-
dige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal
so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch
einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er analisiret in dieser Absicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht „die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen ge„gen andere folgen, allesamt getreu und sorgfältig „zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen „Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht „zu erfüllen trachtet.

„Erster Zusatz. Polidar, dessen uner„schöpflicher Witz über Lehren spottet, die er „niemahls untersucht hat, und Lehren lächerlich „macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob „sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener „Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und

„zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch
„eine Wirkung des in der Jugend gelernten
„Catechismus seyn kann, den er nunmehr ver-
„achtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat eine
„natürliche Neigung zu denen Handlungen,
„die, wenn sie aus dem rechten Grunde ge-
„schehen, rechtschaffen heissen. Aber diese
„Neigung ist im hohen Grade schwach und
„unzuverläßig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtschaffener
„muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegen-
„ständen haben, gegen welche man rechtschaffen
„handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß
„kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkennt-
„niß Gottes; und durch diese zum Wunsche ei-
„ner Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht,
„eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige
„Untersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger
„zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge
„des ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„Drit-

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der „Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein „Mensch, der weder geoffenbarte noch natürli„che Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten „zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser ein„geschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann „seyn könne. Man hat aber bessern Grund es „zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Ver„stande für wahr hält, und sein Herz zur Aus„übung derselben gewöhnt.„

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimt. Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr

Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Warheiten derselben auf sich wirken läßt: Das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet: Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen ist,

daß

daß man ihm auch eine vierte giebt, und ein Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Bösewicht darunter verstehet, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude &c. Pflichten gegen Gott, und trachtet diese Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft

erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bey diesem hinlänglich sind: Das ist hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel? Man setzt nehmlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihm ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret, und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nehmlich nur sagen: **Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Pabst auf, die**

Pflicht, nehmlich dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich: aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unsrer dritten Bedeutung, zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meynen. Also, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trift ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann

ohne

ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffner Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey: aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen? wenn er durch Spöttereyen arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch so gar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein

kein rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bey dem allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidar, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das

heißt

heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

Bey dem Verleger ist zu haben.

Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist, zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 4to. Berlin, 1760. 6 Gr.

Uz J. P. Versuch über die Kunst, stets frölich zu seyn. 8vo. Leipzig, 760. 4 Gr.

Agamemnon und Coriolan, zwey Trauerspiele. 8vo. Copenh. 760. 1 Rthlr.

Curtius M. C. kritische Abhandlungen und Gedichte. 8vo. Hannov. 760. 12 Gr.

Stiebritz J. F. auserlesene Warheiten der Vernunft und Religion. gr. 8vo. Halle, 760. 1 Rthlr.

Bougeant W. H. Historie des dreyßigjährigen Krieges. 4ter Theil. gr. 8vo. Halle, 760. 1 Rthlr. 4 Gr.

Briefe, schottländische, oder merkwürdige Nachrichten von Schottland, 1ter Theil, 760. 1 Rthlr.

Chem.

Chemnitz kleine Beyträge zur Testaceotheologie, oder zur Erkänntniß Gottes aus den Conchylien, mit K. 4to. Frft. und Leipz. 760. 16 Gr.

Gieseke K. D. Sammlung einiger Predigten. 8vo. Rostock. 760. 1 Rthlr. 6 Gr.

Hambergers G. C. zuverläßige Nachrichten von den vornehmsten Schriftsteller, 3ter Theil, 8vo. Lemgo. 760. 1 Rthlr. 16 Gr.

Sammlung verschiedener die Fieberrinde betreffender Abhandlungen und Nachrichten, mit K. 8vo. Nürnberg, 760. 12 Gr.

Kleins Jac. Theod. Claßification und kurze Geschichte der vierfüßigen Thiere, mit Kupf. 8vo. Lübeck, 760. 1 Rthlr.

Michaelis Joh. Dav. Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet, die verstorbene hebräische Sprache zu verstehen, 8vo. Götting. 757. 12 Gr.

Palfin, Joh. Chirurgische Anatomie oder genaue Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers, mit Kupf. 4. Frft. 1760. 2 Rthlr. 12 Gr.

la Placette, Joh. Tod der Gerechtigkeit, oder die Weise wohl zu sterben, 2 Theile, 8vo. Zürich, 760. 1 Rthlr. 8 Gr.

Reinhard Joh. Paul Beyträge zu der Historie Frankenlandes und 1ter Theil, 8vo. Bayreuth, 760. 16 Gr.

Rine

Ringeltaube Mich. die Religion der Engel, 1ter Theil, 8vo. Bresl. 760 12 Gr.

Sammlung der Schweitzerischen Gesellschaft in Bern, von landwirthschaftlichen Dingen. 1ter Theil. 8vo. Zürich, 760. 12 Gr.

Schäfer Jac. Chr. vorläufige Beobachtung der Schwämme um Regenspurg mit Kupf. 4to. Regensp. 760 1 Rthlr.

— Der Gichtschwamm mit grünschleimigen Hute mit Kupf. 4to. Regensp. 760. 1 Rthlr. 8 Gr.

Schœpflini Joh. Dan. Vindiciæ Typographicæ, 4to. Argentorati. 760. 1 Rthlr.

Schriften einige der Altdorfischen deutschen Gesellschaft, 8vo. Altdorf, 760. 8 Gr.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XXII. Den 29. May. 1760.

Beschluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise. „Ein Rechtschaffner muß eine gründliche „Erkenntniß von den Gegenständen haben, „gegen welche man rechtschaffen handeln „muß. Indem er zu dieser Erkenntniß „kömmt, gelangt er auch zur natürlichen „Erkenntniß Gottes; und durch diese zum „Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat „er die Pflicht, eine vorgegebene Offenba„rung, ohne sorgfältige Untersuchung nicht „zu verwerfen, vielweniger zu verspotten. „Thut er es; so ist er (vermöge des er„sten Beweises) nicht rechtschaffen. — Das ist ein Beweis; Und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut

seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwäze auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis, auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der Macht „der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, „daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch „natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und „also in dieser eingeschränkten Bedeutung „ein rechtschaffner Mann seyn könne. Man „hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn „er die Religion in seinem Verstande „für wahr hält, und sein Herz zur Aus„übung derselben gewöhnt. Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden,

meine

meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nemlich: Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn. Herr Basedow sagt selbst, es solle diesem Beweise der zweyte Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zusatz? „Der Mensch hat „eine natürliche Neigung zu denen Hand„lungen, die wenn sie aus dem rechten Grun„de geschehen, rechtschaffen heissen. Aber „diese Neigung ist im hohen Grade schwach „und unzuverläßig. Warum ist sie so schwach und unzuverläßig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen,

das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverläßig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverläßig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: Aber die Religion giebt uns doch mehrere Gründe, unsre Leidenschaften zu bemeistern x. Das gebe ich zu. „Allein, habe ich damals schon erinnert, „kömmt es denn bey unsern Handlungen blos „auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? „Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund,

„den

„den ich lange und ernstlich nachgedacht habe;
„den so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungs-
„gründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten
„Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe?
Wenn Herr Basedow das nicht versteht: so
kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß
ihm erlauben, so lange zu schwatzen als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt or-
dentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein
Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes
Wort sey; aber doch, meinet er, habe Herr
Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen.
Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger,
„sagt er, trägt im Nordischen Aufseher kein
„System vor, und hat die Absicht nicht, allen
„möglichen Chicanen eines Widersachers auszu-
„weichen. Sonst hätte er allerdings ausdrück-
„lich anzeigen müssen, ob er unter einem Man-
„ne ohne Religion, einen solchen verstehe, der
„gar keine hat; oder nur denjenigen rc. Kann
man eine grössere Absurdität sagen? Des-
wegen, weil der Herr Hofprediger kein Sy-

 stem

stem schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wider einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblats, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: „Der Nordische Aufseher müsse „und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: „ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, „in einer und derselben Bedeutung verstehen."

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Mann ohne Religion, blos einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cra-

mer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas falsches (das ihm aber wahr scheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen; muß ich mich freylich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

G.

Hundert und siebender Brief.

Herr Cramern muß es also hier gegangen seyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine grosse Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man

halten: man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! diesen grossen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seine Entfernung vor der Religion mehr öffentlich rühmen dürfte. Der Vorsatz war vortreflich, und eines eifrig Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O sie wird müssen; wir verstehen uns aufs beweisen. „Denn, sagt Herr Cramer, ein Mensch, welcher „sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaf„fenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreyt achtet, was man unter dem Na-

men

„men der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lüg„ner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, „sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann ge„gen Gott zu seyn.„ Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein rechtschaffener „sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflich„ten der Religion; nun sucht ein Mann ohne „alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — „Denn er hält sie für keine Pflichten:“ fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie „für keine? das ist etwas anders. So fält mein „Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus, „wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich „muß sehen, wie ich mir helfe.„ — Geschwind schlägt er also die Volte, und schielt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch kein rechtschaff„ner Mann seyn? — „Kein Mensch wird ihn

dafür

dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun „habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, izt zu „wenig: wie werde ich es noch machen, daß ich „mich mit meinem frommen Parodoxo durchdrin„ge?„ — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Parodoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herrn Basedows.

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnten, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wolte. Ich glaubte nemlich er

verstehe

verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eifrer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disputs kaum zu reden erlaubt ist.

G.

Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen; Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit dem Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darinn, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg, und ihn blos als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, so lange es den Erlöser nur von dieser Seite kännet, ein Socinianer sey. Folglich habe ich Herr Cramern zum Socinianern gemacht? O Herr Basedow! O Logik!

Und

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind, sagt er, „ist zu der Zeit, da es Christum als einen Menschenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, „kein Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, so leugnet derselbe doch zugleich, „daß er auch Gott und ein wahrer Versöhner „sey, und nur durch das letzte verdienet er den „Namen eines Socinianers. — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas anders, als eine Folge des Widerspruchs? Man frage so ein Kind, das Christum nur als einen Menschen kennet: war nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott! das wüßte ich „nicht." — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach „nicht doch; Papa, der mir so viel von ihm gesagt hat, hätte mir das sonst auch wohl gesagt." Nun leugnet das Kind. Nun ist das Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingesogen hat, aber von keinen Leuten weis, die Christum für mehr als einen grossen und heiligen Mann halten, das also

mit

mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch gerathen können: das Kind ist kein Socinianer! Armselige Ausflüchte!

Nestro Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik; ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müsse, nie eine Verstümmlung, eine Entkräftung der schweren Wahrheit, eine solche Herabsetzung derselben seyn müsse, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran, fahre ich fort, muß Nestro Ironside nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat „können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser „seinem Sohne blos als einen Mann vorzustellen, „dem Gott zur Belohnung seiner unschul„digen Kindheit, in seinem dreyßigsten Jahre „mit einer so grossen Weisheit, als noch niemals ei„nem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, „zum Lehrer aller Menschen verordnet, und zu„gleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche

„und

„und ausserordentliche Thaten zu thun, als sonst
„niemand ausser ihm verrichten können. — In
dieser Stelle habe ich, nach dem Herrn Basedow
nicht mehr als zwey Verfälschungen begangen.
Denn er fragt: Steht denn im Nordischen
Aufseher etwas von einem Jahrlang? Wer-
den daselbst die vortreflichen Eigenschaften
des Heilandes, für eine Belohnung seiner
unschuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erste Frage: Das Jahrlang
ist freylich mein Zusatz, aber ich sollte meynen, ein
so billiger Zusatz, daß mir Herr Cramer Dank
dafür wissen sollte. „Ein Kind, sagt Herr Ba-
„sedow, ist früher fähig zu fassen, daß der Hei-
„land ein gehorsames Kind, ein weiser und un-
„schuldiger Mann, ein grosser Lehrer, Wunder-
„thäter und Menschenfreund war, als es seine
„Gottheit und Erlösung fassen kann.“ Wie viel
früher? Weniger als ein Jahr? So muß die
Erkenntniß des Kindes mehr als menschlich zuneh-
men; oder der Uebergang von dem einen Satze
zu dem andern muß sehr gering und leicht seyn.
Ich Abscheu der Welt! Ich setze nur ein
Jahr

Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte setzen können.

Antwort auf die zweyte Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufseher den Nestor Ironside seinem kleinen Arthur sagen, daß die vortreflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner tugendhaften Kindheit gewesen wären. Nestor, sagt er, habe ihn erzehlt, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam das Kind Christus gewesen sey. „Und darum, läßt „er ihn fort fahren, darum hätte er auch täglich „an Weisheit und Gnade vor Gott und Men„schen zugenommen; er wäre die Freude, das „Wohlgefallen und die Bewunderung aller seiner „Freunde und Bekannten geworden, und Gott „hätte ihn endlich, nachdem er seine unschuldige „Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der „Armuth und dem Mangel seiner Aeltern zurück „gelegt hatte, in seinem dreyßigsten Jahre mit „einer so grossen Weisheit ausgerüstet rc.„ Das ist eine zusammengesetzte periodus consecutiva, und das Darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derselben gezogen werden.

Wenn

Wenn ich also lese: Darum weil er ein so unschuldiges, lehrreiches, frommes, gehorsames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem dreyssigsten Jahre mit so grosser Weisheit aus x.: so habe ich hoffentlich nicht falsch construirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreyssigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können, als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja sonst nichts anders von Christo?

G.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XXIII. Den 5. Junius 1760.

Hundert und neunter Brief.

„Warum verschweigt der Criticus die Recht-„fertigung, die Herr **Cramer** seinem „Rathe (einem Kinde den Erlöser, vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) „wahrlich um schwächerer Personen „willen, als ein Journalist seyn solte, in demsel-„ben funfzigsten Stücke zugefügt hat? — So „fragt Herr **Basedow**, und **wahrlich** in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus blosser Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ist sie aus blossem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der „Offenbarung eine Anleitung zu einer vor-

„züglichen Art des Unterrichtes in diesen uns so
„nothwendigen und unentbehrlichen Lehren, und
„zwar so wohl in der vortreflichen Rede, die
„Paulus vor den Atheniensern, als in der Schutz-
„rede, die er vor dem Landpfleger Felix und dem
„Könige Agrippa hielt. In beyden redet er
„von Christo: aber auf eine solche Art, die uns
„lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten
„müsse, die noch gar keine Erkentnisse von seiner
„erhabenen und herrlichen Person haben. Er
„schwieg mit einer bewundernswürdigen Weis-
„heit in dem ersten Unterrichte, den er den Athe-
„niensern gab, von den schweren und tiefsten Ge-
„heimnissen des Christenthums. Er fieng damit
„an, daß er ihnen einen Begrif von der Gott-
„heit beyzubringen suchte. Die Schöpfung und
„Regierung der Welt von Gott, und seine Vor-
„sehung, die Schuldigkeit ihn kennen zu lernen,
„und seinen Gesetzen zu gehorchen, und das künf-
„tige Gericht durch einen Menschen, den er
„dazu ersehen, und deswegen von den Todten er-
„weckt hätte, waren die ersten Lehren, die er ih-
„nen verkündigte: und er wählte sie offenbar des-
wegen,

„wegen, weil sie schon einige obgleich falsche
„Begriffe davon hatten. So wenig sagt er das
„erstemal von Christo, ob er gleich genug sagte,
„ihre Neubegierde und Aufmerksamkeit zu reitzen.
„Lehren von einem tiefern Inhalte würden eine
„ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und
„ihren Verstand nicht sowohl erleuchtet, als ver-
„blendet haben. Man sieht diesen grossen Lehrer
„der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und
„Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und
„ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt
„dasjenige aussuchen, was von einem noch unun-
„terrichteten Verstande am leichtesten gefaßt wer-
„den konnte. Er machte ihnen Christum, wel-
„ches besonders merkwürdig ist, zuerst nicht als
„einen Versöhner, der für die Menschen eine voll-
„kommene Genugthuung geleistet hätte, sondern
„als den Lehre[illegible] menschlichen Geschlechts be-
„kannt, als den, [illegible] verkündigen sollte ein Licht
„dem Volke Israel und den Heiden.

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow
von den Seinigen hinzu) „ist volkommen gründ-
„lich, und dem Criticus zu stark, als daß er ihrer

 „erwehnen

„erwehnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß „das Apostolische Exempel deswegen, weil Heiden „und Juden Meinungen hatten, die den Ge- „heimnissen des Christenthums gerade entgegen „gesetzt waren, einem stufenweise zunehmenden „Unterrichte der Kinder nicht zur Rechtfertigung „dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so „viel daraus, daß es nicht ketzerisch sey, von „Christo anfangs dasjenige zu sagen, was weni- „ger wunderbar ist, und vors erste von dem „Schweren und Geheimnisvollen zu schweigen. „Zweytens ist das Unvermögen kleiner Kinder, „den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen, „gewiß eine eben so wichtige Ursache dieser Lehr- „art, als die Vorurtheile der Juden und Heiden.

Herr **Basedow** glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht, und selbst beantwortet, bestehen [illegible]e. Und warum nicht? Weil er eine Kleinig[illegible]ls unstreitig vor- aussetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese; daß Paulus bey besag-

ten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Atheniensern. * Der Apostel wird vor Gerichte geführet, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekant gewesen sey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte: **Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Busse zu thun;** diese Worte sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte; und nun ist er auf einmal mitten in seiner Materie: **Darum, daß er einen Tag gesezt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann,** in

* Apostelg. XVII.

in welchen ers beschlossen hat, und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Es waren theils Epikurer; theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführet hatten. Die Epikurer spotteten; die Stoicker wurden kalt: jene lachen; diese gähnen; keiner besteht auf seiner Anklage, und also gieng Paulus von ihnen. Nun frage ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten. Es ist ja offenbar nichts mehr, als der blosse Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihm nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsetzlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man

uns

uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus; lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdboden richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem Manne einen Menschen; aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis *, den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bey unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche

* Apostelg. II, 22.

heit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf den Markte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können; Etliche aber der Epicurer und Stoiker, Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das macht, er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es scheinet als wolle er neue „Götter verkündigen; das machte, er hatte ihnen „das Evangelium von Jesu verkündiget." Nichts kan deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schliessen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Atheniensern gab; und zweytens weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kan man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade d

Geg

Gegentheil von dem gethan hät, was er ihn thun läßt; daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein vergrösserungsglas, was er mit blossen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr ausser Zweifel gesetzt ist, als des **Herrn Cramers** oder meine. Es ist D. **Heumann**. Herr Basedow sey so gut, und lese dieses würdigen Gottesgelehrten **Erklärung der Apostelgeschichte**, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des **Paulus**, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche **Sebastian Schmidt**, und **Franciscus Fabricius**

 von

von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Beyfall geben, wenn sie glauben, es habe Paulus diese Rede an die Professoren der Stoischen und „Epicurischen Weisheit gehalten, und daher „die Lehren der Vernunft von Gott oder der phi„losophischen Theologie vornehmlich vorgetragen. „Der letztere, Fabricius, will auch die Klugheit „unsers heiligen Redners zeigen, und suchet sie „auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott „Abrahams, Isaacs und Jacobs genennet, auch „seine Lehren nicht aus den Propheten, sondern „aus heidnischen Poeten, bestätigt, wie auch Je„sum nicht einmal mit Namen genennt habe. Wie „unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf „diese Weise Paulo fast eben die Klugheit bey„gelegt, welche die Jesuiten in China ausüben, „deren Bekehrungsklugheit von ihren eigenen Reli„gionsverwandten gemisbilliget wird?— Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doctor will von keiner Bekehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen

Weisheit

Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensern gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Atheniensern gab; und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus sey der Sohn Gottes. *
„Die Spötter nennten Jesum einen neuen und „fremden, das ist, bisher unerhörten Gott. „Sie sagten neue Götter, und meinten doch „nur den von Paulo gepredigten Jesum. Diese „Art zu reden ist gewöhnlich, wenn man inde„finite redet ꝛc. Eben so ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte πιστιν παρεχειν πασιν durch, die Glaubenslehren „allen Menschen vortragen, und sie belehren, „daß,

* S. dessen Erklärung des neuen Testaments, Seite 246 des sechsten Theiles.

„daß, die Seligkeit zu erlangen, der Glaube an „Jesum das einzige Mittel sey. Er sagt nicht, daß der Apostel den Atheniensern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine Lehre gewesen sey, von welcher sie schon einige obgleich falsche Begriffe gehabt hätten: sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sey, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts, seine Zuhörer aufmerksam machen, und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis, fährt der Doctor fort, würde „er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn sie „nicht bald darauf mit spöttischem Schreyen ihm „in die Rede gefallen wären, und dieselbe zu be„schliessen, ihn genöthigt hätten rc.

Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix: — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Absicht zu unter-

unterrichten, und seiner Lehre Proselyten zu schaffen: sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sey, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verläumdet werde; darum nehmlich, weil er nach diesem Wege, den sie eine Secte heissen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten. Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngefehr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu grössern Geheimnissen vorzubereiten, sondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte

er

er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen: so würde er gerade das Gegentheil derselben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geschichtschreiber fort, kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fordert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Christo. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrack Felix und antwortete: Gehe hin auf dismal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christo, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschracken sie, nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden: sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Aber

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut seyn müssen, daß mir nicht etwas Hartes gegen den Herrn Cramer entfähret. Seine ganze Theologie, mußte ihn verlassen haben als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum „dem Agrippa, zuerst nicht als einen Versöhner, „der für die Menschen eine vollkommene Gnugthuung geleistet hatte, sondern als den Lehrer „des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht, „als den, der verkündigen sollte ein Licht dem „Volke Israel und den Heiden.“ Das ist zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Meßias übereinkam; also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Meßias versprochen habe; sondern den er blos überführen mußte, daß Jesus der versprochene Meßias sey. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Meßias werde leiden müssen, werde der erste unter denen seyn, die von

den

den Todten auferstehen, diese Prophezeyungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Meßias hier so wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen; alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einen Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: Daß Christus solte leiden, und der Erste seyn aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr Basedow vollkommen gründlich, und mir zu stark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus blossem Mitleiden nicht erwähnt.

G.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XXIV. Den 12. Junius 1760.

Hundert und zehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu sagen, und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet: so kann er sie nirgends finden, als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologischer Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Project muß nicht allein für sich selbst practicabel seyn, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können.

Beydes vermisse ich an dem Projecte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht practicabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweytens streitet das Cramersche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschiehet: Glaubest du ꝛc. mehr saget, als: Willst du mit der Zeit glauben ꝛc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow, folgendes

zu überlegen, bitten. Als ich in dem Nordischen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu seyn schien, der die strenge Orthodoxie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit seyn, damit verglich: war es nicht sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabey einfielen, „die sich mit einer „lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume „begnügen, und allem Verdachte der Freydenk„erey ausweichen, wenn sie von der Religion „überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen „wissen. Weder Herr Basedow, noch Herr Cramer, wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle; so muß ich seine Auslegung für eine Calumnie erklären,

an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „auch
„der Nordische Aufseher hat ein ganzes
„Stück dazu angewandt, sich diese Mine der
„neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben ꝛc.
Ist denn dieses eben so viel, als wenn ich ge-
sagt hätte: Auch der Nordische Aufseher
ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich
rede ja nur von einer Mine, die er sich geben
will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Mine
aus eben der Ursache geben will, aus welcher
sie jene führen. Jene führen sie, um ihre
Freydenkerey damit zu maskiren; und Er will
sie annehmen, vielleicht, weil er glaubt, daß
sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine
neue Mode aus einer gewissen Bedürfniß ent-
sprungen ist, haben darum alle, welche dieser
Mode folgen, die nehmliche Bedürfniß?
Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen,
einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher
Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, ver-
anlaßt hat?

G.

Hun-

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstocks, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück, sagt Herr Basedow, „von einer dreyfachen Art über „Gott zu denken, dessen Verfasser der Hr. Klop„stock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr „feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich „das Klopstockische Siegel nicht darauf gesehen „haben, wie auf andern Stücken desselben Ver„fassers, von welchen er mit Hochachtung redet. — Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortreflich halten sollen? Hätte ich schliessen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat;

so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock, heißt es an „einem andern Orte, so gewogen der Criticus „sich demselben auch anstellt ꝛc. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne dem Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden; er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit samt seinem Reuter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das Denken nennet, was andere Empfinden heissen. Das räumet Herr Basedow ein, und fragt blos: „Ob man denn „über alte Dinge etwas neues sagen müsse? Und „ob denn Herr Klopstock nicht das Recht ge„habt habe, das Wort Denken anders zu nehmen, „als es in der üblichen Sprache einiger Systeme „genommen werde? Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestirt; als worinn mein zweyter Einwurf bestand. Er sagt nehmlich; daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabey dächten,

 aus

auszudrücken. Ich sage: Keine neue Warheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, den Ausdruck neue Warheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären.„ Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nun muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß „Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow

wird

wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanns den Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wä„ren so voller Empfindung, daß man oft gar „nichts dabey empfinde. Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich „dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie die „folgende Strophe.

Jesus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen.
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach du müssest, wenn in Flammen
Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu sehn!
Dann setz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!

Zur Seeligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist; so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Socrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder, ein blosser witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er da-

bey

bey gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Leßings schönen Fabeln urtheilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz überwitzig darüber „würden. Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Leßingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind!

G.

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Lieblosigkeiten, mit Verleumdungen um sich; und der Hamburgische Anzeiger sagt, daß ein

ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunter zu setzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, daß sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der nordische Aufseher in seinem sieben und dreyßigsten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meyne folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie sich doch, bey dem „Schlusse des ersten Theils ihrer Blätter, in „Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch „nicht gesehen, so oft ich sie auch auf unsern „Spatziergängen aufgesucht habe, und ich habe „ein scharfes Gesicht. Gewiß Sie entziehen sich „dem Publico allzusehr. Dennoch getraue ich „mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verspre„che ich: Ihr Portrait soll keinem in der Biblio„thek der schönen Wissenschaften etwas nachge„ben. Ein altes saures Gesicht mit Runzeln, wie

Gel-

„Gellert und ein anderer Dichter; tiefsinnig;
„schief; auch ein wenig mürrisch; denn im Schat-
„ten bin ich stark. Nicht wahr? Ich warte nur
„auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grab-
„stichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist
„schon fertig. Ich mache auch Inscriptionen in
„Prosa und Versen, wenn Sie sie haben wollen.
„Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen, daß
„er Ihr Bild dem Werke, ohne Ihr Wissen
„nicht vorsetzen will. Aber der wunderliche
„Mann! Er soll nicht dabey zu kurz kommen;
„das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben.
„Nur muß er meine Mühe nicht umsonst verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ste-
„cken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Witt-
„we, welche alle Augenblicke bereit ist, sich in
„Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie
„ich Sie zeichnen will. Die Frau sieht nicht
„übel aus. Sie sind doch noch Wittwer?
„Ich bin Mein Herr

Ihr unterth[illegible]er Diener
Philip[illegible] Kauk.
Kupferstecher.

Ich

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob diesem Briefe das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann, wie der Nordische Aufseher, der von nichts als Religion und Redlichkeit schwatzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satyre abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der sie so eigen„mächtig nicht Tadel, sondern Schande austhei„len, darf ich wohl wissen, wie ich zu diesem „Brandmahle komme? Es ist wahr, ich habe ei„nes von den bewußten Portraits gestochen; aber „nicht aus freyem Willen, sondern weil es mir „aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt „ward, und ich von dieser Beschäftigung lebe. „Ich habe mein Bestes gethan. Allein man hat „mir ein schlechtes Gemählde geliefert, daß „ich nichts besseres daraus habe machen können.

„Ich

„Ich sage Ihnen, daß alle die Fehler, die sie in
„meinem Stiche tadeln, in dem Gemählde gewe-
„sen sind; und daß ein Kupferstecher keinen Feh-
„ler des Gemähldes nach Gutdünken verbessern
„kann, ohne in Gefahr zu seyn, die Aehnlichkeit
„auf einmal zu vernichten. Was weis ich, ob
„Herr Gellert ein Adonis ist, oder ein saures
„Gesicht mit Runzeln hat? Was weis ich, ob
„der andere Dichter (den ich nicht einmal gespro-
„chen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir
„Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie ge-
„mahlt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich
„meinen, hätte ich doch immer noch einen Sti-
„chel gezeigt, der fester und kühner ist, und mehr
„verspricht, als daß er eine so öffentliche Beschim-
„pfung verdient hätte. Doch dem sey wie ihm
„wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste
„Kupferstecher wäre, warum gehen Sie aus den
„Schranken des kritischen Tadels? Warum muß
„ich noch etwas schlimmeres als der elendeste
„Kupferstecher, warum muß ich ihr Kuppler
„seyn? Muß ich ihr Kuppler seyn, weil ihre
„Freunde das Unglück durch mich gehabt haben,

„nicht

„nicht so schön und artig in der Welt zu erschei-
„nen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken?
„Dieses einzige frage ich Sie: muß ich darum
„ihr Kuppler seyn? — Wenn, sage ich, der
Künstler zu dem Aufseher so spräche; was könnte
der fromme, redliche, großmüthige Mann ant-
worten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen
Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, so-
bald einer von ihnen, entweder Herr Cramer,
oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz
hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen.

G.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XXV. Den 19. Junius 1760.

Hundert und dreyzehnter Brief.

Einen Schriftsteller tadeln, ist eine Beleidigung. Sollte nicht einen andern loben, weit grössere Beleidigung seyn? Ich müßte die Schriftstellereitelkeit wenig kennen, wenn ich hieran zweifeln könnte. Wollte man nun den bösen Gott der Dummheit nur in etwas schonen; so müßte man sparsam im Loben seyn, und Mine machen, als wenn man auch an dem besten Schriftsteller etwas auszusetzen fände? Verständige wissen schon daß man öfters einen Unschuldigen mit der Ruthe streichen muß, wenn ein gezüchtigtes Kind zu schmollen aufhören soll.

Sie können nicht glauben, was das Beurtheilen für eine unangenehme Beschäftigung ist, wenn man nichts als zu tadeln findet,

und gleichwol aus jedem Tadel einen verdrießlichen Streit entstehen siehet. Man müßte alle Gedult verlieren, wenn nicht dann und wann das Vergnügen zu loben wieder aufmuntern sollte; aber wie selten kann man sich dieses Vergnügen machen? — Ich lief seit einigen Tagen die Menge Neuigkeiten durch, die uns die Leipziger Messe hergegeben, um Ihnen das Merkwürdigste mitzutheilen, und fand ein Schriftchen von vier kleinen Bögen, das mit ungemeinem Witze geschrieben ist. Es führet die etwas seltsame Aufschrift: *Socratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween.* * Die Schreibart hat viel Aehnlichkeit mit der Winkelmannschen. Derselbe körnigte, aber etwas dunkele Styl, derselbe feine, und edle Spott, und dieselbe vertrauete Bekandschaft mit dem Geiste des Alterthums, insbesondere werden Sie bemerken, daß unser Verfasser die naive Laune

* Amsterdam 1759.

Laune des Socrates sehr glücklich gefaßt hat. Die Schilderung die er von dessen Charakter macht, scheinet nach dem Leben zu seyn.

Die Zween, denen die zwote Zuschrift gewidmet ist, sind Freunde des Verfassers, ein Paar Anbether des Publicums, wie er sich ausdrückt, die er durch diese Pillen von dem Dienste der Eitelkeit zu reinigen wünschet. „Wo „ein gemeiner Leser nichts als Schimmel sehen „möchte, spricht er, wird der Affect der Freund„schaft Ihnen, meine Herren, in diesen Blät„tern vielleicht ein mikroscopisch Wäldchen entde„cken.“ Ich bin einer von den gemeinen Lesern, und glaube dennoch ein sehr anmuthiges Wäldchen entdeckt zu haben, ob ich gleich gestehe, daß mir manche Stelle dunkel scheinet, dazu vielleicht die Zween das Mikroscop in Händen haben. — „Ich habe über den Socrates, fährt er fort, „auf eine socratische Weise geschrieben. Die „Analogie war die Seele seiner Schlüsse, „und er gab ihnen die Ironie zu ihrem „Leibe. — Socrates war, meine Herren, „kein gemeiner Kunstrichter. Er unterschied

 „in

„in den Schriften des Heraklitus, dasjenige, „was er nicht verstand, von dem, was er „darin verstand, und that eine sehr billige und „bescheidene Vermuthung von dem Verständ„lichen auf das Unverständliche. Bey dieser „Gelegenheit redete Socrates von Lesern, „welche schwimmen könnten. Ein Zusam„menfluß von Ideen und Empfindungen in „dieser lebenden Elegie vom Philosophen, „machte desselben Sätze vielleicht zu einer „Menge kleinern Inseln, zu deren Gemein„schaft Brücken und Fähren der Methode „fehleten.„ Richtiger kan man von den grossen Warheiten, und unzuverläßigen Beweisgründen des Socrates nicht urtheilen!

In der Einleitung redet der Verf. von der philosophischen Geschichte. „Weil Stanley „ein Engländer, und Brucker ein Schwabe „ist; so haben beyde die lange Weile des Publi„cums zu ihrem Ruhme vertrieben; wiewohl „das Publicum auch für die Gefälligkeit, womit „es die ungleichen Fehler dieser Nationalschrift„steller übersehen, gelobt zu werden verdienet.

Des

Des Landes, fährt er fort, ein Autor von „encyclopischen Witze, hat eine chinesische „Caminpuppe für das Cabinet des galicani„schen Geschmacks hervorgebracht. Der „Schöpfer der schönen Natur scheint die „größten Köpfe Frankreichs, wie Jupiter „ehemals die Cyclopen zur Schmiede der „Strahlen und Schwärmer verdammt zu „haben, die er zum tauben Wetterleuchten „und aetherischen Feuerwerken nöthig hat. — „Ich glaube zuverläßig, daß unsere Philo„sophie eine andere Gestalt nothwendig ha„ben müßte, wenn man die Schicksale dieses „Namens oder Worts, Philosophie, nach „den Schattirungen der Zeiten, Köpfe, Ge„schlechter und Völker, nicht wie ein Gelehr„ter oder Weltweiser selbst, sondern als ein „müßiger Zuschauer ihrer olympischen Spiele „studiert hätte, oder studieren könnte.„ Wie seltsam! So ist ein müßiger Zuschauer, der diese olympische Spiele so studiert hat, kein Gelehrter? kein Weltweiser? Man kann einem Geschichtschreiber der Philosophie schwerlich die Unpartheylichkeit

muthen, die man von einem bürgerlichen Geschichtschreiber fordert. Die Begebenheiten, die der erste erzehlen soll, interessiren ihn allezeit mit, und er ist entweder nicht unterrichtet, oder hat Partie ergriffen. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß unsere philosophische Geschichte, immer noch einer Geschichte der Weltweisen ähnlicher siehet, als einer Geschichte der Weltweisheit.

Von den Denkmälern des Alterthums, die verloren gegangen, sagt der Verfasser: „Wenn kein „junger Sperling ohne unsern Gott auf die Erde „fällt: so ist kein Denkmal alter Zeiten für uns „verloren gegangen, das wir zu beklagen hätten. „Sollte seine Vorsorge sich nicht über Bücher „erstrecken, da Er selbst ein Schriftsteller ge„worden, und der Geist Gottes so genau gewesen, „den Werth der ersten verbothenen Bücher auf„zuzeichnen, die ein frommer Eifer unserer Reli„gion dem Feuer geopfert? * Wir bewundern „es an Pompejus, als eine kluge und edle „Handlung, daß er die Schriften seines

Fein-

* Apostelgesch. XIX. 19.

„Feindes Sertorius aus dem Wege räumte;
„warum nicht an unserm Herren, daß er die
„Schriften eines Celsus untergehen lassen? Ich
„meine also nicht ohne Grund, daß Gott für alle
„Bücher, woran uns was gelegen, wenigstens
„so viel Aufmerksamkeit getragen, als Cäsar für
„die beschriebenen Rolle, mit der er in die See
„sprang, oder Paulus für sein Pergamen zu Tro=
„ada. * — Wenn wir mehr Werke der Alten
„hätten, als uns die Zeit hat schenken wollen:
„so würden wir selbst genöthiget werden, un=
„sere Ladungen über Bord zu werfen, unsere
„Bibliotheken in Brand zu stecken, oder es
„wie die Holländer mit dem Gewürze zu
„machen.„ Er beschließt seine Einleitung
mit diesen Worten: „Socrates besuchte
„öfters die Werkstäte eines Gerbers, der sein
„Freund war, und wie der Wirth des Apo=
„stel Petrus zu Joppe, Simon hieß. Der
„Handwerker hatte den ersten Einfall die
„Gespräche des Socrates aufzuschreiben.
„Dieser erkannte sich vielleicht besser in den=

 selben,

* 2. Tim. IV, 13.

„selben, als in Platons, bey deren Lesung er „geseufzt, und gefragt haben soll: Was hat „dieser junge Mensch im Sinn aus mir „zu machen? — Wenn ich nur so gut als Simon der Gerber meinen Held versiehe!“ —

Der Socratische Unterricht ist jederzeit mit den Hebammenkünsten verglichen worden. Diesen Begrif will der Verf. in dem ersten Abschnitte entwickeln. „Wie der „Mensch, spricht er, nach der Weisheit „Gottes erschaffen worden, so scheinet der „Leib eine Figur oder ein Bild der Seele zu „seyn. Wenn uns unser Gebein verholen „ist, weil wir im Verborgenen gemacht, weil „wir gebildet werden unter der Erde; wie „viel mehr werden unsere Begriffe im Verborgenen gemacht, und können als Gliedmaaßen unseres Verstandes betrachtet werden. „Daß ich sie Gliedmaaßen des Verstandes „nenne, hindert nicht, jeden Begrif als eine „besondere und ganze Geburt selbst anzusehen. „Socrates war also bescheiden genug, seine „Schulweisheit mit der Kunst eines alten

„Wei-

„Weibes zu vergleichen." — Der Gedanke ist völlig in dem Socratischen Sinn aber wie mich dünkt, von dem Verf. nicht in seinem vortheilhaftesten Lichte gezeigt worden. Unser Lernen, behauptete Socrates, sey nur ein blosses Erinnern, denn der Same aller Begriffe, die wir erlangen, liegt von je her in der Seele, und wartet nur auf die Gelegenheit, die sein Aufkommen befördert, so wie die Frucht im Mutterleibe schon die Grundbildung des künftigen Mannes enthält, und nur die Hand der Zeit und Gelegenheit erwartet, um sich in grössere Theile auseinander zu wickeln. Dieses zu beweisen, verrichtete er einst seinen Hebammendienst bey den Knaben seines Wirths und lockte durch blosses Fragen einen tiefsinnigen mathematischen Satz aus dem Munde eines Unwissenden, der kaum wußte, was Länge und Breite sey. Er war also nicht bescheiden, sondern nach seiner Lehrmeinung aufrichtig genug, seine Schulweisheit mit der Hebammenkunst zu vergleichen.

Ueber die lieblose Beschuldigung einiger Neuern, davon man weder in der Anklage des Any-

 tus,

tus, noch in dem aristophanischen Pasquill, die mindeste Spur findet, erklärt sich der Verfasser folgendergestalt: „Bey der Bildhauerkunst, in „welcher Socrates erzogen worden, war sein „Auge an der Schönheit und ihren Verhältnis„sen so gewöhnt und geübt, daß sein Geschmack „an wohlgebildeten Jünglingen uns nicht befrem„den darf. Wenn man die Zeiten des Heiden„thums kennet, in denen er lebte; so ist es eine „thörichte Mühe ihn von einem Laster weis zu „brennen, das unsere Christenheit an Socrates „übersehen solte, wie die artige Welt an einem „Tousaint die kleinen Romanen seiner Leiden„schaften, als Schönflecken seiner Sitten. — „Daß er das ihm beschuldigte Laster gehaßt, „wissen wir aus seinem Eifer gegen dasselbe, und „in seiner Geschichte sind Merkmale seiner Un„schuld, die ihn beynahe lossprechen. Man kann „keine lebhafte Freundschaft ohne Sinnlichkeit füh„len, und eine metaphysische Liebe sündiget viel„leicht gröber am Nervensaft, als eine thieri„sche an Fleisch und Blut. Socrates hat also „ohne Zweifel für seine Lust an einer Harmonie

der

„der äusserlichen und innerlichen Schönheit, in
„sich selbst leiden und streiten müssen.“

Ein Hauptzug in dem Charakter des Socrates ist seine vorgebliche Unwissenheit. Kriton soll die Kosten hergegeben haben, ihn von einer ansehnlichen Anzahl von Lehrmeister und Lehrmeisterinnen unterrichten zu lassen, und gleichwol blieb Socrates seinem eigenen Vorgeben nach, unwissend. „Das Loos der Unwissenheit und die Blösse derselben, sagt unser angenehmer Schriftsteller, „macht eben so unversöhnliche Feinde, als die „Ueberlegenheit an Verdiensten und die Schau davon. War Socrates wirklich unwissend; so muste „ihm auch die Schande unwissend seyn, die vernünftige Leute sich ergrübeln, unwissend zu scheinen.“

Die Erläuterungen, die der Verfasser von diesem sonderbaren Geständnisse des Socrates giebt, sind so gründlich, so sehr in dem Charakter des Socrates, daß sie einen vertrauten Schüler desselben verrathen, der ihm sogar einen Theil seiner glücklichen Unwissenheit abgelernet hat. — Ich muß heute wider meine Gewohnheit blos abschreiben; ein andermal will ich Glossen machen, wenn

wenn ich einen schlechtern Autor vor mir habe. — Nachdem der Verfasser die Unwissenheit des Sokrates mit dem Orakelspruche sowohl als mit der Ueberschrift des Tempels verglichen, und nach Anleitung der bekannten Apologie des Sokrates, dargethan, daß ihn das Orakel nur deswegen den weisesten unter allen Sterblichen genennet, weil er sich selbst kennet, und weiß; wie wenig er weiß; so fährt er fort, diesen Wahlspruch des Weltweisen aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, nemlich so, wie er sich dessen gegen die Sophisten seiner Zeit bediente.

„Wir wollen annehmen, heißt es, daß wir „einem Unbekannten ein Kartenspiel anböthen. „Wenn dieser uns antwortete: Ich spiele nicht; „so würden wir dieses entweder auslegen müssen, „daß er das Spiel nicht verstünde, oder eine Ab„neigung dagegen hätte, die in öconomischen, „sittlichen oder andern Gründen liegen mag. Gesetzt aber ein ehrlicher Mann, von dem man „wüßte, daß er alle mögliche Stärke im „Spiel besäße, und in den Regeln sowohl, „als verbotenen Künsten bewandert wäre, der

„aber

„aber ein Spiel niemals anders als auf den Fuß
„eines unschuldigen Zeitvertreibs lieben und trei-
„ben könnte; gesetzt dieser Mann würde in einer
„Gesellschaft von feinen Betriegern, die für gute
„Spieler gelten, und denen er von beyden Sei-
„ten gewachsen wäre, zu einer Parten mit ihnen
„aufgefordert. Wenn dieser sagte: Ich spiele
„nicht; so würden wir mit ihm den Leuten ins
„Gesicht sehen müssen, mit denen er redet, und
„seine Worte ergänzen können: Ich spiele
„nicht; nemlich, mit solchen als ihr seyd,
„welche die Gesetze des Spiels brechen, und
„das Glück desselben stehlen. Wenn ihr ein
„Spiel anbietet; so ist unser gegenseitiger
„Vergleich den Eigensinn des Zufalls für un-
„sern Meister zu erkennen, und ihr nennet die
„Wissenschaft eurer Finger Zufall, und ich
„muß ihn dafür gelten lassen, wenn ich
„nicht will die Gefahr wagen, euch zu belei-
„digen, oder die Schande wählen, euch nach-
„zu ahmen. — In diese rauhe Töne läßt sich
„die Meynung des Socrates auflösen, wenn
„er den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit,
„sagte:

„es keine Allwissenheit vorher zu sehen, daß er nicht „so gut; wie Socrates von der Welt kommen, „sondern eines schmählichern und grausamern To„des sterben würde, als der Vatermörder des „allerchristlichsten Königs, Ludewigs des „Vielgeliebten, der ein Urenkel Ludewigs des „Grossen ist." — Plato läßt sich im zwey„ten Buche seine Republik eine ähnliche Bitterkeit entfahren. „Ein Gerechter von dieser „Beschaffenheit," legt er seinen Bruder Glaucon in den Mund, „stehet in Gefahr, sein „sein Leben in beständigen Quaalen hinzubringen gegeisselt, gefoldert, in Fesseln geschmiedet, „seiner Augen beraubt zu werden, und end„lich sein elendes Leben auf dem Rade zu be„schliessen, um dadurch zu lernen, daß man „nicht gerecht zu seyn, sondern nur zu scheinen „streben müsse u. s. w.

Ich wünsche daß unser Verfasser sein Miniaturgemälde ins Grosse bringen wolle, damit die edlen Züge desto deutlicher werden, die er itzt kaum hat anzeigen können.

D.

XXVI. Den 26. Junius 1760.

Hundert und vierzehnter Brief.

Ich habe wie Sie wissen, schon lange gewünschet, daß man von der Geschichte der Malerey, und der übrigen, die Zeichenkunst zum Grunde habende Künste, in deutscher Sprache nur wenigstens ein mittelmäßig-gutes Buch hätte. Es sind in Deutschland viele Liebhaber dieser edlen Künste, aber nicht alle sind der ausländischen Sprachen kundig, und nicht alle können ihre Liebhaberey so weit erstrecken; daß sie alle in Italiänischer, Französischer und Holländischer Sprache von der Geschichte der Malerey herausgekommene Werke sich anschaffen sollen. Viele können sich auch nicht, gleichsam ex professo mit der

Geschichte der Malerey abgeben, und wollten daher nur gern eine zuverläßige Nachricht von dem Leben und den Werken der berühmtesten Maler haben, von denen man so zu sagen täglich reden höret. Diesen wüßte ich sogar unter den ausländischen Büchern, ausser dem Nouvel Abregé des Herrn d'Argenville nichts, nur mittelmäßig vollkommenes vorzuschlagen. Gleichwol ist dieses aus drey Quartanten bestehende kostbare Werk auch nicht vor jedermann. Sonst aber hat man in Französischer Sprache nichts allgemeines, ausser den Werken des Harms, Felibien und de Piles, die aber wegen der fehlenden neuern und jetztlebenden Maler allzuunvollkommen sind. Im Italiänischen wimmelt das Abecedario Pittorico von Fehlern. Die meisten andern Schriftsteller handeln blos von Italiänischen Malern, ja einige, als Malvasia, Lione Pascoli, Domenici haben sich auf gewisse Provinzen von Italien eingeschränkt. Die Holländer haben, einige Uebersetzungen ungerechnet, meines Wissens nichts von

der allgemeinen Geschichte der Maler; ausser Vanmanders Schilderboek; welches aber allzu alt ist. Houbraken, Weyermann und von Gool, haben blos die Lebensbeschreibungen Niederländischer Maler beschrieben. Im Deutschen hat man den einzigen Sandrart, aber sein Werk ist nicht allein selten zu finden, sondern auch bekanntermassen voller unnützer Ausschweifungen und Weitläuftigkeiten, die manchen die Lust benehmen, zwey dicke Folianten durchzulesen, in welchem nichts destoweniger, alle, seit Ende des vorigen Jahrhunderts lebende Künstler fehlen. Also hat man eigentlich im Deutschen nichts, worin man sich in der Geschichte der Malerey Raths erholen könnte, und was zugleich der Malerey, mehrere Liebhaber in Deutschland erwecken könte; denn ich behaupte, daß sich bey uns die Liebhaber der Malerey merklich vermehren würden, wenn wir einige Lehrbücher zu der Theorie und Geschichte derselben hätten, die einem Liebhaber seine ersten Bemühungen in etwas erleichtern könnten. Urtheilen Sie also von meiner Freude, als ich

vor einigen Monaten in verschiedenen gelehrten Berichten den prächtigen Titel fand: **Allgemeine Künstlerhistorie oder berühmter Künstler Leben, Werke und Verrichtungen, mit vielen Nachrichten von raren alten und neuen Kupferstichen, beschrieben von Johann Wolfgang Knorr. Mit den Bildnissen vieler Künstler, Nürnberg, 1759. in Quart.** Und zugleich Recensionen die dieses Werk ungemein anpreisen, und davon sogar als von etwas, dergleichen seit langer Zeit in Deutschland nicht erschienen wäre, redeten. Ich konnte nicht eher ruhen, als bis ich dieses Werk, ohnerachtet es noch nicht fertig war, von Nürnberg erhalten hatte. Aber wie groß war nicht gleich mein Erstaunen, als ich *das Titelblatt* aufschlug, um die darunter liegende Lage von Kupferblättern zu besichtigen. Das oberste Blatt stellte den **Martin Schön, Michael Wohlgemuth und Marcus Antonius** vor, so abscheulich, daß sie nicht ungestallter seyn könnten, wann ein Bauer ihre Köpfe aus Holz geschnitzt hätte, daß sie seinen

Kin-

Kindern zum Puppenspiele dienen sollten. Nun dachte ich, Herr Knorr ist zwar ein schlechter Kupferstecher, aber er kann vielleicht doch ein mittelmäßiges Buch von der Geschichte der Künstler geschrieben haben, aber nachdem ich es durchgelesen, so ist auch diese Hofnung verschwunden. Die Absicht des Verfassers mag ganz gut gewesen seyn, aber es scheinet ihm an vielen nöthigen Hülfsmitteln gefehlet zu haben. Insbesondere hat sein Werk gar keinen ordentlichen Plan, daß er sich also an sein Schreibepult gesetzt hat, ohne noch selbst recht zu wissen, was er schreiben wollte, er sagt zwar in der Vorrede: „Der Nutzen von „diesem Vorhaben solle seyn, daß in einem Wer„ke bey einander zu finden sey, was oft mit vieler „Mühe oder wohl gar vergeblich gesucht wird.„ Aber ich finde dis in dem Werke selbst nicht, denn ich habe wirklich viele nöthige Dinge darin vermisset, die sonst auch in bekannten Büchern nicht eben so gar schwer zu finden sind. Der Verfasser aber muß, wie ich schon gesagt habe, seinen Plan selbst nicht recht eingesehen haben: Anekdoten und

neue Nachrichten will er nicht liefern, das siehet man wohl; wolte er also aus andern Büchern das möglichste zusammen tragen; so muste er sich doch entweder vornehmen, blos von den merkwürdigsten Künstlern zu handeln, dann hätten aber viele die er anführet, gänzlich wegbleiben müssen. Wollte er aber von allen handeln: so würde sein Werk wenn er es so, wie er angefangen, fortsetzen wolte, zu einer ungeheuern Grösse anwachsen, und in beyden Fällen ohnfehlbar das verwirrteste unter allen Geschichtbüchern seyn, weil er schon vom Anfange anfängt, die Künstler aus allen verschiedenen Künsten, Jahrhunderten, Ländern und Schulen unter einander zu werffen, so daß es fast scheinet, er habe von einem Künstler hin und wieder ein paar Worte aufgeschrieben, so wie er etwa den Sandrart, Vanmander oder Weyermann hin und wieder aufgeschlagen hat, ohne recht zu wissen warum; er hätte ja die Künstler nach den Schulen ordnen können, wie de Piles, oder nach der Zeitrechnung wie Harms, oder nach dem Alphabet wie das Abecedario,

dann

dann ob er zwar meinet, daß ein Register alles wieder in Ordnung bringen solle; so kann er doch gewiß versichert seyn, daß durch ein Register nie werde in Ordnung gebracht werden können, was von Anfang an, tumultuarisch geschrieben ist.

Ich darf Ihnen nur die Namen der Künstler nennen, die er, so weit ich das Werk besitze, beschreibet, um ausser Zweifel zu setzen, daß der Verfasser gar keinen Schatten der Ordnung sich könne vorgestellet haben. Den Anfang machen ein paar Blätter mit der Aufschrift: Von der Kunst in Erz zu graben, oder der sogenannten Kupferstecherkunst, die unter andern ein Lob der Kupferstecherey enthalten, welches Herr Knorr nur ja nicht auf seine Bildnisse der Künstler ausdehnen mag. Hierauf folgen folgende Leben der Künstler: 1) Laurentius Costerus. 2) H. S. und 3) E. S. zwey alte unbekannte Meister, von denen Herr Knorr die Epoche der Erfindung der Kupferstecherey anhebt. 4) Martin Schön. 5) Israel v. Mecheln 6) Wait,

 ein

ein sonst ziemlich unbekannter Kupferstecher aus dem funfzehnten Jahrhunderte. 7) Franz von Bocholt. 8) Michael Wohlgemuth. 9) Albrecht Dürer der Aeltere. 10) Albrecht Dürer der Jüngere. 11) Andreas Mantegna. 12) Marcus Antonius Raimondi. 13. 14) Johann und Haibert van Eyk. 15) Desiderius Erasmus. 16) David Joris. 17) Cornelius Antonius. 18) Jan de Hoey. 19) Bernhard von Orlay. 20. 21) Dirk und Wouter Crabet. 22) Cornelius Antonissa, dis ist eben der oben unter Nr. 17. angeführte Cornelius Antonius. Hieraus können Sie sehen, mit wie wenigem Nachdenken Herr Knorr zusammen schreibt. 23) Adrian van der Speck. 24) Johann Buch; so nennt Herr Knorr, der überhaupt die Namen öfters verstümmelt, den bekannten Schüler Sprangers, Johann von Aachen. 25) Johann Snellinks. 26) Isaac Nicolai. 27) Adam van Oort. 28) Otto Venius. 29) Jan de Waal. 30) Johann Wienlandt. 31) Adrian Wienlandt. 32)

Wil-

Wilhelm Nieulandt. 33 - 36) Abraham, Cornelius, Heinrich, Adrian Blömart. 37) Tobias Verhangt. 38) Michael Mirevelt. 39) Paul Morels. 40) Sebastian Frank. 41) Adam Elsheimer. 42) Heinrich Gaudt. 43) Lucia Francois. 44) Roland Savery. 45) Johann Savery. 46) Adam Willaerts. 47) Aart Jansse Druvestein. 48) Jakob Wilhelm Delf. 49) Peter Paul Rubens. Von allen diesen Künstlern ist etwas gesagt, aber bey den meisten werden die kurzen Nachrichten denjenigen, die diese Künstler sonst nicht kennen, wenig nutzen, und jedem muß überdem in die Augen fallen, daß viel grosse Künstler, anstatt vieler ziemlich unberühmten, vorzüglich beschrieben zu werden, verdienet hätten. Das einzige was in diesem Bändgen nützlich ist, ist ein von S. 33 bis 92 gehendes Verzeichniß aller Kupferstiche und Holsschnitte des berühmten Albrecht Dürers, welche Herr Knorr nach der ansehnlichen Sammlung des Herrn D. J. G. Silberrads beschrieben hat. Hievor wird dem Herrn Knorr gewiß

wiß jeder Liebhaber der Malerey danken, aber das übrige ist auch um desto entbehrlicher, und ich rechne meinen obigen Wunsch, der kürzlich in Absicht auf die Theorie der Malerey, durch die Uebersetzung des Roger de Piles Cours de Peinture einigermassen ist erfüllet worden, in Absicht auf die Geschichte der Malerey, noch für gänzlich unerfüllet. Durch dieses Werk, bin ich überhaupt auf alle Recensionen, die mit Lobsprüchen angefüllet sind, noch mißtrauischer geworden, als ich vorher war.

Re.

Ende des sechsten Theils.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Cuno J. C. Geistliche Lieder, 2ter Theil. gr. 8vo. Hamburg, 759. 7 Gr.

— Creutztriumph, oder besungener Sieg des gekreuzigten Ueberwinders und Erlösers Jesu Christi, 8vo. Hamb. 760. 4 Gr.

Laertii Diog. de vitis dogmatibus & apophthegmatibus clarorum philosophorum. Libr. decem græce & latine. 8vo. Lipsiæ. 759.

Lardners Nath. von den Besessenen, derer im neuen Testament gedacht wird, in vier Reden, über Marc. 5, 19. 8vo. Brem. 760. 5 Gr.

Beyträge zu den Denkwürdigkeiten Friedrichs des Grossen, jetzt regierenden Königs von Preussen. 8vo. Frft. und Leipzig. 760. 6 Gr.

Mehner, M. G. A. der unermüdete und gesegnete Nachfolger Jesu, 4to. Friedrichsstadt, 760. 2 Gr.

Raschigs C. E. Sammlung besonderer Canzelreden über einige Sonntagsevangelien und Episteln, 2ter Theil, 8vo. Dresden, 760. 8 Gr.

Du Culte des Dieux fétiches, gr. 12mo. 1760. 12 Gr.

Examen des Critiques du Livre intitulé, de l'esprit. gr. 12mo. Londres, 760. 12 Gr.

Gordon. Discours historiq. & politiq. sur Salluste II. Tom. gr. 12mo. 759. 1 Rthlr. 12 Gr.

Hume

Hume le Caffé ou l'ecossaise comedie, gr. 12mo. Londres. 760. 20 Gr.

Relation de la maladie de la Confession de la mort & de l'apparation du Jesuite Bertier, gr. 12mo, 760. 2 Gr.

